Digitized by Google

4530 cl cl 15

# Zur
# christlichen Alterthumskunde
## in ihrem Verhältniß zur
# heidnischen.

## Vorträge und Studien

von

**G. Huyssen,**
evangelischem Pfarrer.

Kreuznach,
1870.
Verlag der J. H. Maurer'schen Hofbuchhandlung.

# Vorwort.

Vorträge und Studien, oder auch auf Grund fortgesetzter Studien erweiterte Vorträge sind es, die hier dem geneigten Leser geboten werden. Sie behandeln verschiedene Themata, sammeln sich aber alle in den geweihten Hallen der christlichen Alterthumskunde, wobei denn freilich auch der Vorhof der heidnischen nicht unberücksichtigt bleiben durfte.

Die vier ersten Arbeiten erscheinen als Früchte einer Ferien-Reise nach Italien, die der Verfasser vor einigen Jahren machte, und nach der er in verschiedenen größeren Städten des Niederrheins zu Mittheilungen aufgefordert wurde. Einige der nachstehenden Vorträge wurden hierselbst vor einem Kreise gebildeter Damen und Herren gehalten, andere in dem antiquarisch-historischen Verein für Nahe und Hunsrücken, der letzte in seinen Hauptpartieen in dem hiesigen Handwerkerbildungsverein.

Wenn die ersten vier Vorträge: über antike und christliche Kunst und Bildersprache, über das heidnische und christliche Rom, über das römische Amphitheater und die Katakomben, sich zumeist an das klassische Alterthum anlehnen und von da aus auf das christliche hinüberleiten, so führen die folgenden auf das Gebiet der altdeutschen Mythologie und Sage, zeigen uns das germanische Heidenthum in seiner Bedeutung für Glauben und Aberglauben im Christenthum, stellen den Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum dar in dem Drachenkampf und den militärischen Märtyrern, zeichnen das Bild eines der ältesten Glaubenszeugen in Gallien, des großen frän-

kiſchen Heiligen Martinus von Tours, und feiern endlich den glorreichen Sieg des Chriſtenthums über das deutſche Heidenthum in der altgermaniſchen Volkspoeſie, namentlich in der wunderbar ſchönen Geſtalt des altſächſiſchen Heliand.

Die beiden letzten Vorträge über Xanten und Kreuznach zur römiſchen und chriſtlichen Zeit geben eine kurze Ueberſicht eingehenderer Studien, die der Verfaſſer über die Vorzeit der beiden Stätten ſeiner amtlichen Thätigkeit machte. Tragen ſie mehr lokalen Charakter, ſo ſtellen ſie doch eben an dem Beiſpiel zweier einzelnen rheiniſchen Städte dar, wie es mit vielen derſelben in ähnlicher Weiſe vor Alters zugegangen ſein mag. Inſofern können ſie auch wohl das Intereſſe weiterer Kreiſe in Anſpruch nehmen, wie denn der eine derſelben gerade zu den Vorträgen gehört, deren Veröffentlichung auch von auswärts her gewünſcht wurde.

Mögen denn die ſchriftlichen Ausarbeitungen, wie ſie jetzt vorliegen, eben ſo freundlich aufgenommen und nachſichtig beurtheilt werden, als zu ihrer Zeit die mündlichen Vorträge.

Kreuznach, im October 1869.

Der Verfaſſer.

# Inhaltsverzeichniß.


1. Ueber antike und altchriſtliche Kunſt und Bilderſprache . . . . . 1
2. Das chriſtliche Rom auf und in den Trümmern des heidniſchen und das heidniſche im chriſtlichen Rom . . . . . 29
3. Das römiſche Amphitheater, eine Luſtſtätte der Heiden, eine Leidensſtätte der Chriſten . . . . . 61
4. Die römiſchen Katakomben, der erſten Chriſten Grab- und des Urchriſtenthums Pflegeſtätten . . . . . 95
5. Der Drachenkampf und die militäriſchen Märtyrer, namentlich am Rhein 129
6. Martinus von Tours, der Apoſtel Galliens, der Volksheilige Deutſchlands 165
7. Das germaniſche Heidenthum in ſeinem Verhältniß zum Glauben und Aberglauben im Chriſtenthum . . . . . 197
8. Chriſtus in der altdeutſchen Volkspoeſie, namentlich im Heliand . . . 233
9. Das römiſche Caſtra vetera und das chriſtliche Xanten . . . . . 277
10. Die Heidenmauer und das chriſtliche Kreuznach . . . . . 317

Zur

# christlichen Alterthumskunde

in ihrem Verhältniß zur

# heidnischen.

# I.

# Ueber antike und altchriſtliche Kunſt und Bilderſprache.

Wir werden wohl nicht irren, wenn wir den Unterſchied zwiſchen der antiken und chriſtlichen Kunſt kurz und einfach dahin beſtimmen, daß jene das Göttliche in das Irdiſche hinab-, dieſe das Irdiſche zu dem Göttlichen emporzieht. Die Kunſt hat es ja überhaupt mit der Darſtellung des Idealen zu thun, wie Schiller das Weſen aller Kunſt darin ſetzt, „was ſich nie und nirgends hat begeben". Es kommt nun darauf an, worin der Menſch das Ideal ſucht und zu finden meint, ſei es in ſich ſelbſt, wie der Grieche, in ſeiner Formenſchönheit, die auf edeln Inhalt mit Sicherheit ſchließen läßt, alſo in ſeiner Kalokagathia, dieſer völligen Vereinigung und Durchdringung des Schönen mit dem Guten im Bereich des Menſchlichen, der Humanität; ſei es, wie der an eine höhere Offenbarung glaubende Chriſt und Iſraelit, in einem Ueberirdiſchen, in einem über den Bereich des Menſchlichen hinausliegenden Urquell alles Guten und Urbild alles Schönen, in einem unſichtbaren Gott, der allein wahrhaft und vollkommen gut iſt und wohnet in einem Lichte, da Niemand hinkommen kann. Der antike Grieche und Römer zieht in Folge ſeiner Auffaſſung des Idealen ſeine Gottheit in das Irdiſche hinab; auf der höchſten Stufe iſt ihm das vollkommen Menſchliche das Göttliche, wie Schiller das in ſeinem Gedicht „das Ideal und das Leben" ſo ſchön ausdrückt:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen
Und ſie ſteigt von ihrem Weltenthron.
Des Geſetzes ſtrenge Feſſel bindet
Nur den Sclavenſinn, der es verſchmäht,
Mit des Menſchen Widerſtand verſchwindet
Auch des Gottes Majeſtät.

Auf den niedrigern Stufen der Anſchauung aber ſehen wir wie ſelbſt auch bei den Völkern des claſſiſchen Alterthums nicht nur das vollkommen Menſchliche das Göttliche iſt, ſondern auch hie und da mit Vorliebe das niedrige, ſchlechte, ja gemein Menſchliche. Da wird das Wort wahr: wie der Menſch, ſo ſeine Götter. Die Mythologie der Griechen und Römer dichtet den Göttern alle Schwächen und Fehler, alle Bewegungen und Leidenſchaften, ja alle Sünden und Laſter der Menſchen an, ſo daß zuletzt von des Gottes Majeſtät wirklich keine Spur mehr vorhanden iſt.

Ganz anders die von Gott durch Moſes im alten und durch Chriſtus im neuen Bunde geoffenbarte Religion. Da ſoll und will nicht der Gott ſein wie der Menſch, ſondern der Menſch wie ſein Gott. Eritis sicut Deus: Ihr werdet ſein wie Gott, das iſt das alte, von der Schlange mißbrauchte, aber richtig angewandt doch das Ziel alles menſchlichen Strebens und die Höhe aller menſchlichen Aufgabe ausdrückende Loſungswort, welches wir aus dem Munde unſers göttlichen Erlöſers wieder vernehmen: „Ihr ſollt vollkommen ſein, gleich wie der Vater im Himmel vollkommen iſt“. Da ſteigt die Gottheit, wenn wir ſie, das heißt ihren Willen in unſern Willen aufnehmen, nicht von ihrem Weltenthron, ſondern der Menſch erhebt ſich zu ihr empor, und wenn des Menſchen Widerſtand verſchwindet und er mit Gott vereinigt wird, verſchwindet nicht des Gottes Majeſtät, ſondern ſie iſt und bleibt unverändert hoch und heilig, aber der Menſch von Staub fühlt ſich zu ihr hinangezogen und wird geſund, wenn er nur ihres Kleides Saum anrühren und nur an der unterſten Stufe ihres Thrones anbeten kann. Auf der Stirn dieſes Gottes leuchtet dann nicht, wie Schiller von dem hohen Uraniden ſagt, der vermählte Strahl von Sinnenglück und Seelenfrieden, ſondern es iſt alles Seelenfrieden, alles Hoheit, alles heilige Liebe.

Mit dieſer Grundverſchiedenheit zwiſchen der antik-heidniſchen und der chriſtlichen Anſchauung von Gott als dem höchſten Ideal hängt nun natürlich eine durchgreifende Verſchiedenheit in der künſtleriſchen Darſtellung dieſes Ideals zuſammen, die wir eben dahin glauben zuſammenfaſſen zu ſollen, daß wir ſagen: die antike Kunſt zieht das Göttliche in das Irdiſche herab, die chriſtliche das Irdiſche zu dem Göttlichen hinan.

Betrachten wir einen griechiſchen, einen römiſchen Tempel; da iſt die Grundform das Viereck, das alte Symbol für die Welt, oder auch die Rotunde, das Symbol der Befriedigung in ſich ſelbſt. Wie die Kreislinie in ſich ſelbſt vollendet zu ihrem Anfang zurückkehrt, ſo ſchließen im ſchönſten Ebenmaaße der Formen die herrlichen Tempel der olympiſchen Götter zu einer klaren bewußten Harmonie in ru-

higer Selbstbefriedigung sich in sich selbst und in ihrer Erscheinung auf Erden ab, und die ganze Fülle der Gedanken und die Pracht der Formen ist auf das Aeußere und seine Schönheit gerichtet. Eine oder mehrere prachtvolle Säulenreihen umgeben die meist kleinen, weil nicht zur Aufnahme großer Versammlungen bestimmten Tempel, aber das Innere des Gebäudes ist leer, öde, unausgebildet bis auf das Bild der Gottheit, welches darin verehrt wird, und den Altar, auf dem ihr die Opferflamme lodert. Und wie der Raum leer ist, so ist er auch, wenn nicht die weite Thüre offen steht, meist dunkel, es sei denn, daß, wie in einzelnen Fällen, das Dach fehlt und der Tempel oben offen ist. Da ist kein Fenster, welches von der Höhe einen Lichtstrahl in den Tempelraum fallen ließe, da ist kein Thurm, der von der Erde zum Himmel, von der Sichtbarkeit zur Unsichtbarkeit hinanweist, da sind keine Formen, die zu einem Ueberirdischen den ahnenden Geist, die sehnsüchtige Seele emporziehen. Es fehlt dieser Zug der Sehnsucht nach oben und dieser Fingerzeig in die jenseitige Welt. Was sollte er auch? Sind doch die Götter den Menschen gleich geworden und zu ihnen herabgestiegen, ist doch das höchste Wesen, das verehrt wird, dort im Tempel als ideale Menschengestalt wirklich sichtbar vorhanden. Als der geniale Phidias dem Volk der Griechen jene herrlichste Statue des Vaters der Götter und der Menschen in Olympia schuf und er ihn über den Bereich des gewöhnlichen Menschlichen herausheben, seine Größe und Macht veranschaulichen wollte, was that da der Künstler? Er stellte seinen Zeus dar in riesiger menschlicher Gestalt mit gewaltigem Haupthaar, durch dessen Wallen bei Homer der Olymp erschüttert wird, sitzend auf einem Throne so hoch und erhaben, daß, wenn er aufgestanden wäre, er die Decke des Tempels gesprengt und zerstört hätte. Ist das nicht wie eine Ahnung davon, daß die Gottheit nicht umfaßt werden kann von einem Werk von Menschenhand? Nur im Zustande der Ruhe hat sie darin Platz, sowie sie zur That sich erhebt wird der Tempel zu klein und der Raum zu niedrig sie zu halten.

Wie ganz anders in jeder Beziehung stellt sich uns eine christliche Kirche dar, zumal in dem herrlichsten der christlichen Baustyle, dem gothischen. Da ist nicht das Göttliche in das Irdische hinabgezogen, sondern Alles wirkt zusammen, um den Menschen von der Erde zu Gott emporzuleiten. Nicht bloß die oft in Doppelzahl dastehenden hohen, leicht in steter Verjüngung emporsteigenden Thürme zeigen wie erhobene Finger nach oben, auch der diesem Style eigenthümliche Spitzbogen weist im Gegensatz zu dem Rundbogen, der mehr die vollendete Ruhe in sich ausdrückt, über sich hinaus nach oben. Die Normalform des Grundrisses ist das Kreuz, und die hohen, oben in Gewölbegurten übergehenden Strebe-Pfeiler verdrängen an

der Außenseite alle flache Mauerwand, indem sie mit hohen, spitzbogig überwölbten Fenstern abwechseln, welche durch die lichte Pracht ihrer mit heiligen Darstellungen bemalten Verglasung das Sonnenlicht eindringen lassen. Und alle Strebe-Pfeiler und Erker, alle Giebel und Eckthürmchen gehen oben, wie die Thurmspitze selbst auch, in eine der Sonne entgegengeöffnete Kreuzblume aus, welche gleichsam die Sehnsucht des Irdischen nach dem Himmel ausduftet. In einem solchen christlichen Tempel thront kein Gottesbild, denn die Gottheit ist unsichtbar und wohnet nicht in Tempeln mit Händen gemacht, und sie kann und soll nicht in den Bereich des Irdischen hinabgezogen werden, aber Alles in einem solchen Dome stimmt feierlich zur Andacht und zieht Herz und Seele zu Dem empor, der über der Erde und allem Irdischen thront. Ihm lodern keine Opferflammen, aber ihm erklingen, getragen von den Tönen der herrlichen Orgel, die wie Himmelsmelodie von der Höhe in die feiernde Gemeinde herabklingen, die Lobgesänge der Gläubigen, ihn erheben ihre Gebete, das Wort seiner Offenbarung zu vernehmen und das Geheimniß seines Sakramentes zu feiern, ist Zweck und Bestimmung eines solchen Gotteshauses. Da mag denn wohl ein müder Erden-Pilger zwischen der sauren Arbeit der Wochentage Ruhe und Erquickung, eine bekümmerte Seele Frieden, ein vom Schmerz des Lebens zerrissenes Gemüth seligen Trost finden!

Und das war es doch hauptsächlich, was der antiken Kunst wie der antiken Religion fehlte: sie wußte keinen Trost und keine Erhebung zu bieten im Schmerz des Lebens! Durch die ideale Schönheit der Form wird wohl der geistig Gesunde erfreut, aber keine kranke Seele gelabt und kein bekümmertes Gewissen getröstet, und durch die Heiterkeit des Cultus wußte die Antike wohl eine Zeitlang über den Schmerz des Lebens hinwegzusetzen und den Menschen über das Verderben der Sünde zu täuschen, aber da war kein Friede im Streit dieser Erde, kein Trost im Leben, und keine Hoffnung im Tode zu finden. Wie unendlich wehmüthig und hoffnungslos klingt daher auch das Wort des dahingeschiedenen Fürsten der Griechen Agamemnon bei Homer, der lieber der geringste Diener auf Erden, als König im Reiche der Schatten sein will! —

Was der Religionslehre der Alten fehlte, das mangelte auch ihrer Kunst. Wie treffend singt davon unser deutscher Dichter Lenau in seinem Savonarola:

Die Künste der Hellenen kannten
Nicht den Erlöser und sein Licht,
Drum scherzten sie so gern und nannten
Des Schmerzes tiefsten Abgrund nicht.

Daß ſie am Schmerz, den ſie zu tröſten
Nicht wußte, mild vorüberführt,
Erkenn' ich als der Zauber größten,
Womit uns die Antike rührt.

Ja etwas überaus Rührendes hat dieſe Weiſe, wie uns die Antike den Schmerz des Lebens vor und an demſelben vorüberführt! Zunächſt tritt uns das ſchon entgegen in der Art, wie die Alten den Tod gebildet haben. In einer zart ſchonenden ſanften Weiſe führen ſie an dem Schmerz deſſelben vorüber: als den Bruder des Schlafes ſtellen ſie ihn dar. So ruhten, wie Pauſanias berichtet, auf einer Kiſte von Cedernholz im Tempel der Juno zu Elis, beide, Tod und Schlaf, als zwei Knaben ſanft in den Armen der Nacht. Der eine war weiß und ſchien zu ſchlafen, der andere ſchwarz und ſchlief wirklich. Die gebräuchlichſte Darſtellung des Todes iſt aber die in Geſtalt eines Genius mit umgekehrter und ausgelöſchter oder verlöſchender Lebensfackel. Er hat auch wohl einen Aſchenkrug im Arm oder einen Todtenkranz in der Hand und Flügel an der Schultern.

Vergleichen wir mit dieſer heitern milden Darſtellung des Todes bei den Alten, die im Chriſtenthum, ſo iſt ſie ja gewiß viel herber und ſchauriger: Ein grinſendes Todtengerippe, in der einen Hand die die reiche Frucht ſowohl, wie die erſt aufſproßende Saat des Menſchenlebens unerbittlich abmähende Sichel, in der andern die Sanduhr, die unaufhaltſam rinnt und rinnt bis ſie abgelaufen und die ſchwere Stunde des Scheidens da iſt, die kein Gebet und keine Thräne, keine Kunſt und keine Weisheit aufzuſchieben vermag. Das iſt in der That eine überaus ernſte und erſchütternde Darſtellung und Verſinnbildlichung des Todes im Chriſtenthum, und Mancher möchte vielleicht jene heitere milde des Heidenthums paſſender erachten für die ſelige Chriſtenhoffnung der Auferſtehung nach dem Tode. Aber die Sache liegt in der That anders. Weil eben die Alten nach dem Tode keine Hoffnung hatten, und jenſeits des Grabes ſich ihnen in der Unterwelt nur ein dunkles Schattenland darſtellte, in dem der König elender iſt, als hier oben im freundlichen Sonnenlicht der Bettler: darum mußte die antike Kunſt an dieſem hoffnungsloſen Todesſchmerz die Lebenden ſo ſanft, ſo mild, ſo freundlich wie möglich vorüberzuführen ſuchen. Das Chriſtenthum aber, dem nach dem Wort Gottes der Tod als der Sünde Sold gilt, hat kein Intereſſe daran, ſeinen ganzen ſchweren niederbeugenden Ernſt abzuſchwächen und darüber hinweg zu täuſchen. Es läßt ihn vielmehr vollaus wirken, weil es für Den, aber auch nur für Den, der ſich dadurch zur Buße und Beſſerung hintreiben läßt, den reichen Troſt des ewigen Lebens jenſeits hat. Dieſes wird dann auch vielfach im Symbole dargeſtellt, wie in dem aus der Todes-

hülle der Puppe beim erſten Frühlingsſtrahl in verjüngter Geſtalt fröhlich emporfliegenden Schmetterling, oder auch in dem Bilde einer Kopf und Schweif zu einem anfangs- und endloſen Kreiſe verbindenden Schlange, oder in einem himmelwärts ſich aufſchwingenden Genius oder Engel.

Wenn wir nun weiterhin von der Art und Weiſe der antiken Kunſt in einigen Hauptzügen eine Anſchauung gewinnen wollen, werden wir uns vor Allem an die Meiſterwerke der antiken Plaſtik halten müſſen; denn darin, in der den vollen Adel der herrlichen Form in Marmor oder in Erz wiedergebenden plaſtiſchen Geſtaltung, haben die Griechen und Römer den ſchönſten Lorbeer errungen, während ſie in der weicheren, mehr nur durch die Farbe wirkenden Kunſt der Malerei, die wir in der ſpäteren chriſtlichen Zeit vorzugsweiſe blühen ſehen, weniger Bedeutendes leiſteten.

Zu den herrlichſten auf uns gekommenen Reſten griechiſcher Plaſtik, gehört ohne Zweifel die wunderbar ergreifende und rührende Gruppe der Niobe. Man hat die Niobe wohl in anderm Sinne als die mater dolorosa, die Schmerzensmutter des Alterthums bezeichnet. Sie wird mehrfach künſtleriſch verherrlicht und in Liedern gefeiert. Die auf uns gekommenen Statuen der Niobe und ihrer Kinder werden dem Praxiteles, jenem tiefſinnigen Dichter in Marmor und Erz der alten Griechen, zugeſchrieben, zu deſſen beſten Arbeiten jedenfalls eine Niobe zählt, indem ein griechiſcher Dichter derſelben die vielſagenden Worte in den Mund legt:

Götter verkehrten zum Stein mich Lebende, aber aus Stein hat
Wieder Praxiteles mir Seele und Leben verlieh'n.

Uebrigens wird die Nioben-Gruppe, von der wir reden, ſchon zu Plinius Zeiten von Andern auch dem Skopas zugeſchrieben. Sie ſchmückte ehemals einen Apollotempel, wahrſcheinlich deſſen äußeres Giebelfeld, und iſt 1583 in Rom aufgefunden, ſeit 1772 eine Perle der reichen Kunſtſammlung der Gallerie der Uffizien in Florenz. Tief tragiſch tritt uns in der Sage und in dieſem Bilde der Niobe, der Tochter des Tantalus, Gemahlin des Königs Amphion von Theben, der ächt heidniſche Gedanke von dem Neid der Götter entgegen, vor dem wir das Grauen ja, nach dem Schillerſchen Gedichte vom Ring des Polykrates, aus unſeren Jugend-Erinnerungen mit herübergebracht haben. Aber es iſt nicht bloß der Neid der Götter, ſondern zugleich auch der Uebermuth der Menſchen, deſſen Beſtrafung den dunkeln Hintergrund dieſer Sage und dieſer Darſtellung der Niobe bildet. Allein was ſie ſtolz und ihres Glückes froh macht, iſt nur das Edelſte und Schönſte, deſſen ein Weib ſich rühmen kann, iſt Das, worin auch der Stolz und die Freude der Patriarchen und aller Männer und Frauen des alten Teſtamentes beruht: es

ſind ihre Kinder. Niobe hatte deren nicht weniger als zwölf oder vierzehn, ſechs, nach Andern ſieben, kräftige Söhne und ebenſo viel in Jugendblüthe prangende Töchter. Deß rühmt ſie ſich und überhebt ſich der Göttin Latona oder Leto gegenüber, die nur Einen Sohn und Eine Tochter hatte: Appollo und Diana, und dieſe entbrannten darob in heftigem Zorn und tödteten die Kinder der Niobe alle mit ihren mörderiſchen Geſchoſſen, Apollo die Söhne, Diana die Töchter. Homer ſingt davon alſo:

Ihre Söhne erlegte mit ſilbernem Bogen Apollon
Zornigen Muths, und die Töchter ihr Artemis, froh des Geſchoſſes,
Weil ſich Niobe gleich der roſigen Leto geachtet:
Zwele nur habe die Göttin, ſie ſelbſt ſo viele geboren,
Aber nur zween verdarben die zween die anderen alle.

Die Mutter allein, die doch durch ihren Uebermuth allein die ſchuldige war, ſollte den Tod ihrer Kinder überleben, aber betäubt und hingenommen von unſäglichem Schmerz erſtarrte ſie endlich auf den einſamen Höhen des Sipylos zu einem Felſen, von deſſen ewigem Schnee Quellen herabrieſeln, wie nie geſtillte Thränen.

Aber mit ihr iſt nun dieſe ganze tief ergreifende Geſchichte von der Beſtrafung menſchlicher Vermeſſenheit und mütterlichen Uebermuthes durch den Untergang eines in Schönheit und Jugendfülle blühenden Geſchlechts zu einer Tragödie in Stein geworden, die wohl zu dem Vorzüglichſten gezählt werden muß, was je von Künſtlerhand geſchaffen worden iſt. In der Gruppe der Niobiden wird uns der ganze unendliche ungetröſtete Schmerz in einer ſo wahren und doch durch den Zauber der vollendeten Schönheit und Anmuth, ſo wie durch tief gemüthliche Züge ſo milde verklärten Weiſe vorgeführt, daß alles Grauen und Entſetzen geſchwunden iſt und wir nur von hoher Bewunderung und inniger Theilnahme ergriffen daſtehen.

Obſchon von der herrlichen Gruppe nur einzelne Figuren mit zweifelloſer Sicherheit recognoscirt ſind und wohl nur die Hauptſtatue der Mutter Niobe und die zweier Töchter ſicher noch im Originale des Praxiteles erhalten, die übrigen Statuen wohl nur in ſehr gelungenen Copien auf uns gekommen ſind, ſo kann doch jetzt die ganze Gruppe mit ſehr großer Wahrſcheinlichkeit ſo wie ſie der Künſtler zuſammengeordnet hatte, wieder zuſammengeſtellt werden. In der Mitte, wo das Giebelfeld der Tempelfronte, in dem ohne Zweifel die Gruppe ſtand, am höchſten war, ſtand die ſchmerzbewegte Mutter, die an ſie ſich anſchmiegende zuſammenſinkende jüngſte Tochter beſchützend. Alle ihre andern herrlichen Kinder ſieht Niobe theils ſchon zum Tode getroffen, theils vor der Rache der erzürnten Götter vergebens fliehen. In den Mienen der kräftigen Söhne, deren erſt zwei wirklich ein Opfer des Todes geworden ſind, prägt

sich noch Muth und hoffende Kraft aus. Einer derselben versucht noch in brüderlicher Liebe vergebens eine schon tödtlich getroffen vor ihm sinkende Schwester mit seinem über dem Haupte erhobenen Gewand zu decken und zu schützen. Diese aber, ganz ergeben in ihr unverdientes Schicksal, ist wie eine geknickte Blume zusammengesunken, und der auf das Knie des Bruders gestützte rechte Arm will eben hernieder gleiten, während der linke Arm kraftlos niederfällt. Hinter ihnen suchen zwei kräftige Männergestalten, mit Anspannung aller Kräfte in mächtigster Bewegung aufwärts steigend, der Gefahr zu entgehen. Zwischen ihnen und der hohen Mutter stehen zwei Töchter, edle Gestalten, von denen die eine von Schrecken ergriffen davon zu eilen trachtet, während die andere schon vom Pfeil getroffen, den Kopf nach hinten sinken läßt und den Mund wie aufseufzend öffnet. An der andern Seite der Mutter steht sinnend eine andere Tochter, die auf die Flucht verzichtend und sich selbst vergessend den vor ihr vom Pfeil zu Tode getroffenen und in's Knie gesunkenen Bruder, der sie voll Schmerz anblickt, mit ihrem erhobenen Gewand schützen will. Dieser aber noch kräftig stemmt wie zum Widerstande, den einen Fuß gegen den Stein und die rechte Hand in die Seite, mit der linken sich aufstützend. Sein zurücksinkendes Haupt blickt wie in fragendem und zürnendem Trotz hinauf nach den Urhebern des Unglücks. Weiter zeigt sich der jüngste Sohn, noch ein Knabe, der bei einem treuen Diener des Hauses, seinem Pädagogen und Erzieher, Schutz sucht. Dieser zieht mit der rechten Hand ihn an sich, die linke hoch zu der unerbittlichen Gottheit erhoben. Neben ihm ist ein älterer Bruder, zu Tode getroffen, auf beide Knie niedergesunken und mit der linken Hand scheint er nach der Wunde im Rücken zu greifen, im Todeskampf noch Kraft und Adel in seinen Mienen verrathend. Zur Ruhe der Todten schon völlig eingegangen ist der letzte Sohn, welcher, zwischen sich und dem eben erwähnten Raum lassend, vermuthlich für eine gefallene Schwester, langgestreckt daliegt auf seinem Gewande, mit der linken Hand die vor Kurzem noch schmerzende Todeswunde berührend, während die Rechte über den Kopf sich hinbeugt und die Füße wie bei einem ruhig Schlummernden übereinander gelegt sind.

Wenn schon in allen diesen Zügen: in dem ruhigen Schlummer des still daliegenden Todten, in der geschwisterlichen Liebe, mit welcher der Bruder die Schwester, die Schwester den Bruder zu schützen sucht, in der treuen Sorge des Pädagogen für den jüngsten Sohn, in der männlich edlen Haltung, mit der die andern alle dem Tod entgegengehen, uns die Antike mild vorüberführen will an dem schrecklichen Schmerz des verlorenen Lebens und des unvermeidlichen Todes eines ganzen blühenden Geschlechtes, so ist das in gesteigertem Maaße der Fall in der kolossal gehaltenen Hauptfigur der kö-

niglichen Mutter. Sie, die durch den ächt weiblichen Werth, durch die höchste Würde der Frau, Mutter einer herrlichen Schaar von Kindern zu sein, einer Göttin trotzen konnte, vergißt auch im tiefsten Schmerz weder ihrer mütterlichen Pflichten, noch ihrer weiblichen Würde, noch ihrer königlichen Hoheit als Gemahlin des Beherrschers von Theben, als Tochter des Tantalus und Enkelin des Oberhauptes der Götter. Sie beschirmt mit mütterlicher Zärtlichkeit ihr jüngstes Kind, indem sie das ängstlich zur Seite nach den Geschossen schauende mit der rechten Hand gegen ihren Schooß drückt um es darin zu bergen, während sie mit der linken das lange faltige Gewand hebt, wie um es über das Haupt zu ziehen. Und dieser Kopf, mit welchem königlichen Adel blickt er empor, welch' unnennbarer Schmerz paart sich in diesen Zügen mit einem hohen, auch durch das schrecklichste Geschick nicht gebeugten Selbstbewußtsein der heroischen Frau! Welche Fülle, welche Kraft wohnt in diesen Gliedern, welch' reiches Leben widerstreitender Gefühle tritt uns in diesen Mienen entgegen! Trotz aller erhabenen Ruhe liegt doch darin schon die Ahnung und Ankündigung der kommenden Ueberwältigung durch den Schmerz, der, wenn nun jede letzte Hoffnung dahin sein wird, sie zu einem „einsamen epheuumrankten Felsen" erstarren lassen wird. Aber diesen schrecklichen Höhepunkt des Schmerzes zeigt uns das wunderbare Kunstwerk nicht, es läßt ihn uns kaum leise ahnen und führt uns sanft daran vorüber. So ist in der ganzen Darstellung nichts Zerrissenes, nichts Zerfahrenes, nichts durch das Extrem menschlichen Wehes Unschönes, und die beiden Gottheiten, die in beleidigtem Zorn all' das Unglück anrichten, bringt der Künstler gar nicht zur Anschauung.

Etwas Aehnliches finden wir bei einem anderen hochberühmten Kunstwerke der Alten: der Laokoongruppe, über die Lessing, Göthe und andere Aesthetiker und Philosophen zur Darlegung ihrer Ideen über die Kunst und das Schöne eigene Schriften geschrieben haben. Göthe sagt treffend, die Absicht des Meisters sei darauf gegangen, „die höchste Schönheit unter den gegebenen Umständen des höchsten körperlichen und Seelenschmerzes darzustellen," und ein andrer seiner Kunstkenner (Adolph Stahr) sagt von Laokoon: „Es steht in diesem tragischen Ringen ein großer Mensch vor uns, der, obschon tief ergriffen von leidvoller Qual, doch ein unausweichbares Schicksal auch im höchsten Schmerze noch würdevoll zu tragen weiß." Darin liegt die Meisterschaft des Künstlers, uns mild an demselben vorüberzuführen. Schon Plinius bezeugt: dieser Laokoon, der sich im Hause des Imperator Titus befindet, ist ein Werk, das allen Werken der Malerei und Bildnerei vorzuziehen ist. So war dasselbe bekannt und berühmt längst ehe es wieder aufgefunden war. Das geschah erst 1506, indem ein Weinbergsbesitzer Felix de Fredis nahe

bei den alten Bädern des Titus in Rom die Gruppe in einem verhältnißmäßig sehr wohl erhaltenen Zustand fand, insofern nur Einiges an den Armen, an den Zehen der Figuren und an den Schlangen zu ergänzen war. Als Pabst Julius II. von dem Funde hörte, ließ er denselben sogleich durch den berühmten Michel Angelo untersuchen, der seine Bedeutung sofort erkannte. So wurde der glückliche Finder mit einer reichen Pfründe entschädigt und die herrliche Gruppe kam in die Kunstsammlung des Vatikans zu Rom, wo sie noch heute eine Hauptzierde bildet. Die Künstler, die sie verfertigt sind uns von Plinius genannt. Er sagt, die drei hochberühmten Künstler Agesander, Polydorus und Athenodorus, geborne Rhodier, hätten den Laokoon und seine Kinder und die wunderbaren Verschlingungen der Drachen aus einem Marmorblocke nach gemeinsamem Plane gebildet. Hiernach hat wohl Lessing Recht, wenn er den Laokoon in die Zeit des Plinius versetzt, während Andre ihn in die Alexander des Großen haben zurückführen wollen. Die Gruppe muß, ehe sie verloren ging, öfter nachgebildet worden sein, indem sich noch Reste solcher Darstellungen in anderen Museen finden.

Der Gegenstand der Laokoongruppe ist aus der altgriechischen Sage entnommen, indem dieselbe erzählt, daß die Hellenen, nachdem sie zehn Jahre vergebens Troja belagert hatten, einen scheinbaren Rückzug antraten, dabei aber ein großes hölzernes Pferd zurückließen. Vor demselben, das durch die in ihm versteckten Krieger bestimmt war, der Stadt Troja Verderben zu bringen, warnte der Priester Laokoon die Trojaner. Dafür bestraften ihn aber die Götter, die einmal Trojas Untergang beschlossen hatten, indem sie zwei Schlangen aus dem Meere sandten, welche plötzlich den Laokoon mit seinen Söhnen umstrickten und erwürgten. Die Mißgunst der Götter spielt also auch hier wieder eine Hauptrolle und ist die Quelle des Verderbens einer unschuldigen Familie, indem dem Vater für einen seiner Vaterstadt gegebenen guten Rath so übel gelohnt wird, und die armen Söhne vollends ganz unschuldiger Weise in das Verderben, das so wieder ein ganzes Geschlecht dahinrafft, mit hineingezogen werden.

Aber mit welcher Meisterschaft weiß auch hier wieder, bei der vollsten Wahrheit des Ausdruckes, die Antike an diesem ungeheuren Schmerz, für den sie keine Sühne und keinen Trost hat, sanft vorüberzuführen! Wenngleich dieses Kunstwerk aus der römischen Kaiserzeit nicht, wie die Niobegruppe, der wunderbare Geist hellenischer Kunst durchweht, so hat der Sinn für die lautere Formenschönheit doch auch hier an der gefährlichen Klippe, etwas Ungeheures, Gräßliches darzustellen, glücklich vorbeigeleitet, und im Einzelnen mildert sich die Bitterkeit des Eindrucks wieder durch die edelsten gemüth-

vollſten Züge der Familienliebe. Es iſt klar, wie ſich der Künſtler, deſſen herrliches Werk Göthe treffend einen fixirten Blitz nennt, eine Welle, verſteinert im Augenblick, da ſie gegen das Ufer anſtrömt, den Vorgang der ſo überaus lebensvollen Handlung gedacht hat. Während der ältere ſtärkere Sohn zur Linken des Vaters nur leicht von dem Schweife der Schlange umſtrickt wird, hat der Vater ſich mit ſeinem ganzen Leibe zu dem jüngeren ſchwächeren Sohn zu ſeiner Rechten hingebogen, über den auch, um ihn zu ſchützen, ſein ſtarker rechter Arm ſich hingeſtreckt hatte, wohl um die Schlange abzuwehren, die den armen Knaben umſchlungen hat und eben tödten will. Da mit einem Male kommt von der anderen Seite her die andere Schlange und bohrt dem Vater ihren Giftzahn in die Gegend der linken Hüfte ein, ſo daß nun der furchtbare Schmerz es über denſelben gewinnt und er von der Rettung ſeines ſchwachen Kindes ablaſſen muß, um die ihn ſelbſt tödtende Schlange mit beiden Händen kräftig zu erfaſſen. So nur erklärt es ſich, daß der Vater, wie das ſonſt natürlich wäre, mit ſeinem Leibe nicht nach der Seite hin gewendet iſt, wo er ſelbſt den giftigen Biß erleidet, ſondern nach der entgegengeſetzten, wo es eben galt, ſein geliebtes am meiſten bedrohtes Kind zu ſchützen. Dieſem ſind auch das Haupt, der Oberleib, Knie und Arm des Vaters zugewandt, nur die Hände haben ablaſſen müſſen, um die Schlange, die ihn ſelbſt furchtbar peinigt, zu ergreifen.

Deſto größer iſt aber nun das Wehe, das die Seele des unglücklichen Laokoon durchbohrt, indem Theilnahme und Mitleiden mit dem preisgegebenen armen Sohne ſich paart mit dem Schmerz der eigenen Wunde. Der tiefe Jammer über das unglückliche Kind iſt es mehr noch, als die eigene Pein, was ſich in den edeln, männlich ſtarken, jetzt ſo furchtbar erregten Geſichtszügen des großen unſchuldigen Dulders ausprägt Wohl iſt es heftiges Wehe, das die Züge ſo tief gefurcht, die Stirn ſo ſtark gerunzelt, die Mienen ſo gewaltig afficirt hat, aber doch zeigt ſich bei aller Qual Leibes und der Seele kein zum Aufſchrei weit geöffneter Mund, deſſen Vertiefung ſich in der plaſtiſchen Darſtellung ſehr ſchlecht, wie ein dunkler Fleck, hätte ausnehmen müſſen, ſondern die Lippen ſind nur mäßig geöffnet und es ſcheint der ſchwer heimgeſuchte Laokoon nur einen ſtummen Seufzer zum Himmel emporzuſenden, wohin ſich das zurückgebeugte, aufwärts gerichtete Haupt und die Augen mit einem Zug der Wehmuth und des Mitleids, wie Hülfe erflehend, wenden.

Wenn ſich in alledem ſchon ein überaus feines taktvolles Maßhalten des Künſtlers ausſpricht, ſo auch in den Mienen der beiden Söhne. Hätte ſich Schrecken und Schmerz in denſelben eben ſo wie auf dem Antlitz des Vaters ausprägen ſollen, ſo würde das leicht zu viel geworden ſein und auf den Beſchauer grauenhaft und ein-

tönig unſchön eingewirkt haben. Darum der mildere Ausdruck zumeiſt in dem Antlitz des ſelbſt noch nicht vom giftigen Biſſe verletzten älteren Sohnes, der die leichte Umſchlingung des Schweifes der Schlange abzuſtreifen ſucht. Sein Geſicht iſt mit ängſtlich theilnehmender Sorge nach dem Vater hin gerichtet, ſo daß er darüber ſich ſelbſt und ſeine Gefahr faſt ganz zu vergeſſen ſcheint. So hat Winkelmann Recht, wenn er den Laokoon bezeichnet als „eine Statue im höchſten Schmerze nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geiſtes gegen denſelben zu ſammeln ſucht.“ Und hierin liegt denn auch etwas Beſänftigendes, wodurch wir an dem furchtbaren Wehe, das uns dargeſtellt wird, mild vorübergeführt werden, und das ergebungsvolle Dulden des tragiſchen Geſchickes gewinnt uns, wie in der Tragödie, die innigſte Theilnahme ab.

Wir wollen nun noch unſere Aufmerkſamkeit zwei Kunſtwerken der Alten zuwenden, die gleichfalls zu den berühmteſten Antiken gehören und inſofern für uns noch ein beſondres nationales Intereſſe haben, als ſie uns in die Zeit der erſten Berührung zwiſchen den Völkern des claſſiſchen Alterthums und unſern galliſchen und keltiſchen Vorfahren hineinverſetzen. Es ſind das zwei vorzügliche Kunſtwerke, in denen wohl der griechiſche Meißel unverkennbar iſt, und die auch urſprünglich zu einer größern Gruppe zuſammengehört zu haben ſcheinen. Vielleicht hat ſie, wie neuere Kunſtforſcher vermuthen, der kunſtſinnige König Attalus von Pergamus, der 239 vor Chriſto durch ſeine Siege die Macht der Gallier in Aſien brach, zur Verherrlichung dieſer Siege in ſeiner Hauptſtadt anfertigen laſſen. Von da wären ſie dann, als die Römer ſpäter Pergamus eroberten, mit anderen Kunſtwerken nach Rom gebracht. Hier ſtanden beide plaſtiſche Werke, von denen wir reden: Der ſterbende Fechter und der ſein Weib und ſich ſelbſt im Kampfe tödtende Barbar, auch anfänglich zuſammen, nämlich in der Villa Ludoviſi. Jetzt bildet der ſterbende Fechter eine Zierde der Sammlung im capitoliniſchen Muſeum, für welches Pabſt Clemens XII. ihn ankaufen ließ.

Jedenfalls haben wir es hier mit einem Barbaren, einem Gallier zu thun; das zeigt ſein mit der Schilderung der Gallier von Diodor übereinſtimmendes, ſtarkes dickes Haupthaar, der Schnurrbart, die Halskette, ſo wie der große gewaltige Schild, auf dem der ſterbende Kämpfer liegt, und das vor ihm zur Erde gefallene Schlachthorn. Darauf deutet aber auch die ganze Haltung, die mehr rohe Kraft und die Auffaſſung der Haut, die auf die Einwirkungen eines rauhen Klimas ſchließen läßt, ſowie die unverkennbar ebenſo wenig griechiſche als römiſche Kopfbildung mit dem Geſammt-Ausdruck des Geſichtes. Wir haben aber jedenfalls die Meiſter-

ſchaft zu bewundern, mit der der griechiſche Künſtler hier in hiſtoriſcher Treue und doch in idealer Auffaſſung ſeinen Barbaren dargeſtellt und mit ſo viel Gefühl und Theilnahme ſein trauriges Schickſal veranſchaulicht hat.

Es ruht ein ergreifender Zug der Wehmuth auf dieſer, in der letzten ſchwindenden Lebenskraft dahingeſunkenen, männlich kräftigen Geſtalt eines Fechters; mag es nun ein ſterbender Kämpfer ſein, der von fremdem Schwert in der Unterjochungsſchlacht getroffen, hoffnungslos dahinſinkt, eine Beute des herriſchen Feindes und ſeiner Uebermacht, oder mag es, wie man früher allgemein annahm, ein von den Römern aus ſeiner Heimath fortgeſchleppter und in der Arena als Gladiator tödtlich verwundeter Gallier ſein: Jedenfalls ſtellt die Statue uns das tiefe welthiſtoriſche Wehe dar, welches dieſe armen Barbaren empfinden mußten, da ſie den übermächtigen cultivirten, aber grauſamen Völkern des claſſiſchen Alterthums gegenüber unterlagen, und, ſei es im offenen Kampfe, ſei es zur Befriedigung ihrer blutdürſtigen gräßlichen Schauluſt, dahinſtarben, einer Schauluſt, die Tauſende und Tauſende von armen Menſchen und Thieren in den ſchrecklichen Gladiatorenkämpfen und Thiergefechten einander mißhandeln und ſich zu Tode bluten ſehen wollte, einer Schauluſt, die namentlich in der römiſchen Kaiſerzeit das Volk als furchtbar demoraliſirt darſtellt, und die zugleich auch der Verfolgung der Chriſten diente, da dieſe zu Tauſenden ihre Leiber unter den Zähnen der wilden Thiere aushauchen mußten.

Als ein ſchmerzliches unſchuldiges Opfer dieſer tiefen Verſunkenheit Roms, hat nun auch unſer ſterbender Fechter im capitoliniſchen Muſeum gelten müſſen, wie ein ſolches in folgenden tief ergreifenden Strophen von Lord Byron geſchildert wird:

Ich ſah vor mir den Gladiator liegen,
Er lehnt auf ſeine Hand. Das Auge ſchließt
Sich männlich, noch im Todeskampf zu ſiegen.
Es ſinkt ſein mattes Haupt, das Blut ergießt
Als letzter Tropfen ſich, der langſam fließt,
So wie die erſten vor Gewittern fallen,
Und Ebbe wird, was erſt ſo fluthend ſchießt.
Es ſchwimmt der Circus ihm, er ſtirbt, es hallen
Noch wild die Stimmen, die zum Lob des Siegers ſchallen.

Er hört's, doch achtet's nicht! — Weit iſt ſein Blick
Und weit ſein Herz hinweg zum fernen Lande:
Ihn rührt nicht Lob, nicht tödtliches Geſchick!
Sein rauhes Hüttchen liegt am Donauſtrande,
Dort ſpielt ſein junges Völkchen in dem Sande,
Dort wohnt ſein Daciſch Weib; dem Uebermuth
Römiſcher Feſtluſt fiel ihr Mann zum Pfande. —
Dies alles rauſcht dahin mit ſeinem Blut!
Rächt's Niemand? Gothen auf, ſchleift eurer Schwerter Wuth.

Ja dieſe tiefe ſchmerzliche Wehmuth athmet uns aus dem ſterbenden Fechter entgegen, der zu Tode getroffen auf ſeinen großen Schild hingeſunken iſt. Mit der rechten Hand ſtützt er ſich mit der letzten hinſchwindenden Kraft gegen den Boden, während die linke Hand ſanft auf dem Oberſchenkel des rechten Beines ruht, welches zuſammengekrümmt unter das im Tode lang ausgeſtreckte linke gezogen iſt. Das Schwert iſt ihm entfallen und aus der linken Bruſt rieſeln die letzten Blutstropfen. So iſt das Haupt tief zur rechten Seite auf die Schulter hinabgeſunken, die brechenden Augen blicken ſtier zu Boden und der Mund iſt wie zum letzten Athemholen geöffnet. In den Mienen liegt der tiefe, tiefe aber letzte Todesſchmerz, und das in ſich gedrängte, halb verborgene Angeſicht deutet auf Einen, der mit der Außenwelt abgeſchloßen hat und ſtill in ſich gekehrt ſtirbt. Das Alles iſt mit ſolchem Geſchick dargeſtellt, daß tiefe Wehmuth und innige Theilnahme den Beſchauer unwillkührlich ergreifen und es bei ihm über die Herbigkeit des bittern Schmerzes gewinnen. Es iſt wieder der Zauber der Antike, der an dem Schmerz, den ſie zu tröſten nicht wußte, mild vorüberführt.

Derſelbe zeigt ſich uns nun auch bei der noch in der Villa Ludoviſi in Rom befindlichen Gruppe des Galliers, der ſich und ſein Weib tödtet, um der Sklaverei der Römer zu entgehen. Dieſe Deutung iſt wohl richtiger, als die frühere auf Pätus und Arria, oder eine mythologiſche, die Winkelmann dafür in Anſpruch nehmen wollte. Die Aehnlichkeit mit dem ſterbenden Fechter deutet auf den Gallier in Knebelbart, Haaren und Geſichtszügen. Eben ſo prägt das Weib mit ihren Mienen ſowohl als mit ihrem kurzen Haar und ihrem mit Franzen verſehenen Gewande als ein Barbarenweib ſich aus. Das Gewand bedeckt in meiſterhaftem Faltenwurf die ganze ſchöne volle Geſtalt, welche wie eine geknickte Roſe völlig kraftlos zuſammengeſunken iſt. Das Haupt iſt tief herabgebogen, die Züge zeigen die ſchmerzensvolle Ergebung in das ſchwere Schickſal. Der eine Arm iſt ganz ſchlaff herabgefallen, während der andere von der kräftigen linken Hand des Mannes aufrecht gehalten wird. Dieſer ſchreitet kühn voran in lebendigſter Bewegung, und nachdem er ſeinem jungen Weibe den Todesſtoß verſetzt hat, um ſie keinem andern, keinem ſeiner trotzigen Beſieger zu überlaſſen, bohrt er ſich ſelbſt ſein Schwert von oben neben dem Halſe her in das Herz. Kühn und trotzig ſchaut er mit ſeinem zur Seite gebogenen Kopfe wie gegen den anſtürmenden Feind, und der Todesmuth der Verzweiflung läßt ſeine männliche Würde nur erhöht erſcheinen.

Die Kunſtkenner haben wohl Recht, wenn ſie ſagen, „niemals ſei die finſtere Wildheit, jener Heroismus der Verzweiflung, dem die Griechen und Römer in ihren Kämpfen mit dieſen Barbaren

begegneten, herrlicher ausgedrückt worden, als in dieser Gestalt, die auch im Selbstmorde noch den Kampf gegen den Feind fortzusetzen scheint." In diesem kühnen männlichen Adel, der lieber sterben, als in unwürdiger Sclaverei fortleben, lieber sein theures Weib tödten, als in der entehrenden Gewalt der Feinde wissen will, liegt die Zauber-Macht der Antike, welcher freilich in solchem Fall der Selbstmord als etwas Edles und Großes galt.

---

Gehen wir über vom Selbstmord zur Selbstaufopferung, vom unversöhnten Schmerz zur Freude der Versöhnung, vom Heidenthum zum Christenthum. Hier begegnen uns denn sofort ganz andere Gedanken und ganz andere Gestalten. Von der vollendeten Formenschönheit werden wir Abschied nehmen müssen, wenn wir aus den heitern Hallen des heidnischen Cultus zu dem stillen Ernst christlicher Bußübung, und von dem fröhlichen Naturdienst zu der Verehrung des Schöpfers im Geist und in der Wahrheit, von der Anbetung der vielen Götter in der Sichtbarkeit zu der des Einen unsichtbaren Gottes übergehen. Hier wird es sich nicht mehr sowohl um die Form, als um den Inhalt handeln, nicht mehr um den Leib und seine Schönheit, sondern um die Seele und ihre Reinheit. Wohl ist es ja wahr, daß die Zeit der ersten Ausbreitung des Christenthums zugleich mit dem Verfall der Kunst in Rom zusammentrifft. Aber das ist doch nur der äußere Grund für die geringere Formenschönheit in der altchristlichen Kunst. Der innere Grund ist der, daß der unsichtbare Gott des Christenthums nicht in sichtbarem Bilde verehrt sein will, und daß der Schönste unter den Menschenkindern, wie ihn der 45. Psalm nennt, seine Schönheit nicht äußerlich zur Schau trug, sondern es da heißen mußte, wie der Prophet Jesaias von dem Knecht Gottes, dem Messias, in seinem Leiden sagt: Er hatte keine Gestalt nach Schöne; wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. Hierzu kam noch, daß das Christenthum seine ersten Stätten der Anbetung in der Weltstadt in den Katakomben fand. Es gab in der That viel eher christliche Gräber, als christliche Kirchen, und über den Grüften der Märtyrer sind die ersten christlichen Kapellen und Bethäuser entstanden, indem die Gläubigen in den Jahrhunderten der Verfolgung, mit ihrem Gottesdienst über der Erde nicht geduldet, unter die Erde sich zurückzogen und da gern an dem Todestag ihrer frommen Blutzeugen, den sie als ihren Geburtstag feierten, an der Stätte, wo ihre Leiber Ruhe gefunden hatten, sich versammelten. So wurden in den Katakomben zu Rom höhere, kapellenartig gewölbte Räume ausgehauen zum Behufe solcher Versammlungen, und der Zug der Andacht zu den Grüften hat sich forterhalten auch in der Zeit, als

das Christenthum Staatsreligion wurde und mit seiner Gottesverehrung an das Licht der Welt sich wagen durfte. Auch da baute man noch unter den alten Kirchen unterirdische Kapellen, sogenannte Krypten, die als uralte Stätte der Anbetung und Feier der Christen immer noch mit Ehrfurcht uns erfüllen müssen.

Das unterrirdische Gewölbe war aber nun gewiß kein Ort für eine hohe Kunst, und die Grabeshallen der Märtyrer kein geeigneter Platz um antike Formenschönheit zu entwickeln. Dazu kam noch, daß dem Christenthum überhaupt, da es die Natur als durch die Sünde verunreinigt betrachtet, eine gewiße Abwendung von der Natur eigen war, und die Religion, die die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit lehrt, stellte dem heitern Naturalismus des Heidenthums einen ernsten Spiritualismus entgegen.

So geschah es denn, daß die ältesten Darstellungen christlicher Kunst, wie wir sie namentlich in den römischen Katakomben finden, eigentlich das Bild, die Abbildung überhaupt, noch nicht kannten, sondern statt dessen das Symbol eintreten ließen: Die Darstellung des Gedankens, der Idee, auch der Person, die die Trägerin der Idee ist, durch eine nicht sie selber, sondern nur eine oder einige ihrer hervorragendsten Eigenschaften und Thätigkeiten darstellende, geistig zu deutende Figur.

Eine Hinweisung hierauf finden wir wohl schon im Neuen Testament, indem der Geist, der nach dem Abscheiden des Heilandes der Gemeinde gesandt wurde und bei ihr bleiben sollte ewiglich, nirgendwo in einer wirklichen Gestalt erscheint, sondern nur unter dem Symbol der Taube. So findet sich denn in den ältesten christlichen Darstellungen, namentlich auf Grabsteinen in den Katakomben, noch gar kein Bild des Herrn, sondern zunächst nur das Monogramm Christi; der Namenszug nach dem griechischen Alphabet X und P, Ch und R, zusammengestellt. Oder auch zur Bezeichnung Christi die Buchstaben A und O, Alpha und Omega, als der erste und letzte Buchstabe des griechischen Alphabets. So wird ja der Herr in der Offenbarung bezeichnet als das A und O, der erste und der letzte. Zu diesen einfachsten symbolischen Bezeichnungen für Christus treten dann bald andere einfache hinzu, wie der Palmzweig, ein beliebtes Symbol als Zeichen des Sieges, den Christus für den Märtyrer errang, und den diese durch ihn sterbend errangen. Die verschiedenen Symbole wurden dann auch verbunden, so auf einem Grabstein zu Rom (vom Jahr 331), wo vier Palmzweige das Monogramm Christi umgeben mit der Beifügung: in signo, im Zeichen, also im Zeichen Christi Sieg. Das ist zugleich eine Erinnerung an die für die Einführung des Christenthums entscheidende Schlacht, die Kaiser Constantin unter Christi Kreuzesfahne über den

Maxentius gewann, nachdem ihm in einem Gesicht das Kreuz mit dem Namenszuge Christi und der Inschrift: in diesem Zeichen wirst du siegen, erschienen sein soll. Außer dem Palmzweig kommt auch wohl ein Kranz als Symbol der himmlischen Ehrenkrone auf Gräbern vor. Weiter findet man oft die Taube, sonst das Symbol des heiligen Geistes, aber hier Symbol der Unschuld und Reinheit, ein noch heutzutage auf Kindergräbern beliebtes Zeichen. Mit Oelzweigen im Munde und unter den Füßen erinnern die Tauben, (z. B. auf einem zu Trier gefundenen Grabstein aus dem 4. Jahrhundert) an die zurückkehrende Taube, die Noah nach der Sündfluth aus der Arche ausfliegen ließ, das ist also wohl eine symbolische Hindeutung darauf, daß die Abgeschiedenen, nach ihrer Umfahrt auf den Fluthen der Welt, glücklich in den Hafen des ewigen Lebens eingelaufen und zum ewigen Frieden gekommen sind, welcher ja auch durch diesen Oelzweig symbolisirt wird. Zur Erinnerung an die Arche und an die Lebensschifffahrt auf dem Meer der Welt kommt dann auch oft das Schiff vor. Weiter findet sich als eines der ältesten Symbole das Lamm, sowohl einerseits die Unschuld darstellend, als andrerseits den Heiland versinnlichend, der ja vielfach als das Lamm Gottes bezeichnet wird. Häufig sieht man aber auch ein Lamm oder mehrere bei dem guten Hirten, der dann Christum darstellen soll, welcher das verlorene Schaf auf seinen Achseln heimträgt mit Freuden, und der jetzt die selig Entschlafenen im Himmel weidet auf der grünen Aue des ewigen Lebens. Ein beliebtes uraltes Symbol Christi ist der Fisch, der einerseits daran erinnert, daß Christus seine Jünger zu Menschenfischern machen will, der aber hauptsächlich dadurch zu der Bedeutung eines Symbols Christi gekommen ist, daß die Buchstaben des griechischen Namens für Fisch J-Ch-Th-Y-S die Anfangsbuchstaben der Worte bilden: Jesus Christus Theou Yos Soter, zu Deutsch: Jesus Christus Gottes Sohn Erlöser. Ein anderes schon frühe beliebtes Symbol ist dann der Anker, der auf Gräbern so schön auf die Hoffnung des ewigen Lebens hinweist. Dies Symbol hat darin seinen Grund, daß in Hebräer 6, 19 die Hoffnung bezeichnet wird als der sichere und feste Anker unserer Seele, der mit Zuversicht die himmlischen Dinge ergreift, wie ja denn der Anker auch in den verborgenen Meeresgrund eingreifend das Schiff festhält. Auf einem Sarcophag zu Rom finden sich diese drei Symbole, der gute Hirte mit dem verlorenen Schaf auf den Schultern, der Fisch und der Anker zusammen.

Clemens von Alexandrien (um 200) nennt in seinem Pädagogus, in dem er gegen den Luxus zu Felde zieht und Ringe von Gold und Edelsteinen nur als Erinnerungszeichen an Treue und eingegangene Verpflichtungen oder als Siegelringe gestatten will, die Symbole, die darauf dargestellt sein dürfen, nämlich solche, die

an irgend eine christliche Wahrheit oder Hoffnung erinnern. Er zählt auf: die Taube, das Schiff, die Leier, den Anker, den Fisch, den Fischer. Dagegen verbietet er Schwert, Bogen und Köcher, Werkzeuge des Unfriedens und der Unmäßigkeit, Götzenbilder und nackte Figuren. Wie nun die obengenannten Symbole auf Grabsteinen und Ringen dargestellt wurden, so auf den besonders im 4. Jahrhundert beliebten Goldgläsern. Das waren auf Goldgrund bemalte kleine Glasplatten, die in den Fuß von Bechern und Kelchen eingeschmolzen wurden. De Rossi fand ihrer 3320 in Rom. Sie haben auch noch keine Bilder, sondern meist nur Symbole.

Die alte Symbolik und Bildersprache in den Grabeshallen und auf Sarcophagen hat sich dann frühe auch schon solchen symbolischen Darstellungen zugewendet, die die christlichen Grundgedanken, namentlich z. B. Sünde, Gesetz, Erlösung bezeichnen. Die Sünde unter dem Bilde des Sündenfalls, das Gesetz unter dem der Gesetzgebung auf Sinai oder auch des an den Felsen schlagenden Gesetzgebers Moses, die Erlösung durch Scenen aus dem Leben Christi. Selten findet sich da Christi Geburt oder die Anbetung der Waisen aus dem Morgenlande, häufiger Christus als Lehrer mit der Schriftrolle in der Hand. Auch einzelne Wunder Christi kommen vor, so namentlich die Verwandlung des Wassers in Wein, die Speisung der 5000 Mann, die Heilung von Lahmen und Blinden, sowie auch Todtenauferweckungen. Endlich finden sich auch in jener ältesten Zeit einzelne Darstellungen aus dem Leiden Christi, sein Einzug in Jerusalem, seine Gefangennehmung, Petri Verläugnung, die Hinführung Christi vor Pilatus und seine Geißelung. Den Tod Christi am Kreuz, welcher später die allerbeliebteste und häufigste Darstellung in der kirchlichen Kunst geworden ist, findet sich in den alten Gräberbildern noch nicht, auch nicht Christi Auferstehung. Man scheint in der That Scheu getragen zu haben, diese höchsten heiligsten Dinge so direkt abzubilden und wählte statt dessen symbolische alttestamentliche Vorbilder. So für den Tod Christi die nicht verwirklichte Opferung Isaaks, für die Auferstehung die Geschichte von Jonas, der nach drei Tagen von dem großen Fisch ausgespieen wird, welche Geschichte Christus ja (Matthäi 12, 40) selbst auf seinen Tod und Begräbniß deutet. Endlich wird auch die Himmelfahrt Christi nur durch ihr alttestamentliches Vorbild, die Himmelfahrt des Elias dargestellt.

Die allegorischen Darstellungen, die man in der ältesten Zeit so sehr liebte, waren noch mannigfacher anderer Art. So wird die Kirche unter dem Bilde des Schiffes, der Arche Noah bezeichnet, welche die Frommen aus der Sündfluth der Welt rettet. Die Geduld der Gläubigen und ihre Errettung wird durch Daniel

in der Löwengrube und durch die drei Männer im feurigen Ofen dargeſtellt.

Eine ſehr tiefſinnige allegoriſche Darſtellung des Todes iſt gegeben durch die Scene, wie Moſes auf Befehl Gottes am Horeb die Schuhe ablegt von ſeinen Füßen um vor Gott zu erſcheinen. So legt der Gläubige ſeine Leibeshülle ab, wenn er vor Gott hintreten ſoll. Die Auferſtehung wird dargeſtellt durch den aus dem Bauche des Wallfiſches zum Leben zurückkehrenden Jonas, oder durch die Auferweckung des Lazarus. Auf einem Sarcophag zu Rom erſcheint dieſer mumienartig eingewickelt und Chriſtus berührt ihn mit dem Stabe, während Maria des Heilandes Füße berührt. Die Geſtalt Jeſu iſt von großer Schönheit und höchſt freundlichem einnehmendem Weſen. Eines der berühmteſten Bilderwerke altchriſtlicher Vorzeit iſt der aus der vatikaniſchen Grotte herrührende Sarcophag des römiſchen Präfekten Junius Baſſus vom Jahr 349. Zwiſchen verſchiedenen andern Darſtellungen zeigt ſich in der Mitte der Einzug Chriſti in Jeruſalem und darüber Chriſtus als Lehrer mit einer Schriftrolle zwiſchen zwei Apoſteln; Chriſtus thront über einem, von einem alten Manne über den Kopf ausgeſpannten Tuch als Himmelsgewölbe. Ferner iſt der Sündenfall dargeſtellt, wobei ſich die Schlange um den Baum der Erkenntniß ſchlingt, an deſſen beiden Seiten Adam und Eva ſtehen, neben ihnen eine Garbe und ein Lamm, vielleicht eine Hindeutung auf Kain und Abel als Ackersmann und Hirte. Auf einem alten, ſpäter nach Paris in's Louvre-Muſeum gekommenen Sarcophage zeigt ſich in der Mitte die Himmelfahrt des Elias, über den darob erſtaunenden, perſonificirt als Flußgott daliegenden Jordanfluß hin geſchehend. Hinter ihm Eliſa, der den Mantel des Propheten empfängt, vor ihm Moſes, der die Geſetzestafeln von einer Hand aus den Wolken annimmt.

Merkwürdig iſt, daß ſich in den bildlichen Darſtellungen der erſten Jahrhunderte nirgendwo ein Anſatz zeigt zu einer portraitähnlichen Auffaſſung Chriſti. Der bekannte viel verbreitete Chriſtuskopf mit ovalem Antlitz, milden Zügen, langem über der Mitte der Stirn geſcheiteltem, auf den Nacken herniederfallendem Haar und kurzem geſpaltenem Bart gehört erſt ſpäterer Zeit an, nicht wie Einige wollen, ſchon dem 2. Jahrhundert. Es wurde ſeit dem zweiten Jahrhundert darüber geſtritten, ob Chriſtus ſchön oder häßlich geweſen ſei. Irenäus ſagt ausdrücklich, er wiſſe nichts von einem feſten Typus der Chriſtusbilder, und Auguſtin ſagt im 4. Jahrhundert, daß das Antlitz des Herrn im Fleiſch nach unzählig verſchiedenen Gedanken wechſele und vorſtellig gemacht werde. Ueberhaupt tritt die Darſtellung des Erlöſers ſelbſt noch ſehr zurück gegen die Allegorie von ihm: ein Crucifixus, ein am Kreuz hängender, findet ſich in der Zeit noch gar nicht. Die alte Kirche war ſich deſſen

wohl bewußt, warum ſie die Darſtellung des Erlöſers vermied und z. B. noch die Synode zu Elvira 306 beſchloß ausdrücklich, daß Bilder in der Kirche nicht ſein ſollen, damit nicht, was verehrt und angebetet werde, auf den Wänden abgemalt ſei. So ſagt auch der Kirchenvater Aſterius noch in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts ausdrücklich in einer Homilie: „Male Chriſtum nicht, denn dazu iſt ſeine Menſchwerdung zu niedrig, aber trage ſeine Worte in deinem Herzen.“ Und Epiphanius riß in derſelben Zeit in einer Dorfkirche in Paläſtina einen Vorhang mit dem Bilde Chriſti oder eines Heiligen herab und erklärte, das Tuch könne beſſer verwandt werden, um die Leiche eines armen Mannes darin zu begraben. Ferner ſagt Auguſtin: „Es irren diejenigen, welche Chriſtum und die Apoſtel nicht in den heiligen Schriften, ſondern auf gemalten Wänden ſuchen“ (de civitate Dei I, C. 10). In Bezug auf die Apoſtel urtheilt eine Stimme aus der morgenländiſchen Kirche, die überhaupt mehr ſich den Bildern zuwandte, anders. Baſilius von Cäſarea in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts ſchreibt an Julian: „Die bildlichen Darſtellungen der Apoſtel und Märtyrer ehre und verehre ich ebenfalls.“

Wenn aber Euſebius in ſeiner Kirchengeſchichte (VII, 18) berichtet von einer Statue, die das nach Matthäi 9, 20 vom Blutfluſſe geheilte Weib dem Herrn zu Paneas errichtet haben ſoll, und welche er ſelbſt geſehen haben will, einen Mann im Talar darſtellend, der ſeine Hand nach einem auf den Knien ihn anflehenden Weibe ausſtreckt, ſo wird dies Bild von Anderen wohl richtiger für ein Standbild des Hadrian erklärt, der von der beſiegten Judäa angefleht wird. Die von Sozomenus berichtete Zerſtörung dieſes Bildes durch Julian den Abtrünnigen beweiſt noch nicht, daß die Deutung auf Chriſtus die richtige ſei. Häufig wurden ja heidniſche Statuen chriſtlich gedeutet. So iſt das 1551 aufgefundene, im Muſeum des Laterans ſtehende, vielfach für die älteſte erhaltene chriſtliche Statue geltende, ſitzende Bild des Hippolytus aus dem 3. Jahrhundert erſt nachher aus dem Bild eines römiſchen Rhetors zu dem eines chriſtlichen Presbyters gemacht worden. — Es fehlt nun auch in alter Zeit jede Spur der nachher ſo beliebten verherrlichenden Darſtellung der Mutter Jeſu. Selbſt in den älteſten Darſtellungen der Geburt Chriſti auf Sarcophagen aus dem vierten Jahrhundert findet ſich das Kind in Windeln gewickelt, die Engel, die Hirten, auch ſogar Ochs und Eſel zur Bezeichnung des Stalles, aber von Maria und Joſeph keine Spur. Und ſelbſt in einer der erſten Marienkirchen, in Santa Maria Maggiore in Rom, findet ſich auf einem alten Moſaik bei einer Darſtellung der Waiſen das Chriſtuskind allein auf einem Throne ſitzend ohne die Mutter. Und auf einer andern Anbetung der Waiſen hält ſie das Kind denſelben zur Verehrung

hin, selbst als unbedeutende Nebenfigur noch ganz zurücktretend. Wenn Einige vielleicht in dogmatischem Interesse im Cömetrium der Domitilla und des Petrus und Marcellin schon Marienbilder aus dem 3. Jahrhundert gefunden haben wollen, so ist die Deutung sehr unsicher. Auch finden sich in den Katakomben bis zur Mitte des 3. Jahrhunderts noch gar keine Ansätze zu Bildern der Märtyrer, deren Verehrung an ihren Gräbern doch dazu leicht hätte Veranlassung geben können, allein solche Heiligenbilder gehören späterer Zeit an. Kürzlich hat de Rossi (Roma sotteranea I. 321) im Cömeterium Callist zu Rom das Bild eines Märtyrers entdeckt, welcher mit dem „Ausdruck eines unerschütterlichen Glaubens und ruhigen Vertrauens gegenüber den Drohungen seines Richters, der wahrscheinlich der Kaiser selbst ist," dasteht. Er verlegt dies Bild in die zweite Hälfte des 3. Jahrhunderts, das dürfte dann wohl das früheste bekannte Märtyrerbild sein.

Der allgemeine Eindruck, den die Darstellungen, sowohl Sculpturen als Malereien in den Katakomben machen, ist nun durchaus nicht ein trüber, wie man denken sollte. Im Gegentheil, sie machen bei aller Einfachheit der Form durch lichte Farben, edle Gewandung und Haltung, öfter einen ganz heitern Eindruck, wozu freundliche Arabesken, Wein-Ranken mit Blumen und Fruchtstücken, selbst Delphine und Genien, Flügelrosse und Viktorien das Ihrige beitragen. Ein solches Hereinspielen heidnischer Motive in die christliche Darstellung fand man damals nicht bedenklich. Das Deckengemälde einer Kapelle in der Calixtusgruft in Rom enthält z. B. im achteckigen Mittelfelde den Orpheus, die Leier spielend, zwischen vierfüßigen Thieren, Vögeln und Bäumen. Dieser Orpheus, der Alles, selbst Thiere und Bäume, mit seinem Gesang anlockt, kommt in ältester Zeit öfter vor und mag wohl die lockende Liebe des Heilandes haben versinnbildlichen sollen.

So erscheint in diesen ältesten Darstellungen der Katakomben der freundliche Charakter vorwiegend, der Schmerz des Todes scheint vollständig überwunden und zur Hoffnung des ewigen Lebens verklärt. Das zeigt sich uns wie in den Grabschriften, so in den Bildern der ältesten Kunst, wie sie bis zum 6. Jahrhundert in den Katakomben blühte. Ihr Charakter ist ganz dem selbst in aller Verfolgung fröhlich und getrost bleibenden Jugendalter der Kirche angemessen. Die späteren Malereien in den Katakomben, die bis in's 11. Jahrhundert hinabreichen, werden aber mehr und mehr Marterbilder und sind mehr dogmatisirend.

Nachdem durch Constantin in den zwanziger Jahren des 4. Jahrhunderts die christliche Kirche zuerst die volle Anerkennung als

Staatsreligion erhalten hatte, trat um die zweite Hälfte deſſelben die chriſtliche Kunſt mehr aus den Katakomben in die Kirche hinaus. Die Zeiten des Leidens und Kampfes waren vorbei, und ſo ging man denn jetzt auch von den Sinnbildern zu wirklichen Bildern über, und es tritt nach und nach eine reiche Welt von Geſtalten und Gedanken an das Licht. Die chriſtliche Kunſt, welche früher hauptſächlich zur ſinnigen Zierde der Gräber gedient hatte, ward jetzt zur Ausſchmückung der Kirchen gebraucht, beſonders ſeit dem 5. Jahrhundert, und ſie mußte dann bald auch ſchon Abendmahlsgefäße, Taufbrunnen und Taufſteine, Kanzeln, Altäre und ſpäter Reliquienſchreine ſchmücken. Die Darſtellungen auf den Kirchengeräthen bekamen meiſt durch den Zweck derſelben ihre Beſtimmung, während man bei bildlicher Ausſchmückung der Kirchen ſelbſt mehr freie Wahl hatte. Die fortſchreitende Bewegung in der Lehraufſaſſung der Perſon Chriſti übte auch auf die künſtleriſche Darſtellung durchgreifenden Einfluß. Das Bild des Erlöſers wurde bald ihr Mittelpunkt, aber auch jetzt nicht etwa in erſtrebter Porträtartiger Aehnlichkeit; dieſelbe wird ausdrücklich bei Gelegenheit von Euſebius, dem Biſchof von Cäſarea, als unzuläſſig zurückgewieſen, indem er ſagt, wir könnten keinen beſſeren Maler haben, als Gottes Wort. Und das Concilium von Conſtantinopel ſtellt nachher im Jahre 754 den Grundſatz auf, ſein wahres Bild habe Chriſtus ſelbſt im heiligen Abendmahl hinterlaſſen. So blieb man einige Zeit noch gern bei den Sinnbildern von Chriſtus ſtehen, auch nachdem der erſte Anſatz zu einem Bilde von ihm ſich im 4. Jahrhundert gefunden hatte. Die Sinnbilder erhalten aber jetzt weitere Ausbildung, ſo z. B. ruht an dem Bogen der Tribüne der alten 530 erbauten Kirche in Rom S. Cosma e Damiano das Lamm auf einem Altar zwiſchen den ſieben Leuchtern und den beiden Engeln der Offenbarung Johannis. Aus dem Leben Chriſti wurde beſonders gern ſeine Taufe im Jordan dargeſtellt, indem die Taufkapellen und Taufſteine dazu Veranlaſſung gaben. So zuerſt in den Moſaiken der Kuppel von San Giovani in fonte zu Ravenna, wo der Jordan, perſonificirt als männliche Figur, aus dem Waſſer auftaucht, und zwiſchen Johannes und Chriſtus ein Kreuz ſich erhebt.

Nachdem die Lehrſtreitigkeiten über die beiden Naturen in Chriſto zu Anfang des 5. Jahrhunderts veranlaßt hatten, daß man auf die Mutter Jeſu, die jetzt Mutter Gottes genannt wurde, mehr Gewicht legte und ihr Kirchen baute (die erſte zu Rom nach 432) kamen nun auch die Darſtellungen der Geburt Jeſu, bei denen die Maria mehr in den Vordergrund trat, auf. Um dieſe Zeit, zu Anfang des 5. Jahrhunderts, kam auch die Errichtung von Kreuzen in den Kirchen in Gebrauch, als Hinweiſung auf das Leiden und den Tod Chriſti. Nilus, der Einſiedler auf dem Sinai, beſtimmte, daß ſie im Sanctuarium im Oſtende der Kirche ſtehen ſollten, wäh-

rend Paulinus von Nola das Kreuz über den Eingang der Kirche ſetzte. Es war nun zuerſt noch ein bloßes Kreuz ohne das Bild des Gekreuzigten. So ſteht es auf dem oben erwähnten Bilde von der Taufe Jeſu in Ravenna, und ebendaſelbſt ſteht auch ein bloßes einfaches Kreuz unter vielen Sternen. Es kommt dann auch ein Lamm mit dem Kreuz vor, zuerſt um 530 auf dem Moſaik in S. Cosma und Damiano. Demnächſt fing man an das Bruſtbild Chriſti auf der Spitze oder in der Mitte des Kreuzes darzuſtellen, ſo in der Kirche S. Stefano rotondo in Rom um 640 und in S. Apollinare zu Ravenna um 675. Bei beiden ragt über dem Kreuz die Hand Gottes aus den Wolken hervor. Nun folgten dann ganz bald auch wirkliche Bilder des Gekreuzigten am Kreuz. Das früheſte Derartige, von dem man Kunde hat, war ein Gemälde, das von Rom im Jahre 686 nach dem Kloſter Weremouth in Britanien kam. Dann hat man Kunde von einem Moſaikbild in einer Kapelle der alten Peterskirche zu Rom um 705; von demſelben iſt noch eine Zeichnung aus guter Zeit vorhanden. Das älteſte abendländiſche Bild des Gekreuzigten, das noch erhalten, iſt in Emmerich aus der Zeit des Wilibrods um 700; es iſt auf einem mit ſchwarzem Lack überzogenen Reliquienſchrein dieſes Märtyrers eingerizt. Demnächſt ein Crucifixus in einem Miniaturbild einer Pariſer Handſchrift aus der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts.

Etwas früher waren nun auch ſchon die Bilder der Märtyrer und Heiligen in den Kirchen gebräuchlich geworden, wovon wir das erſte Zeugniß haben vom Biſchof Gregor von Nyzza in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts, der in einer Predigt zu Ehren des Märtyrers Theodorus von der künſtleriſchen Ausſchmückung der über ſeinen Gebeinen errichteten Kirche mit der Darſtellung ſeines Märtyrerthums redet. Uebrigens erſchienen die Märtyrer damals doch noch meiſtens nur verherrlicht durch den Herrn ſelbſt, der ihnen im Bild die Krone reicht; ſo im 6. Jahrhundert in den Moſaiken der Kirche S. Vitale zu Ravenna; oder die Heiligen reichen in aller Demuth ihre Krone dem Herrn dar, wie die beiden S. Cosma und Damiano in ihrer Kirche zu Rom. Nachher haben ſich die Heiligen immer mehr in den Vordergrund gedrängt in den Kirchen, und ihre Verherrlichung nahm ſtets zu. Uebrigens betrachtete man damals die Bilder in den Kirchen überhaupt, nach den Worten des Pabſtes Gregor zu Ende des 6. Jahrhunderts, als eine Art Bibel des Laien. So dienten auch die Heiligenbilder nur zur Erhaltung des Gedächtniſſes an ſie, wie in den ſogenannten Karolingiſchen Büchern um 790 von Carl dem Großen ausgeſprochen iſt: „Wir haben die Bilder der Heiligen in der Kirche nicht zum Anbeten, ſondern zum Gedächtniß der Begebenheiten und zum Schmuck der Wände.“

In der folgenden Zeit des 9. bis 11. Jahrhunderts kamen nun die auch früher schon beliebten kleinen Miniaturgemälde in den Handschriften der Bibel und anderen religiösen Büchern mehr und mehr auf, und sie enthalten einen reichen Schatz tiefer Gedanken und feiner sinnvoller Compositionen. Das älteste und reichste Denkmal dieser Art aus dem Bereiche der oströmischen Kirche jener Zeit ist eine höchst merkwürdige prächtige Handschrift der Predigten des Bischofs Gregor von Nazianz, welche, für Kaiser Basilius Macedo zwischen 867 und 886 geschrieben, jetzt in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird. In dieser Handschrift sind viele Miniaturen aus der alttestamentlichen und neutestamentlichen Geschichte, aber auch aus der Kirchen- und Heiligengeschichte. Das merkwürdigste Bild in dieser Handschrift, eins der bedeutsamsten des ganzen christlichen Alterthums überhaupt, ist eine Darstellung des zweiten Concils zu Constantinopel vom Jahr 381, an welchem Gregor von Nazianz Theil nahm. Da sitzen die Bischöfe im Halbkreise um einen Thron herum, oben zur Linken des Thrones sitzt Kaiser Theodosius der Große. Im Vordergrunde unten links Bischof Macedonius, und rechts Bischof Apollonius, von dem aber nur mehr der Name erhalten, die Figur selbst leider ausgerissen ist. Zwischen ihnen liegen auf einem Tisch ihre Schriften, die vom Concilium verworfen werden. Auf dem erhabenen Thron in der Mitte des Ganzen sitzt Niemand, sondern es ruht auf demselben ein großes aufgeschlagenes Buch: die heilige Schrift, womit offenbar ausgesprochen ist, daß sie und sie allein in der Versammlung des Concils den Vorsitz führen und zur obersten Richterin über die streitigen Fragen gemacht werden soll. Und das hat der Maler dieses Bildchens sich schwerlich so ausgesonnen, sondern es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß das bei dem Concil damals wirklich so gewesen ist. Dies geht hervor aus einem Zeugnisse über das nächstfolgende dritte allgemeine Concil, das zu Ephesus im Jahr 431, von dem Cyrill, Bischof von Alexandrien, schreibt: „Die heilige Synode war in der Marienkirche versammelt; zu ihrem Beisitzer und Haupt machten sie Christum; denn es lag auf heiligem Thron das göttliche Evangelium, beinahe laut zurufend den heiligen Priestern: Haltet ein gerechtes Gericht!" —

Im West-Europa waren es für die abendländische Kirche nun besonders Kaiser Carl der Große, Carl der Kahle, Otto II. und Heinrich II., die für die Anfertigung schöner Handschriften und Bilder Sorge trugen. Das waren sowohl die vier Evangelien vollständig, Evangeliarien genannt, oder auch nur die evangelischen Pericopen für die einzelnen Sonn- und Festtage, Evangelistarien. Es waren ferner Handschriften der ganzen Bibel oder auch bloß der Psalmen, dann Agenden, Missalen u. s. w. Der Heiland und die Evange-

liſten kommen in den meiſten vor. Eine jetzt in Paris befindliche lateiniſche Bibel aus der Zeit Ludwigs des Frommen, von der Kirche zu Tours 850 Carl dem Kahlen geſchenkt, enthält zum erſten Mal eine Folge von Bildern der ganzen Bibel. Zwei Vorſtellungen ſind in allen dieſen Miniaturbildern, ſowie auch auf den Elfenbeindeckeln der Bücher jetzt die beliebteſten und hervorragendſten: Chriſtus am Kreuz und Chriſtus in der Herrlichkeit. Und zwar iſt der verherrlichte Chriſtus noch früher beliebt, als der gekreuzigte. In den beiden Evangeliarien Carls des Großen z. B. ſitzt Chriſtus auf einem Thron oder auf Wolken, auf der Weltkugel oder der Sternenkugel. Auf einem Elfenbeindeckel eines Evangeliariums Carls des Kahlen thront Chriſtus in einer Glorie, die von Engeln gehalten wird, und überreicht den Apoſteln Petrus und Paulus die Schlüſſel und die Schrift als Zeichen ihres Berufes. Auf einem anderen Elfenbeindeckel umgeben noch Seraphim die Glorie, in der Chriſtus erſcheint mit einem Kreuz-Nimbus um das Haupt. Auch die Figuren von Sonne und Mond erſcheinen bei dem Haupt; unter ihnen ſind Erde und Meer einander gegenüber gelagert.

Noch häufiger erſcheint nachher der gekreuzigte Chriſtus in den Miniaturen und auf den Deckeln der Handſchriften, namentlich ſeitdem das Concilium Quiniſextium im Jahr 692 die menſchliche Geſtalt des Erlöſers als anſchaulicher und erbaulicher wie die Figur des Lammes Gottes ausdrücklich vorgeſchrieben, und Pabſt Hadrian um das Jahr 785 ſich in demſelben Sinne gegen den Patriarchen Taraſius von Conſtantinopel ausgeſprochen hatte. Eines der älteſten und merkwürdigſten Bilder der Art iſt ein elfenbeinernes Diptychon, welches Agiltruda, Herzogin von Spoleto um 880 dem Kloſter Rombona in der Mark ſchenkte, und das jetzt im chriſtlichen Muſeum des Vatikan ſich befindet. Chriſtus hängt am Kreuz, das die lateiniſche Ueberſchrift trägt: Ich bin Jeſus von Nazareth, der Juden König. Zu ſeiner Seite ſtehen Maria und der Jünger Johannes; letzterer mit dem Evangelienbuch in der einen Hand. Oben am Kreuz zeigen ſich Sonne und Mond in menſchlichen Figuren. Das Kreuz ruht ſeltſamer Weiſe auf einer Wölfin, die zwei Knaben: Romulus und Remus ſäugt, ſo daß Chriſtus alſo wohl als der über das heidniſche Rom triumphirende gedacht iſt, was auch durch den unwillig wie zur Abwehr nach dem Kreuz gerichteten Kopf der Wölfin angedeutet wird. Das Eigenthümlichſte ſind aber die Geſichtszüge des Gekreuzigten, welcher hier als der lebendige mit hellen, heitern, hohen, ſiegreichen Mienen und offenen Augen dargeſtellt iſt. Das iſt ja ſpäterhin anders geworden, denn man verlor den Sinn für die Siegesfreude der Erlöſung und wollte naturwahrer werden, indem man dem am Kreuz leidenden und ſterbenden Heiland eine matte, klägliche, ſterbende Miene und im Tode ge-

ſchloſſene Augen beilegte. Es hängt das zuſammen mit der mehr trübſeligen ſchwermüthigen Auffaſſung des Chriſtenthums, wie ſie nachher hauptſächlich in den Klöſtern vertreten war. Sie findet einen treffenden Ausdruck in Uhland's ſchönem Gedicht, „Mönch und Schäfer." Die Klage des Schäfers:

In meinem trauten Thal
Die weite Au iſt blumenleer
Und jeder Baum iſt kahl,

beantwortet der Mönch, ſeinerſeits vor dem ſterbenden Chriſtusbild auch aller Frühlingshoffnung entſagend, wehmüthig alſo:

Du klage nicht! Was iſt dein Weh?
Was, als ein ſchwerer Traum?
„Bald glänzt die Blume aus dem Klee,
Die Blüthe von dem Baum.

Dann ſteht das Kreuz, vor dem ich kniee,
Im grünen Baumgefild,
Doch ach es grünt und blühet nie,
Trägt ſtets ein ſterbend Bild!

Aber ſo klagt eben der düſtere Mönch des ſpäteren Mittelalters. Im Anfang iſt das nicht alſo geweſen. Die älteren Darſtellungen des gekreuzigten Chriſtus geben alle nicht ein ſterbend Bild, ſondern einen lebendigen Chriſtus mit offenen Augen und ruhigen ſieghaften Mienen. So eine Kreuzigung Chriſti in einer Evangelienhandſchrift des heil. Bernward im Dom zu Hildesheim aus dem 10. Jahrhundert, ferner ein emaillirtes Crucifix aus einem norddeutſchen Kloſter aus dem Ende des 10. bis Mitte des 11. Jahrhunderts. Der Gekreuzigte iſt da mit Krone, langem Gewand und Gürtel mit Perlen und Edelſtein dargeſtellt. So auch ein Miniaturbild einer Bibelhandſchrift des Kloſters Farfa aus dem 10. Jahrhundert. Ebenſo iſt der Heiland mit offenen Augen und ohne jede Spur von Schmerz als Sieger über den als Löwenkopf zu ſeinen Füßen liegenden Höllenrachen dargeſtellt auf einem, auch noch in die romaniſche Kunſtperiode zurück zu datirenden, früher als Vortragekreuz gebrauchten Crucifix der Kirche zu Planig bei Kreuznach. So denn auch auf einer Darſtellung der Kreuzigung aus dem Evangeliarium des Biſchofs Egbert in der Stadtbibliothek zu Trier aus dem Ende des 10. Jahrhunderts. Dieſen freundlichen Typus trägt auch noch eine Elfenbeintafel aus dem 13. Jahrhundert im Muſeum zu Darmſtadt, auf welcher rechts und links vom Gekreuzigten Maria und Johannes ſtehen. Das ruhig und lebensvoll ſich darſtellende Haupt des Heilandes iſt von einem Strahlenkranz in Kreuzform umgeben und von Sonne und Mond überragt, die ſich hier aber verhüllen, die Finſterniß auf Golgatha andeutend. Unter den Füßen des Gekreuzigten iſt ein Kelch um das Blut aufzunehmen, und weiter unten windet ſich ein Drache um das Kreuz, der

also auf die Schlange deutet, der Christus den Kopf zertritt. Darunter erhebt sich ein Mann aus dem Grabe: Es soll Adam sein, dessen Grab die Sage nach Golgatha hin verlegt. So erhebt er denn Haupt und Hand flehend zu seinem Erlöser.*)

Aber nicht nur, daß Christus in den alten Bildern, Statuen und Miniaturen bis in's 12. und 13. Jahrhundert durchgängig schmerzlos, lebendig, siegreich, mit offenen Augen dargestellt wird, es sind dem Gekreuzigten in denselben auch noch besondre Attribute des Sieges beigelegt. So in einem Evangeliarium des 12. Jahrhunderts zu München die Figuren des Lebens und des Todes, die des Lebens reich bekleidet mit der Krone auf dem Haupte, die Hände zur Anbetung emporgehoben, die des Todes halbnackt mit verbundenem Haupt; wie tödtlich verwundet sinkt sie um auf die Sense. In Christo ist also der Tod besiegt und das Leben triumphirt. Dasselbe stellte sich dann auch darin dar, daß man vorzugsweise gern der Kreuzigung auf demselben Bilde gleich die Auferstehung mit beifügte, wie das schon gleich auf dem allerersten Bilde des Gekreuzigten vom Jahr 686 der Fall ist.

Mit diesem Hinblick auf die hohe Siegesfreudigkeit des Glaubens unserer Väter schließen wir unsere Betrachtung in der Hoffnung, daß die Kirche Christi zu aller Zeit des Wortes des Apostels recht froh sein möge: Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod wo ist dein Stachel? Hölle wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum! —

*) Man vergleiche über den vorliegenden Gegenstand die Schriften von Dr. Piper in Berlin, namentlich einzelne Aufsätze in seinem Evangel. Kalender, die Schrift über den christlichen Bilderkreis u. A. Dann auch einen Aufsatz zur Ikonographie des Crucifixus im Heft 14 und 15 der Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande u. m. a.

## II.

# Das christliche Rom auf und in den Trümmern des heidnischen und das heidnische im christlichen Rom.

Es ist in der That schwer zu sagen, ob die ewige Roma mehr Merkwürdiges biete für Den, der sie mit dem Auge und Interesse des Künstlers betrachtet, als die Pflanz- und Pflegestätte der Architectur, der Sculptur, der Malerei in alter und neuer Zeit, oder für den Alterthumsforscher, der sie besucht, um den vielfältigen Resten antik-römischer Herrlichkeit nachzuspüren, oder endlich für den Christen, der zu ihr als zur Metropole des katholischen Kirchenthums, sei es mit stiller Ehrfurcht, sei es mit mehr oder minder ungünstigen Erwartungen wallfahrtet. Vielleicht werden Viele die drei Interessen miteinander verbinden und werden dann in allen drei Hinsichten des Wunderbaren, Anziehenden, Merkwürdigen gar vieles in der alten Siebenhügelstadt bemerken. In der That läßt sich auch das Eine vom Andern nicht wohl trennen, vielmehr drängt sich das Eine in das Andere hinein und geht das Eine in das Andere über. Antikes Heidenthum, Kunst und Christenthum treten in Rom in einer Verbindung mit einander auf, die viel Anziehendes, aber auch viel Unerfreuliches bietet. Namentlich ist es merkwürdig und tief bedeutsam, zu beobachten, wie die Ueberreste des heidnischen Rom überall so weit und mächtig in das christliche hineinragen und sich geltend machen, wie die Götter Griechenlands und Roms in unserer modernen classischen Poesie, so daß man gar oft nicht weiß, ob man darin mehr den Sieg des Christenthums über das Heidenthum, oder mehr ein Beharren heidnischen Wesens im Christenthum in der Gestalt, die es in seiner Metropole trägt, symbolisirt finden soll. Auf jeden Fall ist das überall uns begegnende Hineinragen

des Heidnischen in's Christliche in der äußern Physiognomie Roms und namentlich seiner Kirchen von hohem Interesse für den Christen wie für den Alterthumsfreund, und wir wollen zunächst hiervon in einigen Hauptzügen ein Bild zeichnen, um dann das Gegenbild auf dem Gebiete der innern kirchlich-christlichen Zustände in Italien und namentlich in Rom in's Auge zu fassen.

## I.

Versetzen wir uns im Geiste auf einen der herrlichsten Plätze der Welt! Es ist der große weite Platz vor der Peterskirche. Zur Rechten wie zur Linken umgibt ihn in weiten Halbkreisen eine viersache herrliche Säulenhalle, die, in gerader Linie bis zu dem mächtigen Dome hin sich fortsetzend von seinen prächtigen drei Kuppeln im Hintergrund hoch und gewaltig überragt und abgeschlossen wird. Zur Rechten schließt sich daran an der erhöht liegende weite große päbstliche Palast, der Vatikan mit seinen 11,000 Zimmern. Dieser herrliche, eine Ellipse mit daran liegendem Rechteck bildende Doppelplatz ist geschmückt mit zwei mächtigen breiten Fontänen, die stets in reicher Fülle frisches Wasser aussprudeln und so die Hitze des weiten Kirchplatzes wenigstens in ihrer Nähe erquicklich abkühlen. Zwischen diesen beiden Fontänen steht im Centrum des gewaltigen Cirundes eine prachtvolle Spitzsäule, der 135 Fuß hohe Obelisk, welchen 1473 Jahre vor Christi Geburt König Rameſſes VII. vor dem Sonnentempel in Heliopolis errichten ließ. Kaiser Caligula brachte ihn zu seiner Ehre 39 vor Christi Geburt nach Rom, und Pabst Sixtus V. ließ ihn dem Herrn zu Ehren im Jahr 1586 durch den Architekten Fontana hier errichten; und nachdem ein förmlicher Exorcismus dem gewaltigen Stein-Riesen seine heidnische Bedeutung genommen, wurde er dem heiligen Kreuze geweiht und trägt jetzt dies Symbol des Christenthums hoch oben auf seiner Spitze. So thront das Christenthum über dem Heidenthume, aber das Heidenthum bildet die Basis des Christenthums in einer nur zu sichtbar sich vordrängenden Weise. Ebenso sind die andern Obelisken, deren es in Rom noch 10 gibt, mit dem Kreuze geschmückt und zieren die Plätze und Zugänge der christlichen Kirchen. Der größte, 204 Fuß hohe, vor der Laterankirche, der alten Pfarrkirche des Pabstes, rührt gleichfalls von Heliopolis her. Der Obelisk hinter der Kirche St. Maria Maggiore war für das Mausoleum des Augustus von Egypten herübergeholt, ebenso der auf Monte Cavallo vor dem Quirinal-Palast, zwischen den beiden herrlichen Gruppen des Castor und Pollux von Phidias und Praxiteles. Der Obelisk auf der mit vier Marien-Kirchen besetzten Piazza del Popolo am Fuße des Monte Pincio rührt wieder von Heliopolis her und ward von August in seinem Circus maximus aufgestellt. Auch ihn wie den vor dem La-

teran ließ Pabſt Sixtus V. durch den Architecten Fontana aufſtellen. Auch der Obelisk von Monte citorio war dem Sonnengott geweiht von Auguſtus. Der Obelisk vor der Kirche Trinita de Monti hoch auf der Treppe über dem ſpaniſchen Platz ſtand vor Zeiten im Circus des Salluſt und iſt erſt 1789 durch Pius VI. an dieſen würdigeren Platz gekommen. Kleinere Obelisken ſtehen dann noch auf Piazza Navona, dem größten Platz in Rom, vor dem Pantheon und vor der Kirche Maria ſopra Minerva. Dieſe Spitzſäulen, meiſt urſprünglich dem Sonnengott geweiht, dann von den römiſchen Kaiſern zum Schmuck ihrer Paläſte, Rennbahnen oder Mauſoleen gebraucht, tragen jetzt ſämmtlich auf ihrer höchſten, weit in die blaue Luft hineinragenden Spitze das Kreuz, welches die großentheils zu unlösbaren Räthſeln gewordenen Hieroglyphen an ihren Baſen und Schaften als ein ſehr verſtändlich von dem Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum zeugendes Zeichen überragt. Aber die nur ſchwer zu entziffernden Zeichen, Züge und Bilder des Heidenthums an den hohen ſchmalen Wänden dieſer Spitzſäulen ſtehen da wie das große dunkle Räthſel der Führung des römiſchen Volkes und der römiſchen Kirche. Der Exorcismus mit menſchlichen Formen und Formeln hat das heidniſche Weſen noch keineswegs ganz ausgetrieben, vielmehr geſchieht es Denjenigen, die nicht nach oben zu blicken gewohnt ſind und nicht in die Sonne ſehen können und mögen, ſehr leicht, daß ſie das Kreuz auf den Obelisken kaum ſehen und dafür die heidniſchen Symbole und Inſchriften deſto mehr. So hält auch das an der Sichtbarkeit haftende Volk feſt an dem äußerlichen, nur zu ſehr an Heidniſches erinnernden Weſen, an den glänzenden Ceremonien, prunkenden Gebräuchen, prachtvollen Bildern der römiſchen Kirche, und läßt ſich, trotz allem Kreuzſchlagen und Kreuzmachen, doch nicht wirklich zum Fluchholz der leidenden Liebe emporziehen und nicht vor dem Kreuz auf Golgatha niederwerfen in den Staub der Demüthigung, Selbſtverleugnung und aufrichtigen Buße. Wenn aber die Obelisken den alten Egyptern als Sonnenuhren dienten, indem ſie nach dem Wandel ihres langen ſchmalen Schattenbildes auf dem Boden die Stunden des Tages beſtimmten, ſo mögen dieſelben uns auch daran erinnern, daß Gott der Herr ſeine Zeit und Stunde hat in der Führung der Völker wie der Kirche, und wenn die rechte Stunde ſchlägt und die Zeit erfüllt iſt, dann wird der Höchſte auch über dieſem ſo ſchwer heimgeſuchten Volke der Italiener Gedanken des Friedens offenbaren und ihm das Sonnenlicht des Evangeliums in ſchattenloſem Glanze ſtrahlen laſſen. Ob dieſe Stunde jetzt ſchon nahe ſei, haben wir aus den wie Hieroglyphen räthſelhaft auftretenden Erſcheinungen, Urſachen und Wirkungen der entſchiedenſten Gegenſätze im Leben des Volkes in Italien, namentlich in Rom, nicht entziffern können. Einſtweilen iſt des Schattens leider noch viel mehr als des Lichtes, allein die Strah-

len der ewigen Sonne lassen doch auch das Kreuz Christi mit reflektiren und zeichnen es hin auf den Boden Italiens, wenn der Obelisk seine antik-heidnischen Linien scharf und klar auf denselben wirft. —

Aber nicht allein die mit dem Kreuze gekrönten alten Obelisken ragen von dem durch Schutt, Staub und Trümmer der Jahrhunderte um 10 bis 12 Fuß und mehr erhöhten Boden der alten Stadt zur Sonne empor, sondern auch die mit den Statuen von Heiligen geschmückten Säulen der alten Kaiser und Helden. Wir nennen zuerst die prachtvolle Colonna Antonina auf der nach ihr genannten Piazza Colonna an der Hauptstraße Roms, dem Corso. Diese antike Säule, aus 28 Marmorblöcken mit einem Durchmesser von 12 Fuß bis zur Höhe von 125 Fuß aufgethürmt, ward dem Marcus Aurelius Antoninus als Nationaldank für seinen Sieg über die Marcomannen errichtet und mit der kunstreichen Darstellung dieser Siege im Relief umwunden. Wer sie besteigt, genießt eine herrliche Aussicht auf die Stadt und die Umgegend, nach Westen hin auf die weiten sanften Hügelwellen der Campagna bis nach dem Meere zu, nach Osten auf die herrlichen Albaner- und Sabinergebirge. Aber die größte Merkwürdigkeit oben auf der alten Kaisersäule ist jetzt die schöne, riesengroße Statue des Apostels Paulus, dessen geistlichem Siege über das Heidenthum die antike, weltlichen Siegen zur Ehre gefertigte Säule von Pabst Sixtus V. geweiht ward. Nicht sehr weit davon, an der andern Seite und am Ende des Corso, ist das Forum Trajanum, ein 10 bis 12 Fuß tief ausgegrabener, mit einer auf dem Niveau des jetzigen Rom liegenden Straße umgebener Platz des alten Rom, auf welchem eine große Anzahl Säulenstümpfe, meistentheils von der Basilica Ulpia herrührend, nebst den Fundamenten des Nervatempels und Resten des Hadrianstempels sich befinden, mit einer Menge von Säulentrümmern umringt. Zwischen diesen zerbrochenen Resten alter Pracht erhebt sich in fast unverletzter Herrlichkeit die pompöse, 195 Fuß hohe Trajanssäule, die der römische Senat dem Kaiser Trajan im Jahre 112 nach Christo nach der Eroberung von Dacien errichten ließ. Die Geschichte dieser Kämpfe und Siege ist in reichen, gut erhaltenen, kunstreich gearbeiteten Reliefs, spiralförmig um den Säulenschaft von weißem Marmor herum sich windend, dargestellt. Die prachtvolle Säule ist aber jetzt dem Apostel Petrus geweiht, und auf ihrer Höhe thront derselbe wie ein Stylite, ein Säulenheiliger aus Bronze, auf das alte Forum des römischen Kaisers siegreich hinab und über das alte und neue Rom weithin schauend. Es ist ja der Apostel, in dessen Namen auf den Trümmern des heidnischen Roms das christliche seine Weltherrschaft gründete.

Wenden wir uns vom Forum trajanum, das ungefähr im Mittelpunkte der Stadt liegt, ihrem östlichen Ende zu, so kommen wir

zu der alten, aus dem 4. Jahrhundert herrührenden Patriarchalkirche St. Maria Maggiore. Vor ihr steht auf hohem Sockel eine mäßig hohe corinthische cannelirte Säule, die aus der alten Basilika des Constantin herstammt. Jetzt prangt auf derselben eine Madonna mit dem Kinde, der Mariendienst also auf antiker Grundlage, die christianisirte religiöse Huldigung des Weibes, das hier als die keusche Mutter des Heilandes, ja als „Gottesmutter" auftritt, während es im antiken Heidenthum als Göttin, ja als Buhlerin der Götter verehrt wurde. Aber es ist leider der Mariencultus bei der Mutter Jesu nicht stehen geblieben, sondern das allein Wahre in ihr, ihre Würde als Mutter, die nur für das Christ-Kind und um seinetwillen da ist, wird der Maria mehr und mehr genommen, und sie als die unbefleckt empfangene, also selbst vor ihrem Kinde und ohne ihr Kind heilige, wird auch ohne dasselbe dargestellt. So steht die Madonna sehr charakteristisch inmitten des modernen Rom, auf dem spanischen Platze, der nebst dem dazu gehörigen spanischen Viertel das Centrum des Fremdenverkehrs bildet, hoch oben auf einer ausdrücklich zu Ehren der unbefleckten Empfängniß vor einigen Jahren errichteten hohen corinthischen Säule; mit weit ausgebreiteten Armen steht sie da, während sie ihre Arme geschlossen halten soll um ihr Kindlein, und nur dieses selbst als der Gekreuzigte auf Golgatha die Arme weit ausbreitet, wie um alle Welt liebend zu umfangen und an sein Herz zu drücken. Das steht keiner Maria, thronend über dem Halbmond und der Erdkugel auf der Höhe einer Säule zu, sondern nur dem Gottessohne, hängend an dem Marterpfahl des Kreuzes. Und auf der vorspringenden Ecke des Postamentes jener colonna in honore di Maria sanctissima della conceptione sitzt tief zu Füßen der gefeierten Himmelskönigin der königliche Sänger David nebst den Propheten Jesaias und Jeremias, die offenbar nun nicht mehr Christi Ehre feiern und verkündigen, sondern die Ehre der Maria, des armen Menschenkindes. Und in diese Verehrung des Menschen statt Gottes ist Rom tief, sehr tief versunken, hat darüber vielfach alle wahre Religiosität verloren und ist auf dem Wege, daran überhaupt zum Falle zu kommen, zunächst jetzt in seiner weltlichen Macht, denn Gott der Herr will, wie der Prophet sagt, seine Ehre keinem Andern geben noch seinen Ruhm den Götzen, und auch nicht der Jungfrau Maria. — Sollte es zufällig sein, daß diese die Maria schier vergötternde Statue der Immaculata gerade in der Nähe der großen Gebäude des collegio de propaganda fide steht? Es ist jedenfalls sehr charakteristisch.

Aber die antiken Säulen sind nicht blos zu Trägern christlicher Heiligen geworden, sondern man sieht auch sehr häufig die altheidnischen Tempelsäulen in christliche Kirchen hineinge-

baut, um die Portale zu ſchmücken, die Dachrüſtung zu tragen, die Seitenſchiffe von dem Mittelſchiff zu ſondern oder auch die Außenwände zu ſtützen. Meiſt iſt die Sache wohl ſo, daß heidniſche Tempel oder Gerichtsſäle, Baſiliken, in chriſtliche Kirchen verwandelt und umgebaut, oder mit Benutzung einzelner Theile ihnen an derſelben Stelle nachgebildet worden ſind, wie ja die älteſten Kirchen Roms und ihr Bauſtyl den Namen eben von dieſen Baſiliken tragen. So iſt auf dem Forum die Kirche San Lorenzo in Miranda aus dem Tempel des Antonius und der Fauſtina geworden, und die 10 Säulen der alten Vorhalle ſind noch ziemlich wohl erhalten. Man ſieht daſelbſt noch die alte Inſchrift: Divo Antonio et Divae Faustinae vor der chriſtlichen Kirche prangen. Nahe dabei, gleichfalls an der alten via sacra gelegen, iſt der runde Tempel der Penaten, jetzt die Vorhalle zu der Kirche S. Kosma und Damiano, aus einem Tempel des Romulus und Remus entſtanden. Die Kirche San Francesca Romana, näher nach dem Coloſſeum hin, iſt zum Theil auch auf Reſte eines Tempels der Venus und Roma gebaut. Die Kirche S. Coſtanza vor Porta Pia iſt wahrſcheinlich ein alter Bacchustempel und trägt ſolche Embleme. An der andern Seite des Forums iſt noch zu erwähnen die alte Rotunde San Teodoro, die früher ein Veſtatempel oder vielmehr ein Tempel des Romulus und Remus geweſen iſt. Es hat ſich in derſelben aus der heidniſchen Zeit her ſogar auch noch der Gebrauch erhalten, fieberkranke Kinder, wie früher in dieſen Tempel, ſo jetzt in die Kirche San Teodoro zu bringen, um ihnen Geneſung zu verſchaffen. Der große, noch wohl erhaltene Veſtatempel, eine ſchöne Rotunde mit 20 canellirten korinthiſchen Säulen, iſt zu einer Kirche S. Stefano de carozza oder S. Maria del Sole gemacht worden, ſteht aber jetzt nicht mehr in regelmäßigem kirchlichem Gebrauch. Nahe dabei an demſelben Platz am Fuße des Aventin ſteht die höchſt merkwürdige Kirche S. Maria in Cosmedin auf den Trümmern eines alten Tempels, wahrſcheinlich der Pudicitia Patricia. An derſelben ſind noch 8 Säulen römiſcher Ordnung in den Wänden zu ſchauen. Gegenüber an dem entgegengeſetzten Ende dieſes merkwürdigen Platzes, della bocca della verita genannt, liegt der alte Tempel der Fortuna virilis, jetzt die Kirche der Armenier S. Maria Egiziaca, an der auch noch verſchiedene alte Tempelſäulen ſichtbar ſind. Auch die 18 Säulen der Kirche Maria in Ara Celi auf dem Capitol ſind antik, und eine derſelben trägt noch die Inſchrift: a cubiculo Augustorum. Ebenſo ruht das Mittelſchiff in der Kirche des heil. Chryſogonus auf 22 antiken Granitſäulen, und die Kirche der heil. Sabina tragen 23 antike Säulen aus cararíſchem Marmor. Auch die Kirche Maria della Novicella hat antike Granitſäulen, und in San Pietro in vincoli tragen 20 antike Säulen das Mittelſchiff. Vor der St. Lorenzkirche vor der Stadt ſteht eine Säulen-

halle von 24 antiken Säulen und im Schiff der Kirche Santa Agneſe ſtehen ihrer 16, ſo wie in San Martino ai Monti deren 24, aber mit neuen Kapitälen. Gehen wir nach dem jenſeitigen Tiberufer hinüber, z. B. über Ponte rotta, ſo kommen wir durch die breite Via campanella bald zu der uralten Marienkirche, Maria in Trastevere genannt, die vom römiſchen Biſchof Julius II. ſchon im Jahr 310 erbaut worden ſein ſoll. Ihre beiden Schiffe ſind durch 23 Granitſäulen von verſchiedener Höhe und Dicke geſondert, deren viele noch griechiſche Göttergeſtalten zeigen: Jupiter, Juno und andere. Wir kehren über den Ponte Siſto wieder auf das linke Tiberufer zurück, und wandern an dem Theater des Pompejus vorbei nach dem Pantheon, nächſt dem Colloſſeum das prächtigſte Bauwerk des alten Rom, das auf uns gekommen iſt, und noch beſſer als dieſes erhalten. Das Pantheon iſt im Jahr 25 vor Chriſti Geburt erbaut, zum Tempel des Jupiter und nachher aller Götter beſtimmt, und von Bonifacius IV. 608 zur Kirche Santa Maria ad Martyres geweiht, indem 28 Wagen voll Reliquien unter den Altar gelegt wurden. Da ſchwanden denn freilich die alten Götter- und Kaiſerſtatuen, aber die Niſchen, in denen ſie ſtanden, ſind geblieben und vier haben noch ihre alten Poſtamente. Die ſchönen Säulen der großartigen Vorhalle ſtehen noch alle, und über ihr lieſt man noch die Inſchrift, die den Namen des Erbauers, des Conſuls Marcus Agrippa angibt. Ganz nahe dabei iſt die Kirche Santa Maria ſopra Minerva, deren Urſprung ſchon durch ihren Namen deutlich gemacht iſt, indem ſie über einem von Pompejus erbauten Minervatempel errichtet wurde. Derſelbe ſtand wohl in Zuſammenhang mit den Thermen der Cäſaren Cajus und Lucius, wie auch das Pantheon wohl urſprünglich der große Saal zu den Thermen des Agrippa war. In ähnlicher Weiſe iſt der große Saal der Thermen des Diocletian auf dem Viminaliſchen Hügel von Michel Angelo Buonarotti im Auftrag Pius IV. zu der Kirche Santa Maria degli Angeli umgebaut worden. Von den 16 mächtigen Säulen aus ägyptiſchem Granit ſtehen noch 8 an ihrer urſprünglichen Stelle und tragen das antike Gebälk. Eine vor der Vorderſeite dieſer Thermen befindliche Rotunde, früher ein Calidarium, iſt in die chriſtliche Kirche S. Bernardo a termini umgeſchaffen. Das ahnte der ſtolze Römer wohl nicht, als er, wie die Sage geht, 40,000 Chriſten zwang, dieſe Prachtbäder ihm zu erbauen, daß ihre Mauern wenigſtens theilweiſe dereinſt noch der Verehrung des Chriſtengottes würden dienen müſſen. Auch an den auf dem Esquilinus gelegenen Thermen des Titus, die von dieſem Kaiſer über einen Theil von Nero's goldenem Haus gebaut ſind, liegt eine chriſtliche Kapelle, deren Grund zu dieſen Bauten gehörte.

So ſehen wir alſo, wie das Chriſtenthum nicht nur aus den

heidnischen Tempeln sich seine Kirchen schuf und mit ihren Säulen sie stützte, sondern selbst die Thermen zu Gotteshäusern umzuschaffen nicht verschmähte, diese großartigen, der Ueppigkeit der schwelgerischen Römer gewidmeten, zunächst zu Bädern bestimmten Anlagen, die aber so luxuriös ausgestattet waren, daß unter ihrem Schutt die meisten und werthvollsten Statuen unserer Museen gefunden wurden. Es waren mit allen Annehmlichkeiten, Gärten, Spielhallen, Kunstsälen, Bibliotheken, ausgestattete Vergnügungsstätten der Römer, die die Geheimnisse kunstreicher Sinnenlust entfalteten. Das Christenthum hat sich ihrer bemächtigt, wie es in Rom überall sich in's Heidenthum hinein und dieses zurückgedrängt hat. Und merkwürdiger Weise sind gerade aus diesen großen Badeanstalten, die man ihrem Zwecke nach dafür am allerwenigsten geeignet halten sollte, auch verschiedene Einzel-Gegenstände in christliche Kirchen übergegangenen. Die römischen Badewannen aus denselben sind christliche Sarkophage, Reliquienschreine, Taufsteine, ja selbst Altäre in den Kirchen geworden, und die Badesessel Bischofsstühle. So werden in der Kirche Maria in Ara Celi in einer Kapelle unter dem Altar die Gebeine der heil. Helena in einer antiken Porphyrwanne aufbewahrt, und in einer Seiten-Kapelle der Kirche St. Johann im Lateran, die als päpstliche Pfarrkirche die Inschrift trägt: „Die heilige Kirche des Laterans, das Haupt und die Mutter aller Kirchen der Welt und des Erdkreises," liegen die Gebeine des Papstes Clemens XII. gleichfalls in einer Porphyrwanne, die vom Portikus des Pantheons genommen ist. In der schon genannten Kirche Santa Maria in Cosmedin am Fuße des Aventinus bildet eine antike Wanne aus Granit den Hauptaltar, und eine Porphyrwanne mit einem Löwenkopf ist der Hauptaltar in der Kirche S. Bartolomeo. Im Baptisterium des Laterans, das achteckig gebaut ist, steht in der Mitte eine antike Badewanne aus grünem Basalt mit einem modernem Deckel aus Bronze als Taufstein. In der Kirche zum heil. Kreuz von Jerusalem nahe bei der Porta maggiore steht wiederum eine Badewanne aus Basalt unter dem Altar als Reliquarium für Heiligengebeine. Die Verwendung von antiken Badesesseln zu Bischofsstühlen findet sich z. B. in der Kirche San Pietro in vincoli, wo ein solcher am Ende der Tribüne steht. Ferner in der Vorhalle der Kirche S. Stefano steht ein antiker marmorner Badesessel, auf dem sitzend Gregor der Große predigte; es war der Bischofsstuhl der Kirche. Und selbst die eigentliche Cathedra Petri, die der päpstlichen Macht den Namen hat geben müssen, St. Peters Stuhl, es ist ein antiker Marmorsessel, auf dem die Thaten des Hercules und die Bilder des Thierkreises dargestellt sind. Dieser Stuhl, auf dem Petrus selbst gesessen haben soll, stand ehemals in der Tribüne der Peterskirche, jetzt aber steht er auf dem hintersten Altar derselben, in einen

Bronzestuhl gefaßt, den die vier Kirchenväter Ambrosius, Augustinus, Athanasius und Chrysostomus tragen. Es ist jedenfalls merkwürdig, in dem Symbol der päpstlichen Kirche ein heidnisches Ueberbleibsel zu erkennen, einen Marmorsessel, der in den Bädern, oder sonst wo gedient hat.

Und wie häufig sehen wir antike Sarkophage in den christlichen Kirchen in Rom wieder benutzt! In der alten Patrialkirche Santa Maria Maggiore ist der Hauptaltar ein antiker Sarkophag, und in der Lorenzkirche vor dem Thore an der tiburtinischen Straße steht ein antiker Sarkophag mit Göttergestalten und sonstigem heidnischem Bildwerk, in welchem im 13. Jahrhundert ein Cardinal begraben worden ist. An einem andern dort befindlichen Sarkophage sieht man in Relief die Darstellung einer heidnischen Vermählung. In der Kirche Ara Celi auf dem Kapitol steht im Querschiff rechts ein antiker Sarkophag mit einem Bacchuszuge, und darüber ist später ein gothischer Aufsatz mit einer Madonna angebracht; es ruhen darin die Gebeine des Vaters und Bruders des Papstes Hadrian IV. In der Kirche S. Agnese steht ein heidnischer Sarcophag-Deckel, worauf Amor und Psyche dargestellt sind. In der Kirche S. Bibiana ist ein antiker Sarkophag mit einem Leopardenkopf, in welchem die Gebeine der Heiligen aufbewahrt werden. Ferner sieht man in der alten Kirche der h. Prisca aus dem 5. Jahrhundert ein aus dem Kapitäl einer alten Säule gemachtes Gefäß, dessen sich Petrus als Taufbecken bedient haben soll, und häufig findet man heidnische Kandelaber mit Amoretten und sonstigen mythologischen Darstellungen in den christlichen Kirchen benutzt, namentlich z. B. in der Agneskirche.

Aber noch mehr: es sind sogar auch antike Götter-Statuen ganz oder theilweise mit Verwandlung des Namens zu christlichen Heiligenbildern gemacht. So ist das Bild der heiligen Agnes in der Kirche Santa Agnese eine antike Alabasterstatue mit aufgesetztem neuem Kopf und neu angebrachten Händen und Füßeu. Und in der Kirche zum Kreuz von Jerusalem, errichtet zur Erinnerung an die Kreuzauffindung durch die heilige Helena, die Mutter des Kaisers Constantin, ist das jetzt als Statue dieser Heiligen geltende Bild notorisch eine antike Statue. Im Dome zu Pisa steht in der Kapelle des heil. Romiari eine antike Statue des Kriegsgottes Mars, die jetzt christianisirt ist und als der heil. Ephesus von den Gläubigen verehrt wird.*)

*) In der Libreria, einer Sakristei des Domes zu Siena, jener interessanten alten Stadt auf dem Wege von Florenz nach Rom, stand bis vor einigen Jahren noch die schöne bekannte griechische Marmorgruppe der drei Grazien, sei es, daß man sie christlich umgetauft hatte, z. B. als Glaube,

Das Merkwürdigſte und Seltſamſte wäre es nun aber jedenfalls, wenn die ſitzende Bronzeſtatue des heiligen Petrus, die an einem der Hauptpfeiler der Peterskirche in Rom den Mittelpunkt der Verehrung bildet, und deren vorgeſtreckter Fuß von den vielen Küſſen der Gläubigen ganz abgenutzt erſcheint, urſprünglich, wie behauptet wird, ein altheidniſcher Jupiter wäre. Das Bild des großen Schutzheiligen Roms, des angeblichen Begründers des Papſtthums, des alten Apoſtelfürſten, ein Götterbild, und ſein Stuhl, wie wir ſahen, ein altheidniſcher Badeſtuhl: ſonderbares Spiel der Ideen! Aber es paßt in der That das Küſſen des kalten Erzes beſſer zu einem Götterbild und für Heiden, als zu einem Apoſtelbild und für Chriſten. Dieſe Devotion wird in der Kirche Maria ſopra Minerva übrigens auch einer Chriſtusſtatue von Michel Angelo erwieſen, deren Fuß gegen die Einwirkungen der Küſſe durch einen bronzenen Schuh geſchützt worden iſt.

So hat noch manche Statue, mancher Tempel, und mancher Prachtbau, aus dem heidniſchen Rom in's chriſtliche übergegangen, ſeine Geſchichte, worüber ſich Bücher ſchreiben ließen, eine Geſchichte, an der und in der die innere und äußere Entwicklung des heidniſchen und des chriſtlichen Rom dargeſtellt werden könnte, aber keineswegs ſtets in einem ſchroffen Gegenſatz zu einander ſtehend, indem vielmehr häufig nur zu viel Heidniſches in der chriſtlichen Welt, zu viel vom alten Wein in den alten, nur umgetauften, chriſtianiſirten Schläuchen zurückgeblieben iſt. Es würde zu viel Zeit koſten, das noch weiter im Einzelnen an allen intereſſanten Punkten zu verfolgen, aber auf drei der berühmteſten Hauptgebäude und Ruinen Roms wollen wir doch noch von ſolchem Geſichtspunkt aus einen raſchen Blick werfen: die Engelsburg, die Kaiſerpaläſte und das Coloſſeum.

Die Engelsburg, wer hätte nicht von ihr gehört und geleſen, ſie, wenn auch nur im Bilde, geſehen! Sie gehört ja, im Vordergrund die ſchöne Brücke, im Hintergrund die Peterskirche, zu

---

Liebe und Hoffnung, oder auch nicht. Ich ließ mir, um das oft in Gypsabguß und Abbildung bewunderte Original zu ſehen, die Sakriſtei aufſchließen, aber die drei Grazien waren verſchwunden. Als ich darnach fragte, wies mich der Küſter auf das an der Decke über der Stelle, wo die Grazien geſtanden hatten, gemalte Kreuz und ſagte: dazu hätten ſie doch nicht gepaßt, weshalb der Biſchof ſie habe entfernen laſſen. So ſtehen die lieblichen Geſtalten denn jetzt in der Academia delle belle arti in Siena, wohin ſie allerdings beſſer paſſen. Uebrigens wäre zu wünſchen, daß niemals ein geiſtlicher Herr zu Siena oder anderwärts ſeine Phantaſie mit ſchlimmern Bildern erfüllte, als mit dieſen, zwar unbekleideten, aber in dem idealen Glanz kindlicher Unſchuld reinen und wahrhaft ſchönen Geſtalten der drei Grazien.

den verbreitetsten bildlichen Darstellungen aus Rom. Es ist ein colossales Rundgebäude, wie die Mausoleen aus jener Zeit meistens waren. Denn nichts anderes war auch die jetzt sogenannte Engelsburg, als das Grabmal, welches Kaiser Hadrian für sich und seine Nachfolger erbaute, da das Mausoleum des Augustus, nicht weit davon am anderen Ufer der Tiber gelegen, nicht mehr groß genug war zur kaiserlichen Grabstätte. Während letzteres jetzt als Circus zu theatralischen, equilibristischen und ähnlichen Darstellungen benutzt wird, ist das Mausoleum Hadrians, nachdem es durch Antoninus Pius im Jahre 140 vollendet wurde, wohl schon 130 Jahre nachher, unter Aurelian, als befestigter Brückenkopf benutzt und später unter Honorius völlig zur Festung eingerichtet. Die alte Pracht der Säulenhallen und Statuen, mit der es umgeben war, war aber noch geschont worden, bis im Jahre 537, als die Gothen unter Theoderich Rom belagerten, die Soldaten Belisars die prachtvollen Götterstatuen der Heidenwelt als Wurfgeschosse benutzten, um sie auf die heraufstürmenden Barbaren hinab zu werfen. Nachdem so die antike Götterwelt gewichen, wurde einige Zeit nachher von Gregor dem Großen, zum Dank für die glückliche Abwehr der Pest, oben auf dem Castell dem Erzengel Michael eine Capelle und später eine Statue errichtet, die ihn mit gesenktem Würgengelschwert darstellt. Das gab der Burg den neuen Namen. Die Engelsburg ist seitdem immer ein Stützpunkt der einen oder anderen kämpfenden Partei in Rom gewesen. Gregor VII. schloß sich hier ein im Kriege gegen Kaiser Heinrich IV., und später, im Jahre 1379, als die Römer die für den Gegenpapst Clemens VII. kämpfenden französischen Soldaten endlich bezwungen hatten, vernichteten sie die noch erhaltenen Theile des alten Grabmals und zerstörten so viel wie möglich die Befestigungen. Papst Bonifacius IX. ließ sie wieder herstellen, und Urban VIII. die großen Außenwerke daran bauen. Aber von jetzt an diente die Engelsburg, obschon die heidnischen Götter entschwunden waren und der christliche Engel oben thronte, doch einem sehr unchristlichen Zwecke, indem sie als Gefängniß für religiöse und politische Ketzer gebraucht ward und in ihren dunklen Gängen Lebendige begraben wurden in ewiger Nacht, bis sie, oft in der feuchten Stickluft vergessen, den Tod fanden. Noch jetzt, nachdem im Jahre 1822 unter Papst Pius VII. nicht weniger als 12,000 Karren Schutt aus dem alten unterirdischen Grabesgange und den Grabkammern der Kaiser weggeräumt sind, dient die Engelsburg als Staatsgefängniß. Zum Schutze des Papstes gegen sein eigenes Volk wehte in unseren Tagen jahrelang unter dem goldenen Engel die französische dreifarbige Fahne, und die Kanonen bedrohten über die Tiberbrücke hinüber das jenseits liegende Rom. So mag denn der Engel mit gesenktem Schwerte oben auf der Burg den Schutzengel bedeuten für den Papst, so

lange es dem Kaiser in Paris gefällt, die weltliche Macht desselben aufrecht zu erhalten. Denn der Papst muß ja, insofern und so lange ihm diese für eine Hauptsache gilt, Fleisch für seinen Arm halten, statt ganz seine Hoffnung auf den Herrn zu setzen. Ob und wie bald das jetzige Papstthum in oder an der Engelsburg sein Grab finden wird, muß die Zukunft lehren, denn ob der Allerhöchste zum Schutze seiner weltlichen Macht dem Papst seinen Engel senden wird, damit er seinen Fuß nicht an einen Stein stoße, muß uns wenigstens sehr zweifelhaft erscheinen, namentlich so lange das Kirchen-Oberhaupt selbst seine Hülfe von der Jungfrau Maria er- unter ihre Protektion sich stellt.

Doch hinweg von der Engelsburg und vom christlichen Rom nach dem alten heidnischen! Versetzen wir uns im Geiste nach dem Forum Romanum! Im Rücken haben wir das Capitol, mit dem hoch von einem Thurme überragten Senatoren-Palast und dem tarpejischen Felsen, auf dessen Höhe jetzt der preußische Gesandtschaftskanzlist in einem Nebenflügel des Gesandtschafts-Palastes Cafarelli die Casa Tarpeja den deutschen Fremden zu gastlichem Logis öffnet. Am Fuße des capitolinischen Hügels sieht man den schönen Triumphbogen des Septimius Severus, die herrlichen Reste des Saturntempels, die drei schönen Säulen des Tempels des Vespasianus, die Phokassäule u. s. w., und an der Via sacra entlang zeigt sich eine Reihe alter Tempel-Reste, sowie im Hintergrunde das Colosseum und die Triumphbogen des Titus und des Constantinus. Zur Rechten erhebt sich der Palatinische Hügel mit den merkwürdigen ausgedehnten Trümmern der Kaiserpaläste. Hier ist es, wo die eigentliche Wiege Roms stand, und der am Fuße des Palatinischen Hügels gelegene alte Romulus-Tempel, jetzt die Kirche San Teodoro, erinnert an die hier erbaute älteste Stadt des Romulus. Während Kaiser Augustus hier in klassischer Einfachheit neben Gelehrten und Künstlern wohnte, sah die spätere Kaiserzeit auf dem Palatinus die größten, kostspieligsten Luxusbauten entstehen. Kaiser Nero, der zuerst das Christenblut in so reichen Strömen vergoß, und unter dem ja auch die Apostelfürsten Petrus und Paulus den Tod gefunden haben, nahm den Palatinus für sich allein in Anspruch, und die auf seinen Abhängen angesiedelten Römer mußten ihm weichen. Er dehnte seinen üppigen Prachtbau, das goldene Haus mit 3000 Säulen, bis nach dem esquilinischen Hügel hin aus, aber schon Vespasian und dann Titus, dessen herrlicher Triumphbogen zwischen dem Palatinus und dem Colosseum den siebenarmigen Leuchter und die anderen Beutestücke aus dem Tempel zu Jerusalem im Steinbilde zeigt, zerstörten Neros Bauten. Kaiser Domitian, der grausame Wollüstling, der Anstifter der zweiten Christenverfolgung, die namentlich die Christen Kleinasiens betraf, machte

dann wieder neue und prachtvolle Anlagen und Bauten auf dem Palatinus. Später war es besonders Kaiser Septimius Severus, der die Kaiserpaläste auf dem Palatinus verherrlichte durch den Anbau eines großartigen dreifachen Portikus als Eingang des sogenannten Septizonium. Er verfolgte bekanntlich zu Anfang des dritten Jahrhunderts die Christen besonders heftig in Egypten, sowie wiederum die in Kleinasien. Und was ist jetzt zu sehen von all der Herrlichkeit der Cäsaren-Paläste, die Rom vorzugsweise den genannten Christen-Verfolgern verdankte? Sie sind fast der Erde gleich gemacht und bilden mit den unkenntlichsten Trümmerhaufen, den man in der Stadt der Ruinen, im alten Rom findet! Mit wunderbaren Empfindungen durchwandert der Pilger die noch sichtbaren Substruktionen und Gewölbe und sucht unter Moos und Schlingpflanzen einzelne Mauer-Reste von Gemächern. Keine Säule steht mehr, kaum hie und da noch ein verfallenes Gewölbe, ein verwitterter Bogen, eine alte Treppe, eine mehr als halb zertrümmerte Wand. Die ganze Herrlichkeit ist Schutt und Staub geworden, von Epheu umrankt und vom Oelbaum überwuchert. Nur am Eingang der Kaiserpaläste wohnt eine bettelarme Familie, von der ein zerlumpter Knabe sich mit einigen, aus dem Schutt der Kaiserbauten gepflückten Rosenknospen ein Trinkgeld erbettelte. Aber diese fast gänzliche Vernichtung der Paläste der Verfolger Christi und seiner Jünger redet eine ergreifendere Sprache, als die vielen noch stehenden Säulen und Triumphbogen des alten Rom. Als man den Jüngern Jesu einst für ihn zu zeugen verwehren wollte, sprach der Herr: Wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreien! Wahrlich, diese Steine schreien überlaut! Denn unter den wenigen noch stehen gebliebenen Mauerresten von den Palästen der Christenverfolger muß gerade der sein, auf dem man vor einiger Zeit, als einziges noch erkennbares Bildwerk von all den Statuen, Säulen und Reliefs, gefunden hat — nun was denn? Einen Gekreuzigten mit einem Eselskopf! Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Der also verhöhnte Galiläer hat gesiegt trotz Julianus Apostata und seinen andern Lästereru; ihre Paläste sind in einen Schutthaufen verwandelt, aber seine Kirche triumphirt.

Vom Sieg des Christenthums über das Heidenthum zeugt auch das in der Nähe gelegene Colosseum. Es gilt als eins der Hauptwahrzeichen Roms und ist jedenfalls die größte, umfangreichste und ohne Umbau noch wohl erhaltene Ruine des alten Rom. In weitem Eirund steigt breites gewaltiges Mauerwerk aus Travertinquadern amphitheatralisch in die Höhe in vier Stockwerken, mit Bogen und Pilastern geziert. So boten sich Sitzplätze dar für 90,000—100,000 Zuschauer. Da saßen sie dann, die blutdürstigen schaulustigen Römer, die nur zwei Bedürfnisse befriedigt haben mußten um

ruhig zu sein: Brod und Schauspiele! Von dem Höchsten bis zu dem Geringsten saßen sie da, und Alles begehrte seine rohen Blicke zu laben an den Schmerzen und Leiden, dem Ringen und Kämpfen, dem Todeswehe und Sterben der Thiere und Menschen. Und das war das hohe, kluge, fein gebildete, künstlerisch, philosophisch, weltgeschichtlich so bedeutende Volk der Römer! An diesem Zuge blutgieriger Grausamkeit desselben sieht man, was alle menschliche Bildung ist ohne die heiligende Macht des Christenthums.

So wurden hier Hekatomben geopfert den Göttern, die das Volk für grausam und blutgierig hielt, wie es selbst war. 5000 wilde Thiere wurden getödtet bei der Einweihung des Colosseums. Und wer zählt die Bewohner der afrikanischen Wüste alle, die wilden Bestien, die nachher hier zur Befriedigung der unbarmherzigen Schaulust der Römer sich einander zerfleischen mußten und von den Gladiatoren getödtet wurden oder diese tödteten! O in dieser wunderbaren Arena meint man das Seufzen der ängstlich harrenden Creatur zu vernehmen, die da wartet auf die Erlösung der Kinder Gottes! — Aber das nicht allein! Der Mensch will auch seines Gleichen leiden, kämpfen, mit dem Tode ringen und sterben sehen: das ergötzt ihn. Wer in Rom um ein hohes Staats-Amt sich bewarb, mußte zu Hunderten, zu Tausenden die Gladiatoren, die Faust- und Schwertkämpfer, dem Volk vorführen, und die Kaiser der spätern Zeit hielten es ebenso, um das Volk zu befriedigen und zu amüsiren. Da sind Tausende und aber Tausende armer Menschen gefallen, und namentlich ist auch das Christenblut an dieser Schauderstätte in Strömen geflossen. Die frommen Märtyrer wurden den wilden Thieren vorgeworfen, und Gott lobend und preisend bereiteten sie sich vor zum Tode. Ihre Gebete stiegen zum Herrn empor, während die Thiere der Wüste, nach Blut lechzend, ihnen entgegen brüllten, und selbst ihre Feinde mußten bekennen, daß die Christen muthiger starben als die armen Gladiatoren. Natürlich! wußten doch die Jünger Jesu Christi wofür, diese armen Menschen aber nicht.

Und jetzt, wie sieht es jetzt aus im Colosseum? Es steht noch, und bei Tag wie bei Nacht, Morgens, Mittags und Abends, im Mondenglanz und bei Fackelbeleuchtung, jedes Mal macht es einen neuen, wunderbar ergreifenden Eindruck, sei es, daß man von unten an der thurmhohen Ruine emporschaut, sei es, daß man von ihrer Höhe hinabblickt in die leere Arena, sei es daß man das weite Häusermeer der ewigen Stadt übersieht. Allen Stürmen der Zeit hat dies großartige Flavische Amphitheater getrotzt, und Papst Benedikt XI. hat der schecklichen Blutstätte eine religiöse Weihe gegeben, indem daselbst das Leiden Christi in 14 Stationen bildlich

dargeſtellt und in der Mitte der Arena ein Kreuz und eine Kanzel errichtet wurde. So wird dort Gottesdienſt gehalten und des Freitags predigt ein Capuziner. Wahrlich ein merkwürdiger bedeutungsvoller Anblick: das Kreuz im Coloſſeum! Das Bild des erlöſenden Leidens Chriſti an der Stätte ſo großer Sünde und ſo ſchrecklichen Leidens! Der Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum, der Sieg der Barmherzigkeit über die Grauſamkeit, der ihr Blut vergießenden Liebe über den Blut fordernden Haß! Aber iſt denn der böſe Geiſt des Haſſes und der Blutgier ganz ausgeſtorben? Iſt nichts von der Verfolgungsſucht anders Denkender aus dem alten Rom in das neue mit hinübergegangen? Ach leider nur zu viel! Oder wäre nicht in Italien, auch nach Errichtung des Kreuzes in Rom, Chriſtenblut, Waldenſerblut, — Ketzerblut in Strömen gefloſſen? Das heidniſche Rom iſt aus dem chriſtlichen noch nicht vollſtändig gewichen. Der Exorcismus, den, wie wir ſahen, Papſt Sixtus V. bei Aufrichtung des ägyptiſchen Obelisken förmlich verrichten ließ, um dieſen Reſt aus dem Heidenthum für chriſtlichen Gebrauch zu weihen, iſt nicht vollſtändig geweſen. Das erkennen wir namentlich auch, wenn wir die Herrſchaft des im Heidenthum wurzelnden, der Ehre des Herrn zu nahe tretenden Aberglaubens in Rom ſehen. Das Coloſſeum ſelbſt ſchon zeigt es uns, wenn wir beobachten, wie die Leute herzukommen und das in ſeiner Mitte ſtehende Kreuz küſſen, um damit für 100 Tage Ablaß für alle Sünden zu erwerben. So lehrt den Römer ſeine Kirche. Doch das iſt nur ein Einzelnes. Wir haben mehr davon zu ſagen, um das Gegenbild auf dem Gebiete des religiöſen und kirchlichen Lebens zu zeichnen von dem noch immer in das chriſtliche Rom hineinragenden heidniſchen.

## II.

Als der Apoſtel Paulus durch die Hauptſtadt der Griechen ging und ſah der Athener heidniſche Götzendienſte, konnte er es nicht unterlaſſen, ſein Erſtaunen über dieſelben und ihre allzu abergläubiſche Weiſe auszudrücken. Und als er nachher die Gottesdienſte des heidniſchen Rom ſah, iſt ihm wohl ebenſo zu Muthe geweſen. Aber wenn er heute die Kirchen und Klöſter, die denkwürgen Plätze und heiligen Stätten des chriſtlichen Rom durchwanderte, würde er nicht noch eine ähnliche Rüge zu machen haben? Sahen wir im Aeußern in und an den Kirchen und Kirchplätzen Roms Reſte des alten römiſchen Heidenthums unter dem chriſtlichen Namen und Kleid hervorſchauen, ſo tritt uns in dem tauſendfältigen Aberglauben, in dem das Volk dort überall ſteckt und durch Prieſter und Mönche gehalten wird, eigentlich auch mehr heidniſches Weſen, als chriſtliches entgegen. Wir ſind überzeugt, daß jeder verſtändige Katholik, der aus Deutſchland nach Italien hinüberzieht, das mit demſelben Schmerz empfindet und beklagt als wir.

Es ist wunderbar und fast unglaublich, was man nicht Alles in Roms Kirchen aufbewahrt, sieht, hört und glaubt! Natürlich muß die Metropole des Christenthums auch die wichtigsten Reliquien haben. St. Peters Dom zeichnet sich dadurch aus. Die über dem Grabe des Apostelfürsten bis zur schwindelnden Höhe von 413 Fuß sich emporwölbende herrliche Kuppel von Michel Angelo wird da, wo das 622 Fuß lange Mittelschiff mit dem 464 Fuß langen Kreuzschiff der Kirche zusammenstößt, von vier mächtigen Pfeilern getragen, welche das 197 Fuß hohe, 100,000 Skudi kostende Tabernakel aus Goldbronze über dem mit 89 Lampen erleuchteten Grabe St. Petri wie Riesenwächter umstehen. In diesen vier Hauptpfeilern werden die vier Haupt-Reliquien Roms aufbewahrt; nicht gezeigt, denn nur die Domherren der Peterskirche werden für würdig erachtet, sie zu schauen. Sie bestehen in einem Stück vom Kreuze Christi, dem Schweißtuch, in dem die heilige Veronica das Blut des gestorbenen Erlösers aufgefangen, der Lanze, mit der der Kriegsknecht Longinus den Herrn am Kreuz in die Seite gestochen haben soll, und dem Kopf des heiligen Andreas. Auch steht in der Capella della Colonna santa in der Peterskirche eine weiße Marmorsäule aus dem Tempel zu Jerusalem, an die Jesus sich oft gelehnt haben soll. — Nächst der Peterskirche ist die fern ab am Fuß des Cölius gelegene Pfarrkirche des Papstes S. Giovanni in Laterano durch ihre fabelhafte Pracht und Verschwendung an Gold, Marmor und Malerei, durch ihre schöne Säulenhalle, durch ihre zahllosen Statuen bemerkenswerth. Sie gilt als die erste christliche Kirche, als Mutter und Haupt der Kirchen des Erdkreises, und soll vom Kaiser Constantin dem Bischof von Rom geschenkt worden sein, war auch bis zum 14. Jahrhundert Begräbnißstätte der Päpste. Die Zahl ihrer Reliquien ist natürlich sehr groß. Die merkwürdigsten sind die Häupter der Apostel Petrus und Paulus, der Stab Mosis und Aarons aus der Stiftshütte, der hölzerne Altar, an welchem die Päpste von Petrus bis Sylvester, der 335 starb, das Meßopfer dargebracht haben sollen, ja sogar in einer verschlossenen Capelle die hölzerne Tischplatte, an der Christus das heilige Abendmahl einsetzte; dieselbe soll von der Kaiserin Helena aus Jerusalem mitgebracht worden sein. Fast noch merkwürdigere Dinge zeigt man aber in dem höchst interessanten, aus viel früherer Zeit, als die jetzige Lateran-Kirche, herstammenden alten Kreuzgang: einen Altar von Marmor, in den, wie es heißt durch eine herabfallende Hostie, ein rundes Loch gebohrt ist, einen Maßstab mit der genauen Bezeichnung der körperlichen Größe Christi, eine Säule, die durch das Erdbeben bei der Kreuzigung Jesu geborsten sein soll; ja der Brunnen in der Mitte des Klosterhofes wurde sogar als der Jakobsbrunnen bezeichnet, an dem Christus das Gespräch mit der Samariterin hielt. Nahe bei der Laterankirche liegt die aus dem al-

ten Palaſt des Laterans noch übrig gebliebene Capella Sancta Sanctorum, welche die Scala sancta, die heilige Treppe, enthält, auf welcher Chriſtus einſt zum Richthauſe des Pilatus hinaufgegangen ſein ſoll. Sie gilt für ſo heilig, daß man nur auf den Knieen liegend ſie berühren darf, und ſo an ihr hinaufzurutſchen gilt dann für eine beſondere Handlung der Pietät, durch die beſonderer Ablaß erworben wird. Ueber dem Altar oben an der Treppe wird ein angeblich vom Evangeliſten Lucas gemalter und von Engeln vollendeter Chriſtuskopf aufbewahrt. — In einer andern Hauptkirche Roms, Sancta Maria maggiore, die eine faſt noch prachtvollere Säulenhalle hat als die Laterankirche, und gleichfalls die reichſte Vergoldung an der Decke und den Wänden zeigt, wird als Reliquie unter Anderem ein Stück von der Wiege Chriſti an beſtimmten Tagen dem Volke feierlich gezeigt. Und die wunderbare Geſchichte der Entſtehung dieſer uralten Marienkirche an dieſer Stelle, daß nämlich einem reichen Manne in Rom durch den am 5. Auguſt, alſo mitten im Sommer, dort auf dem Esquiliniſchen Hügel gefallenen Schnee die Stelle bezeichnet wurde, wo er die Kirche bauen ſolle, wird noch alljährlich an dieſem Tage gefeiert, indem man beim Hochamt und bei der Vesper ein Schneegeſtöber von weißen Blumenblättern von der Decke herabfallen läßt. Ganz nahe bei der Maria Maggiare liegt die Kirche der heiligen Praxedis, in der in einer Seiten-Capelle la Colonna, die Säule gezeigt wird, an der Chriſtus gegeißelt worden ſein ſoll.

Die beiden Apoſtelfürſten Petrus und Paulus ſind natürlich auch durch Reliquien und Wundergeſchichten verſchiedener Art in Rom verherrlicht. Die Kirche S. Pudenziana auf dem viminaliſchen Hügel ſoll die Stelle bezeichnen, wo Petrus im Hauſe des Pudens beherbergt wurde, und ſoll auf Veranlaſſung von deſſen Tochter durch Papſt Pius I. gebaut und geweiht ſein. In einer Seitenkapelle ſteht der Altar, vor dem Petrus die Meſſe geleſen haben ſoll. In der Kirche S. Pietro in vincoli wird die Kette aufbewahrt, mit der Petrus in Jeruſalem gefeſſelt geweſen, und die bei der Berührung mit derjenigen zuſammengeſchmolzen wäre, die ihn in Rom feſſelte. Mit dem Umhängen dieſer Kette iſt vollkommener Ablaß verbunden. In dem Mamertiniſchen Gefängniß, einer jetzt zu einer kleinen unterirdiſchen Kapelle eingerichteten Felsgrotte in dem capitoliniſchen Hügel, zeigt man einen Brunnen, deſſen Quelle auf Petri Gebet plötzlich entſprang, als er den von ihm bekehrten Kerkermeiſter zu taufen begehrte und grade kein Waſſer da war, — eine übrigens ſehr ſinnvolle Legende, die andeutet, wie das äußere Mittel des Sakramentes da nicht fehlen kann und darf und im Nothfall durch ein Wunder entſteht, wo das geiſtige Wunder geſchehen iſt, daß in einem Heiden-Herzen die Empfänglichkeit

für das Sakrament entstand. Weiter wird in der Kirche San Sebastian ein Stein gezeigt mit den Fußstapfen, die Christus in denselben gedrückt, als er, der Sage nach, dem vor dem Märtyrerthum fliehenden Petrus das Kreuz tragend erschien, und dieser ihn fragte: Herr, wohin gehst du? worauf Christus antwortete: nach Rom, um abermals gekreuzigt zu werden. Die Stelle, wo das geschehen sein soll, an der Via Appia zur Linken, ist durch eine kleine Kirche bezeichnet, die den Namen trägt: Domine quo vadis? oder auch Maria della Palma. Vor der Thür derselben sieht man jene Fußstapfen in Copie. Der nach Rom in sein Gefängniß zurückgekehrte Petrus soll dann nachher auf der Höhe des Janiculus wirklich gekreuzigt worden sein, und diese Stelle wird durch einen runden Tempel im Klosterhof der Kirche San Pietro in Montorio bezeichnet. Auf dieser Höhe, von wo man in herrlicher Weise Rom überschaut, genoß ich die letzten Blicke der scheidenden Sonne an einem schönen Sonntag-Abend, und die zu unsern Füßen liegende ewige Stadt glänzte in wunderbarer Pracht und Schönheit. Eigenthümliche Gedanken ziehen an solchen Abenden an so klassischer Stelle durch die Seele, und man braucht kein Anhänger des Papstthums zu sein, um die Stätten mit stiller Ehrfurcht zu betreten, die eine alte Tradition, welche sehr wohl Recht haben könnte, als die Marterorte der großen Apostel Petrus und Paulus bezeichnet. Wir waren soeben von der prachtvollen neuen Kirche San Paolo vor der Stadt gekommen, die über dem Grabe des Apostels Paulus stehen soll; eine überaus herrliche Säulenhalle mit dem reichstem Schmuck in Bildern, Mosaiken auf Goldgrund und prachtvollen bunten Steinen aller Art zeigt sich hier. Schickte doch zum Bau derselben selbst der Vicekönig von Egypten dem Papst ganze Schiffsladungen von Alabaster. Eine halbe Stunde von da, in einer Einöde auf einem Hügel links von der Straße nach Ostia, bezeichnet die Abtei zu den drei Brunnen die Stelle, wo Paulus enthauptet worden sein soll. Zu derselben gehören drei nahe bei einander liegende Kirchen, die erste ist die des heiligen Vincenz und Anastasius, die zweite die Kirche Maria Scala Celi, Maria Himmelsleiter, darum so genannt, weil hier dem heiligem Bernhard beim Messelesen die Himmelsleiter erschienen wäre, auf der Engel die durch sein Gebet aus dem Fegfeuer befreiten Seelen gen Himmel trugen. Bei ihr wird ein kleines Gemach gezeigt, in dem Paulus vor seiner Enthauptung gefangen gesessen haben soll. Die dritte Kirche ist die alle tre fontane, auf der Stelle, wo die Hinrichtung Pauli stattgefunden. Hier zeigt man noch die Marmorsäule, an der er festgebunden war, und drei Altäre sind errichtet über den drei Brunnen, die an den Stellen entsprangen, wo das abgeschlagene Haupt dreimal aufspringend die Erde berührte. Am Abhange des palatinischen Hügels zwischen ihm und dem Cölius liegt noch eine alte Kirche aus dem

5. Jahrhundert, an einer Stelle, die die Tradition als diejenige bezeichnet, wo Paulus nach Apostelgeschichte 28, 30 in Rom „in seinem eigenen Gedinge" wohnte. Wer will die Möglichkeit, daß solche Stätten der Wohnung, des Gefängnisses, des Märtyrerthums der Apostel sich ächt in der Erinnerung der christlichen Kirche erhalten haben können, ableugnen? Und wenn die fromme Sage sie mit allerlei Flitterstaat des Wunderbaren umkleidet hat, so bedauert man zwar die abergläubische Richtung, die sich darin kund gibt, aber man darf sich doch dadurch den Eindruck nicht ganz stören lassen. Und ist die fromme Sage das Mittel gewesen, die ächte Stätte wirklich der Erinnerung der spätern Christenheit aufzubewahren, so verzeiht man ihr gern ihre wundersüchtige Tendenz, und zwar um so lieber, als mitunter unverkennbar eine tiefe Symbolik und ein christlicher Sinn darin liegt, wie z. B. in der oben erwähnten Sage von der in Petri Gefängniß entsprungenen Quelle, als er des Taufwassers bedurfte. Auch die Legende, daß das blutige Haupt Pauli, wo es die Erde berührte, ihr frisch sprudelnde Quellen entlockt habe, ist ja nicht ohne Sinn. Freilich ist es mehr Pauli Wort als Pauli Blut, das wie lebendiges Wasser erquikkend die Kirche des Herrn durchströmt, aber seine Bereitschaft, sein Zeugniß mit seinem Blute zu besiegeln, gehört doch auch mit dazu. Wandelt man auf so ehrwürdigem Boden, wo uns überall die edlen Geister des heidnischen wie des christlichen Alterthums umschweben, so fühlt auch der evangelische Christ, wenn er einen Funken von Poesie hat, unwillkührlich einen sympathischen Zug zu dem poetischen Hauch und Duft, mit dem die fromme Sage diese Stätten umwoben hat, und man will auch diese Rose gern brechen und in sein Reise-Album legen, obgleich sie nicht ohne Dornen ist. Uebrigens hat der Römer selbst merkwürdiger Weise zu diesen Stätten weniger Zug, als zu den Bildern und Reliquien, denen bloße Willkühr und Wundersucht eine abergläubige Bedeutung und wunderthätige Kraft beigelegt hat. Diese spielen in Rom wie in Italien überhaupt eine viel größere Rolle, als jene unmittelbar auf die Apostel selbst hinweisenden, völlig öde und verlassen stehenden Orte und Erinnerungszeichen.

Der um so viel mehr beliebte Cultus den man den spätern Reliquien und Bildern widmet, wird nun oft geradezu zu einem Bilderdienst, der wirklich dem heidnischen nicht viel nachgibt, so daß es zuweilen scheint, als ob, wie vielfach wirklich mit Heiligen-Statuen der Fall ist, nur der Name gewechselt, der Dienst aber von der Heidenzeit her überliefert geblieben wäre. Ich will hier nicht reden von dem fast kindischen Wesen, das in Neapel mit dem Blute seines Schutzpatrons, des heiligen Januarius getrieben wird, in dem es am Tage, an dem er den Märtyrertod erlitt und der

Leichnam in die Stadt gebracht wurde, dem Haupte des Heiligen genähert, flüssig wird, wobei dann gleichzeitig der Stein im Kloster zu Puzuoli, auf dem er hingerichtet worden sein soll, Blut spritzt. Auch soll nicht die Rede sein von der Christusstatue in Neapel, deren Kopf, als sie bei einem Bombardement bedroht war, sich bei Seite wandte um einer Kugel auszuweichen, oder von jener, der die Haare wachsen sollen, weshalb sie alljährlich in Gegenwart der städtischen Behörde geschoren wurde. Eine andere Statue eines Heiligen hat man so eingerichtet, daß sie, den vielen Bettlern gleich, von denen Italien überschwemmt ist, eine offene Hand ausstreckt, welche sich, wenn die mißbrauchte Leichtgläubigkeit mit Almosen zum Besten des Klosters sie gefüllt hat, in die Tasche ausleert und wieder ausstreckt. Es begreift sich, wie die furchtbare Unwahrhaftigkeit und Verlogenheit, mit der Priester sich nicht scheuen, die Religion dem Volke gegenüber so zu einer Dienerin der Habsucht zu erniedrigen, ihr bei allen irgendwie Einsichtsvollen leicht Credit und Glauben nehmen muß. Denn daß es eigentlich bei allen wunthätigen und sonst mit abergläubischem Schein umhüllten Heiligenbildern und Reliquien hauptsächlich auf's Geldsammeln abgesehen ist, läßt sich ja leider nicht leugnen. Man betrachte nur, wie reich diese Bilder und ihre Kirchen und Klöster mit Schmuck und Weihgeschenken aller Art ausgestattet sind, welche ansehnlichen Gaben ihnen in die Opferstöcke geworfen werden, und welch einen Ertrag sie vielfach auch der bischöflichen oder der päpstlichen Casse zuführen. In Rom ist es unter Andern namentlich die in der Kirche zum heiligen Augustinus stehende Madonna di St. Agostino, die reich geschmückt und von unzähligen Tafeln in Silber umgeben ist, auf denen die durch sie geschehenen Rettungen, Heilungen und Wunder bezeugt sind. Kranke und Geängstigte beten dann zu dieser Madonna, küssen ihr die Füsse, legen Stirn oder Wange an das Bild u. s. w. Ja, der Aberglaube geht so weit, daß selbst das Oel in der vor dem Bilde brennenden Lampe für heilkräftig gilt, so daß man mit demselben leidende Glieder zu bestreichen pflegt.

Als ganz besonders gefährlich muß es erscheinen, wenn der Aberglaube auf Kosten des Rechtsbewußtseins im Volke gehegt und genährt wird, und man wird sich über die Menge von Banditen, welche Italien ja seit langer Zeit unsicher machen, nicht wundern können, wenn man bedenkt, daß der Italiener, wie er zu seiner Madonna um eine glückliche Nummer in der Lotterie betet, so auch ihre gnädige Hülfe zu einem glücklichen Ausgang sich erfleht, wenn er einen Mord begehen will. Ja, es wird sogar in einem von der römischen Congregation und dem Papst Pius VII. durchaus gebilligten Buche des von Papst Gregor XVI. 1839 kanonisirten Alphonso di Liguori, betitelt: „die Herrlichkeiten Mariä", von ei-

nem Banditen erzählt, der bei all seiner Gottlosigkeit doch täglich zur Madonna betete und auf dem Weg zur Hinrichtung eine Madonnenstatue begrüßte und anflehte: „hilf mir in der Stunde meines Todes", worauf diese ihn ergriffen und fest in den Armen gehalten habe, bis der allgemeine Ruf des Volks um Gnade den Verurtheilten rettete. Bei solchen Dingen tritt dann die religiöse Seite des Papstthums in so krassen Widerspruch mit der von ihm als Träger der weltlichen Macht im Kirchenstaate zu übenden Gerechtigkeitspflege, daß an solchen Widersprüchen, deren sehr viele aufzuzählen wären, die eine oder die andere, die geistliche oder die weltliche Macht des Papstthums, oder beide mit einander, mit der Zeit doch nothwendig zu Grunde gehen müssen.

Ein besonderer Gegenstand der Verehrung und des Aberglaubens in Rom ist der Santo Bambino, eine hölzerne Figur, das Christkindlein darstellend, welche in Ermangelung der Farbe durch ein Wunder in einer Nacht die menschliche Hautfarbe angenommen haben soll. Und als einst eine reiche Frau den Bambino, nachdem er ihr in Krankheit geholfen, bei sich behielt und dafür einen falschen in's Kloster Araceli schickte, soll er Nachts von selbst dorthin zurückgekehrt sein, vor der Klosterpforte um Einlaß gewimmert haben und unter dem von selbst entstehenden Geläute der Kirchen und Klöster wieder seine frühere Stelle eingenommen haben. Das Epiphaniasfest ist der Haupttag der Verehrung des Bambino. Dann wird die Figur hoch oben auf dem Capitol, wo die Kirche Araceli liegt, auf der Treppe, die von dieser herunterführt, unter Musik und religiösem Pomp aller Art dem Volk gezeigt und von der versammelten Menge mit Kniebeugung und Erflehung seines Segens verehrt. Der Bambino soll vor Allem Wunder wirken bei Kranken, namentlich bei Frauen, für die die Stunde der Angst gekommen ist. Diesen wird er von einem Franziskaner zugetragen oder langsam in einem Wagen gefahren, vor dem die Begegnenden sich beugen und grüßen. Die Figur wird dann der Kranken aufs Bett gelegt und hilft zur Genesung oder zu einem leichten Ende. Das Alles ist doch wahrlich mehr heidnisch als christlich, und ein Beobachter in der Hengstenbergischen Kirchenzeitung, welcher noch Niemand vorgeworfen hat, daß sie dem Katholicismus zu nahe trete, vergleicht daher die Verehrung des Bambino mit der Verehrung des goldenen Kalbes zu Aarons Zeiten. In den Tagen nach Weihnachten begeistert der Bambino auch Kinder, kleine Buben und Mädchen, zu Predigten, die sie in der Kirche Araceli, auf einen Tisch gehoben halten, nachdem sie künstlich dazu abgerichtet sind. Es kommt dabei vor, daß freche Jungen zur allgemeinen Belustigung des Publikums die Manieren der römischen Prediger nachäffen.

Der Römer überträgt seinen Aberglauben nun selbst auch auf

die Thiere, mit denen er viel zu thun hat, die ihn ziehen, tragen, die Laſten ſchleppen u. ſ. w., ſo namentlich Pferde und Eſel. Wie er ſelbſt durch Amulette, Ceremonien und dgl. ſich zu ſichern ſtrebt, ſo auch dieſe Laſtthiere; namentlich die Packeſel tragen oft ſolche Medaillen mit dem St. Antoniusbilde vor der Stirn. Der Schutzpatron dieſer Hausthiere iſt nämlich der heilige Antonius; an deſſen Tage, dem 17. Januar, bringen die Landleute ſchaarenweiſe ihre Thiere, geſchmückt mit Bändern und bunten Schleifen, vor die Kirche S. Antonio, auf dem Esquilin hinter St. Maria Maggiore gelegen, und daſelbſt werden die Pferde und Eſel von einem Prieſter, der ein Gebet ſpricht, mit Weihwaſſer beſprengt und eingeſegnet. Nicht bloß das niedere Volk und die Hirten von der Campagna unterwerfen ſich reſp. ihre Thiere dieſem Gebrauch, ſondern ſelbſt auch die Nobili, ja Papſt und Biſchöfe; denn er ſoll ſichern gegen Unglück, welches man ſonſt beim Fahren und Reiten mit den Thieren erleiden könnte, und die Eſeltreiber und Kutſcher würden ſicher ein ſolches der unterlaſſenen St. Antons-Weihe zuſchreiben. So beſtärkt der Gebildete den Ungebildeten und der Ungebildete den Gebildeten im Aberglauben. Eine andere Weihe von Thieren pflegt der Papſt ſelbſt vorzunehmen, und zwar am 21. Januar. Er hat dann am Feſte der heiligen Agnes bei ihrer alten Kirche draußen vor der Stadt vor Porta pia die Lämmer zu weihen, aus deren Wolle die Pallien für die neu zu ernennenden Erzbiſchöfe und Biſchöfe gemacht werden. Dieſe Lämmer werden hierauf den Nonnen zur Pflege übergeben. — Kirche und Kloſter St. Agneſe haben vor einigen Jahren aber noch eine beſondere Merkwürdigkeit erhalten, indem Papſt Pius IX. daſelbſt bei einem Beſuch mit ſeinem Gefolge mit der Decke des Zimmers durchbrach, wobei er faſt wunderbar gerettet und erhalten wurde. Das dankte er aber nun Niemandem, als der Maria. Sie hatte ihn beim Fall gehalten zum Dank dafür, daß er ſie als Immaculata der Chriſtenheit proklamirte. Der Papſt ließ demnach bei der Kirche ein Votivbild aufſtellen, auf dem die heilige Jungfrau nebſt St. Peter und St. Agnes mit ihren Armen das ſinkende Kirchenoberhaupt feſthält und rettet. Pius IX. iſt von ſeinem Glauben an die rettende Macht der Maria alſo feſt durchdrungen und ſpricht ihn nicht allein ſo im Bilde aus, ſondern auch ſonſt. Er ſagt z. B. in einer Allokution: „Möge die allerheiligſte Jungfrau, unter deren mächtiger Obhut wir bis auf dieſen Augenblick unverſehrt geblieben ſind, uns auch ferner ihres Schutzes würdigen.“ So nimmt die Marien-Verehrung in Rom immer mehr zu, und man ſieht die Marienbilder immer häufiger ohne das Chriſtkind, mit Inſchriften wie dieſe: „Heilige Maria erbarme dich unſer,“ ein Gebet, das bisher eigentlich doch nur an den lebendigen Gott und den Sohn Gottes zu richten war, während der Maria nur das „Bitte für uns“ gebührte.

Darüber ist man indessen jetzt längst hinaus. Es ist merkwürdig, vielleicht nur ein merkwürdiger Zufall, daß am Glockenthurm zu Florenz, wo neben den 7 Seligpreisungen die 7 Sakramente der katholischen Kirche stehen sollen, statt der Darstellung der Buße eine Madonna mit dem Kinde zu sehen ist. Diese scheint wirklich die Römer der Buße mehr und mehr zu überheben. Man findet denn auch, ähnlich wie im altheidnischen Rom die Penaten, so jetzt in fast jedem Hause ein Madonnenbild, das den Mittelpunkt der Andacht ausmacht, in jeder Weise verehrt und bei jeder Gelegenheit angerufen und angebetet wird.

Aber nicht allein die so hochverehrte Mutter des Herrn, auch andere Heilige und Heiligenbilder nehmen im christlichen Rom und in Italien überhaupt die Stelle der alten heidnischen Hausgötter ein und müssen sich, ähnlicher Verehrung theilhaftig, gelegentlich auch ähnliche Schmach und Mißhandlung gefallen lassen. Denn die ungebildeten Italiener, — von diesen muß hauptsächlich die Rede sein, wenn sichs um römischen Glauben und Aberglauben handelt: der vornehme, gebildete hält es großentheils nur mit dem baaren Unglauben und Indifferentismus gegen alle Religion, mit dem sich aber ein gedankenloses Mitmachen der Ceremonien bei Vielen sehr wohl verträgt, — die ungebildeten Italiener also stehen mit ihrem Heiligen, der ihr geistiges Leben beherrscht, ihre religiösen Gedanken auf sich concentrirt und ihre Gebete, mit fast völliger Ausschließung Gottes und Christi, stets zu hören bekommt, eigentlich auf dem Fuße des Contracts. Sie versprechen dem Heiligen dies und das: Kerzen anzuzünden vor seinem Bilde, Almosen zu geben, so und so viel Ave Maria zu beten, Bittgänge hier und dahin zu machen u. s. w., und werden es auch treulich thun, wenn ihnen der Heilige hilft oder geholfen hat, ihr Gebet erhört, die Reise, das Unternehmen, die Entbindung der Frau u. dgl. gut von Statten geht, die gefürchtete Gefahr, Krankheit oder Noth glücklich vorübergegangen ist. Geht es aber umgekehrt, hat der Heilige den Contrakt nicht gehalten, die Bedingungen nicht erfüllt, das Gebet nicht erhört, also seine Schuldigkeit nicht gethan, so wird er sehr naiv gescholten, verachtet und verschmäht, ja sogar sein Bild mißhandelt, von seinem Throne im Hause heruntergeworfen und wohl gar mit Füßen getreten. Das ist doch nun eben die Weise, wie ein Heide auch seinen Götzen behandelt, und solcher Dienst, solche Frömmigkeit, so sehr sie mit vielen Ceremonien, mit unzähligen Gebeten, mit ehrfurchtsvollen Devotionen äußerlich geziert sein mag, ist doch tief innerlich heidnischer Art, denn es fehlt ihr eben alle wirkliche demüthige Hingabe des Herzens und Lebens an Gott den Allmächtigen und alle gläubige Annahme der Gnade und des Verdienstes Christi zur Vergebung der Sünden, sowie alle Ueberzeugung, daß

denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen müſſen. Dieſes Bewußtſein von dem einigen, ewigen, barmherzigen Gott iſt eigentlich dem Katholicismus, wie er in der großen Maſſe in Italien auftritt, über den vielen Heiligen und ihren Dienſten und Kirchen, Faſten und Wundern faſt ganz verloren gegangen. Und wenn man einwenden wollte, es gebe ja doch aber auch ſo viele Proteſtanten, die den Namen Chriſten tragen, aber ohne Chriſtum in der Welt leben, die Evangeliſche heißen, aber ſich um das Evangelium nicht kümmern, ſo iſt doch auf den ſehr großen Unterſchied aufmerkſam zu machen, worin der eigentliche wunde Fleck des jetzigen italieniſchen Katholicismus liegt, daß in ihm der kirchliche Dienſt, der religiöſe Cultus, die Wirkſamkeit der Geiſtlichen wirklich gar nicht mehr vorzugsweiſe dahin geht, das Gottesbewußtſein und das Gefühl der Abhängigkeit von Gott zu beleben und zu fördern, ſondern eben immer hauptſächlich nur von der Madonna und den vielen Heiligen die Rede iſt. Es iſt gar nichts Seltenes, Kinder zu finden, die nichts von Gott und Chriſtus, aber viel von der Madonna wiſſen. Wem der Papſt ſeine Rettung aus der Lebensgefahr verdankt, haben wir ſchon gehört: der in päpſtlichen und biſchöflichen Hirtenbriefen oft als Mit-Erlöſerin dargeſtellten Maria. Und wie jede Kirche ihren Heiligen hat und jedes Kloſter ſeinen Schutzpatron, um den ſich der Dienſt die Feier, die Verehrung bewegt, iſt ja auch bekannt. Der Herr Chriſtus hat ſo in Rom einen Statthalter und hunderte von Stellvertretern: alle Heiligen! Der 1. November iſt der wichtigſte und wahrſte Feſttag Roms, und das antikrömiſche Pantheon, unter dem Namen sancta Maria ad martyres der Madonna und allen Heiligen geweiht, entſpricht den religiöſen Zuſtänden und Bedürfniſſen, wie ſie ſich unter den Augen des Papſtthums und unter der Leitung des Clerus daſelbſt geſtaltet haben, wirklich am meiſten. Es iſt in der That, die Bedeutung des Glaubens an den einigen Gott zurückgetreten vor dem Glauben an die vielen Heiligen. Die Zahl derſelben, die jetzt das chriſtliche Rom verehrt, iſt nicht geringer, ja noch größer als die der Götter, die das altheidniſche Rom verehrte, und wie dieſe alle ihre verſchiedenen Funktionen und Bedeutungen, Heiligthümer und poetiſchen Sagen hatten, ſo in der That auch die Heiligen. Der Eine hat dieſe Bedeutung, der Andere jene, der Eine wird von dieſem Stande als Schutzpatron angerufen, der Andere von jenem, der Eine hilft dieſer Noth ab, der Andere jener. St. Sebaſtianus iſt der Schutzpatron der Jäger und Schützen und St. Lucas der Maler, St. Georg der Krieger und San Criſpinus der Schuſter. Der Bambino hilft den Wöchnerinnen und San Johannes beſchützt die Täuflinge. San Antonius gibt den Pferden und Eſeln die Weihe, und San Agneſe den Lämmern u. ſ. w. Und was die weit über allen ſtehende und einen gewiſſen Univerſalis-

mus in Anſpruch nehmende Madonna betrifft, ſo iſt ſie nach ihren vielen verſchiedenen Kirchen und Klöſtern auch wieder wirklich eine vielgetheilte. Die Maria in dieſer Kirche hat dieſe Kraft und Bedeutung, die in jener jene. Und es iſt nichts Seltenes, daß ſich Römer und Römerinnen in vollſtem Ernſte mit höchſtem Affekt darüber ſtreiten, welche der Madonnen die mächtigſte, größte und verehrungswürdigſte ſei, wobei dann jede fromme Römerin die Madonna ihrer Pfarrkirche und ihrer Nachbarſchaft erhebt und dabei die Madonna einer andern höchſt ungenirt herunterſetzt und ſchlecht macht. So ſehr iſt dem Volk das Bewußtſein der Einheit in den Gegenſtänden ſeiner Religion und Frömmigkeit verloren gegangen, und wenn Paulus an die Corinther (1. 1, 13) ſchreibt: Wie iſt Chriſtus nun zertrennt? ſo muß man die Römer vielmehr auch noch fragen: Iſt denn die Madonna zertrennt? Iſt ſie denn, oder Paulus oder Petrus, oder dieſer oder jener Heilige für euch gekreuzigt? oder ſeid ihr in ihrem Namen getauft? Sind es denn Menſchen, die euch helfen, retten, erlöſen können, oder der einige Gott?

Daß nun bei ſo vielem Heiligen-Dienſt doch wenig heiliger Dienſt, bei all dem vielen Beten wenig Gebet, bei all dem vielen Aberglauben wenig Glauben und bei den vielen Schutzpatronen wenig Vertrauen auf Schutz, Hülfe und Beiſtand im römiſchen Katholicismus zu finden iſt, begreift ſich leicht und kann kaum anders ſein, wo das Wort Gottes beim Propheten in ſolcher Weiſe ſich beſtätigt: Mich die lebendige Quelle verlaſſen ſie und machen ſich ſelbſt Brunnen, die noch löcherig ſind und kein Waſſer geben. So iſt denn der Italiener und namentlich der Römer, obſchon er den Schutzheiligen im Hauſe hat und vielleicht ſein Bild auch noch als Amulett um den Hals trägt, doch ein Knecht der Furcht, der allerthörichtſten, eingebildeten, heidniſchen Furcht. Kann es etwas kläglicheres, glaubensloſeres, armſeligeres geben, als der in Italien und namentlich im Kirchenſtaat ſo verbreitete Glaube an und die Furcht vor dem böſen Blick? Dieſes Nichts, dieſes Unding, daß ein Menſch dem andern Schaden thun und Unglück zufügen könne bloß dadurch, daß er ihn anſieht. Da es nun der Menſchen viele gibt, die dieſen Blick haben ſollen, ſo iſt man kaum je ſicher vor ihm und muß auf allerlei Schutzmittel ſinnen. Weiß man's von Einem, daß bei ihm dieſe Gefahr droht, ſo legt man beim Zuſammenkommen mit ihm den Daumen und die beiden Mittelfinger der rechten Hand in derſelben zuſammen und ſtreckt bloß den Zeigefinger und den kleinen Finger aus. Um aber auch ſicher und geſchützt zu ſein, wenn man unbewußt mit Menſchen zuſammenkommt, die den böſen Blick haben, ſo trägt man ſo geſtaltete Händchen aus Gold, Corallen u. ſ. w. an der Uhrkette, am Armband oder um den Hals. Das hat man oft Gelegenheit zu ſehen, und der Unkundige weiß

natürlich nicht, was es zu bedeuten hat. Oft vertreten auch Hörnchen die Stelle solcher Händchen und dienen als Amulette gegen den bösen Blick. Dieselben werden dann aber nicht bloß am Leibe getragen, sondern auch in öffentlichen Lokalen aufgehängt, um die Besucher derselben zu schützen gegen Menschen mit dem bösen Blick. Daß dies Symbol des Schutzes sowie die Vorstellung vom bösen Blick selbst durchaus heidnischen Ursprung hat, ist klar, und braucht wohl nicht erst bewiesen zu werden. Was soll man aber dazu sagen, wenn mancher Römer selbst seinem Papst, z. B. dem jetzigen Pius IX., den bösen Blick zuschreibt, und indem er sich seinen Segen erfleht, nun vor dem vorbeigehenden oder fahrenden Papste nicht nur die Kniee beugt, um die Benediktion seines Mundes zu empfangen, sondern zugleich auch die drei Finger der rechten Hand, um den Fluch seines bösen Blickes abzuwenden?

Aber der römische Aberglaube macht sich in einer noch weit gefährlicheren Weise geltend, als daß er das Ansehen des Papstes untergräbt. Er untergräbt, indem er mit dem kindischsten Leichtglauben in Verbindung steht, das Ansehen und die Bedeutung des Herrn, dessen Stelle der Papst in Rom vertreten soll, das Ansehen Jesu Christi, als des Heilandes, in dem wir allein Vergebung der Sünden suchen und finden sollen. Wieder zu Gunsten der Autorität des Papstes und der Kirche wird die Bedeutung Christi in dieser Rücksicht bei Seite geschoben durch den von Papst und Kirche bei jeder Gelegenheit, in jeder Art und für die leichteste Büßung proclamirten Ablaß. Mußte der Ablaßhandel einst die Peterskirche zu Rom bauen helfen, dadurch aber freilich auch die längst innerlich nothwendig gewordene Reformation herausfordern, so muß es noch heute von dem Ablaß gesagt werden, daß er zwar äußerlich den Glanz der Kirche und den Schein ihrer Macht hebt, aber innerlich fortfährt, ihr den tiefsten Schaden zuzufügen, der sich denken läßt. Denn ganz Rom steckt so voll Ablaß, daß darüber selbst das Beichten, Messe hören und Communiciren zu Schaden gekommen ist, von den tieferen Schäden im innern religiösen Leben des Volkes ganz zu geschweigen. Es wird der Ablaß als eine besondere Vergunst betrachtet, die die Päpste oder die Bischöfe dieser oder jener Kirche, bei Jubiläen und Jahrestagen ihres Heiligen, zur Abhülfe besonderer Nothstände, zur Ausführung von baulichen Reparaturen u. dgl. verleihen. Denn wenn auch allerdings jetzt kein Ablaß mehr verkauft wird, so ist es doch klar, daß die zur Erlangung eines solchen in dieser oder jener Kirche zusammengeströmte Volksmenge die Opferstöcke und die vor dem Bilde des Kirchen-Heiligen ausgestellten, mit dem Zwecke der Sammlung bezeichneten Becken nach Verhältniß des Vermögens bedenken wird, schon um die Wirksamkeit des Ablasses durch Mangel an Opfer-

willigkeit für den Heiligen nicht zu beeinträchtigen. Ein Verkaufen des Ablasses und der Indulgenzien wird so unnöthig, er wird nur geknüpft an die Erfüllung bestimmter Bedingungen, vorgeschriebener Gebete vor den betreffenden Altären, Kreuzen und Heiligenbildern, verrichteter Devotionshandlungen, mitgemachter Prozessionen u. dgl. Nicht nur den großen bevorzugten Hauptkirchen Roms, sondern auch den andern wird er so verliehen. Wie jene aber doch vor allen begünstigt werden, zeigt z. B. eine Bulle Papst Bonifacius VIII., in der er von dem Ablaß in der päpstlichen Pfarrkirche, der eigentlichen katholischen Bischofskirche San Johann im Lateran sagt: „Wenn die Menschen wüßten, welchen Schatz von Indulgenzien die Laterankirche besitzt, wahrlich, es thäte nicht Noth, nach Jerusalem und San Jago in Galizien zu pilgern.“ In der Peterskirche bringt Ablaß das Knieen vor und sich Berührenlassen von einer aus dem Beichtstuhl des Groß-Pönitentiars, an dem Pfeiler der hl. Veronika, hervorragenden Angelstange, im Colosseum ist es das Küssen des Kreuzes, in St. Pietro in vincoli das Umhängen der Kette, mit der Petrus gefesselt war, in Maria sopra Minerva das Mittmachen der Rosenkranz-Prozession, wodurch man vollkommen Ablaß erhält. Vor dem Pantheon steht eine Inschrift: Indulgentia plenaria pro vivis et defunctis, vollkommener Ablaß für Lebendige und Todte; ähnliche Zettel und Tafeln findet man gar vielfach bei allerlei Gelegenheiten an allerlei Kirchen. Namentlich ist dann auch das Mitmachen des ewigen Gebetes in einer oder der andern Kirche sehr verdienstlich. Da nämlich Rom so viele Kirchen zählt, als Tage im Jahre, so beginnt der Papst am 1. Sonntag des neuen Kirchenjahres mit Ausstellung der Monstranz in der Sixtinischen Kapelle und trägt sie dann nachher in die Paulinische über, und so wird damit fortgefahren, so daß unablässig und ununterbrochen das Sanctissimum ausgestellt bleibt, heute in dieser, morgen in jener Kirche, welche dazu geschmückt und am Eingang mit Grün bestreut wird.

Solche besonderen Devotionshandlungen und erworbenen Indulgenzien haben nicht bloß Bedeutung für die Lebenden, sondern auch für die Todten. Für Letztere verheißt ja schon obige Inschrift am Pantheon vollkommenen Ablaß, und an der alten merkwürdigen Kirche Maria in trastevere liest man, unter Berufung auf die Päpste, welche dies Privilegium bestätigt haben, an einem Seiten-Altare geradezu: „Jede Messe, die an diesem heil. Altare celebrirt wird, befreit eine Seele aus dem Fegefeuer;“ ähnlich eine Inschrift in der Kirche San Sebastiano, die die Befreiung derjenigen Seele aus dem Fegefeuer verheißt, für die man die Messe lesen läßt. Eine andere schon erwähnte Kirche trägt den Namen: Maria Himmelsleiter davon, daß dem heil. Bernhard, als er dort Messe las,

die Himmelsleiter erſchienen ſein ſoll, auf der Engel die durch ſein Gebet befreiten Seelen direkt zum Himmel trugen. Unter ſolchen Umſtänden wird man ſich nicht wundern können, daß die Vorſtellung, durch Meſſen und Erwerben von Indulgenzien die Todten in den Himmel bringen zu können, ſo in das Volk eingedrungen iſt, daß ſelbſt die Bettler an den Kirchthüren die ziemlich verſtändliche Sprache ihres lauten Klapperns mit der Almoſenbüchſe noch durch die Erinnerung an die armen Seelen im Fegefeuer verſtärken.

Die große Bedeutung, die die Meſſe hat, ſcheint überhaupt wirklich mehr für die Todten, als für die Lebendigen zu ſein, denn man merke doch wohl: es kommt nicht darauf an, daß die Meſſen *gehört* werden, daran fehlt es in Rom gar ſehr, und man findet zur Zeit der Hauptmeſſe die Haupt-Kirchen an Haupt-Sonntagen in Rom faſt leer; es handelt ſich eben nur darum, daß ſie *geleſen* werden. Nun bemühen ſich Prieſter und geiſtliche Genoſſenſchaften, Kirchen und Klöſter, möglichſt viel Aufträge zu Meſſen zu bekommen, für die natürlich immer bezahlt wird, und der Fromme, der für ſich oder ſeine Anverwandten, Lebende oder Todte, eine Meſſe beſtellt hat, überläßt es vertrauensvoll den Prieſtern oder geiſtlichen Genoſſenſchaften, die das Geld dafür empfangen haben, daß die Meſſen auch geleſen werden: ſie zu hören, fällt ihm meiſtens nicht ein. Nun kann es aber kommen, daß eine Kirche oder ein Kloſter mehr Meſſen an beſtimmten Tagen zu leſen übernommen hat, als die angeſtellten Prieſter bewältigen können. Will man ſich in ſolchen Fällen nicht erlauben, mehrere Meſſen in eine zuſammen zu ziehen, ſo wird der Ueberfluß derſelben durch irgend ein kontraktmäßiges Abkommen für einen billigen Durchſchnittspreis auf ein entferntes Kloſter übertragen, welches weniger glücklich iſt im eigenen Erwerben von Meſſen. Oder es wird auch wohl das Leſen der Meſſen einem der vielen unangeſtellten und müßig in Rom umherziehenden Prieſter überlaſſen, die es für einen kleinen Betrag, etwa 10 Sgr., gern übernehmen und ſich dazu häufig des Morgens bei gewiſſen Kirchen melden. Es gibt nun aber auch das Auskunftsmittel einer Dispenſation von ſolcher Pflicht übernommene Meſſen zu leſen, und zwar für Geld. Die Taxe ſoll gering ſein und es wird, wenn die Zahl der Meſſen ſehr groß iſt, für die Einer Dispens nachſucht, darüber wohl noch gehandelt. Außerdem ſind aber in allen Kirchen die Meſſen auch nicht gleich theuer, und ſo kommt es vor, daß, wenn in einem Teſtamente eine Geldſumme für Meſſen ausgeſetzt iſt, ohne ihre Zahl anzugeben, der Teſtamentsexecutor herumgeht und ſucht, bei welcher Kirche oder welcher Kloſterbruderſchaft er für die betreffende Summe im Intereſſe ſeines Erblaſſers die meiſten Meſſen leſen laſſen könne, ein gewiß ſehr wenig würdiges Rechen-Exempel. — —

Aus allem dem geht wohl hinreichend hervor, daß des unchriſtlichen Weſens in Rom noch gar viel iſt. In der Ignatiuskirche daſelbſt ſieht man zwei Marmorgruppen, deren eine links den Triumph des Chriſtenthums über das Heidenthum, die andere rechts die katholiſche Kirche als Siegerin über zwei am Boden ſich krümmende Unmenſchen darſtellt, die mit den Namen Luther und Calvin bezeichnet ſind. Es könnte nach dem Bisherigen ſcheinen, als ob die zweite ſymboliſche Darſtellung wenigſtens für Rom mehr Recht hätte, als die erſte, als ob in Italien der Sieg des Papſtthums über die im 16. Jahrhundert daſelbſt hie und da ſchon ziemlich weit gediehene Reformation vollſtändiger gelungen ſei, als der des Chriſtenthums über das Heidenthum. Denn die evangeliſche Lehre iſt ja in Rom und im ganzen Kirchenſtaat überall unterdrückt und ſelbſt der preußiſche Geſandtſchaftsprediger in Rom nicht einmal geduldet, ſondern ignorirt, indem er offiziell nur als Attaché der preußiſchen Geſandtſchaft gilt, und man thut als ob man es nicht wiſſe, daß er im Saale des Palazzo Caſarelli auf dem Capitol evangeliſchen Gottesdienſt abhält. Auch hat von dem Geſetz, daß kein Proteſtant in Rom Grundbeſitz erwerben kann, nicht einmal zu Gunſten dieſes preußiſchen Geſandtſchaftspalaſtes eine Ausnahme gemacht werden können, ſondern derſelbe mußte auf den Namen eines Katholiken angekauft werden. Aber die Sache hat doch auch ihre andere Seite. Gelten die in Rom wohnenden Proteſtanten nichts, die durchreiſenden proteſtantiſchen Fremden gelten deſto mehr, ihnen gegenüber macht ſich im Geiſt der Duldung und der freundlichen Rückſichtnahme geltend, der oft nur auf die äußere Möglichkeit zu warten ſcheint, um zu offen ausgeſprochener Sympathie zu werden.

Es iſt auch ſchon von Andern beobachtet worden, und wir müſſen es beſtätigen, daß Rom nicht nur die toleranteſte Stadt gegen fremde Gäſte iſt, ſondern daß man ſogar auch im Stillen überhaupt nirgends ſo ſehr den Ketzern huldigt, wie in Rom. Thakeray ſchreibt: „Die alte Stadt der Cäſaren, die prächtige Reſidenz des Papſtes, iſt mit allen ihrem Glanz und Ceremonien für das Vergnügen der Engländer eingerichtet. Wir gehen ſo unbefangen zu dem Hochamt nach St. Peter, wie wir das Feuerwerk in Vauxhall beſuchen.“ So kann denn ja auch jeder Proteſtant von Stande ohne Mühe, wenn er will, eine Audienz beim Papſte anhalten. Ja einer komiſchen Volksfigur Roms, dem Marforio, legt man ſogar Folgendes in den Mund: „Ich gehe nach der Sixtiniſchen Kapelle.“ „Du gehſt umſonſt“, antwortet ſein Freund Paſquino, „die Schweizer und die päpſtlichen Carabinieri werden dich ſtoßen und dich nicht hineinlaſſen.“ „O fürchte nichts“, erwidert jener, „ich bin geſtern ein Ketzer geworden.“ Das iſt richtig, Engländer und Deutſche, auch

wenn man weiß, daß sie Protestanten sind, werden mit der größten Höflichkeit, dafern sie nur in seinem Gesellschaftsanzuge erscheinen, selbst zu den sogenannten geheimen Consistorien in der Sixtinischen Kapelle zugelassen, sie können daselbst ungestört der ganzen glänzenden Ceremonie beiwohnen und sich den ganzen seltsamen Pomp des Aufzuges ansehen, wie der Papst inmitten seiner rothgekleideten Cardinäle auf hohem Tragsessel in weißseidenem goldverbrämten Gewand erscheint, rechts und links von großen Schirmen von Pfauenfedern umfächelt. Daß diese bunte, unkirchliche Pracht, in der das Kirchenoberhaupt sich durch die Kirche tragen läßt, einen sonderlich ernsten und eines christlichen Bischofs sehr würdigen Eindruck macht, wird man grade nicht sagen können. Und wenn dann selbst an den hohen Festtagen der Kirche ausschließlich der Papst den Mittelpunkt der Feier und der Aufmerksamkeit der Gläubigen bildet, und der Herr Christus nur mehr beiläufig bedacht wird, so wird auch das als wenig im Sinne des wahren Christenthums liegend erkannt werden müssen. Und doch ist es so. Der Papst wird im Pomp durch die Kirche getragen, vor ihm steigen die Weihrauchwolken zum Himmel empor, vor ihm fallen die Gläubigen auf die Kniee nieder, um ihn zu sehen sind sie nach St. Peter gekommen. Es ist in solchen Festaufzügen, wie in den 10 und 20 Mal wiederholten Gebetsformeln, mehr heidnisches, als christliches. Und betrachtet man dann neben dem massenhaften Menschengedränge bei solchen glänzenden Fest-Ceremonien in St. Peter die Leerheit der vielen andern Kirchen Roms an gewöhnlichen Sonntagen, so zweifelt man in der That oft, ob man sich wirklich in der Hauptstadt des Katholicismus befindet. Wir fürchten, daß es Manchem gegangen ist und gehen wird, wie uns, daß ihn Rom als ehrwürdige Stätte alter Geschichte, als Sammelplatz antik-heidnischer Architektur und Sculptur und als Residenz der Kunst überhaupt weit mehr befriedigt, wie als Metropole eines so großen Theiles der Christenheit. Und gewiß es würde mancher fromme Katholik aus Deutschland mit uns erschrecken, wenn er sähe, wie Recht ein umsichtiger Beobachter Roms hat, da er schreibt: „Die Macht des Katholicismus erscheint an seiner Quelle nur klein, der Strom wächst erst, je weiter er sich ausbreitet, mit der Entfernung der Leiber nimmt die Andacht der Seelen zu, während an der Tiber, wo man die Dinge in der Nähe sieht, die Illusionen so leicht schwinden."

Es gilt das natürlich nur für Denjenigen, der durch den Schein der noch behaupteten päpstlichen Macht sich nicht täuschen, durch die schöne äußere Hülle sich nicht blenden und durch den Glanz des heutigen Rom sich nicht imponiren läßt, sondern in das innere Wesen dringt und die Dinge im Licht der ewigen Wahrheit betrachtet. Ihn kann aller Pomp der Feste, alle Pracht der Marien-

und Heiligen-Verehrung, aller Weihrauch, den die Kirche aufsteigen läßt, nicht befriedigen. Er erkennt gerne die große umfassende Bedeutung an, die Rom mit seinen alten ehrwürdigen Bischöfen und seinen frommen missionirenden Mönchen vor Jahrhunderten für die Besiegung des Heidenthums durch das Christenthum im Abendland gehabt hat, aber er vermißt in der ewigen Roma, wie sie jetzt ist, mit aufrichtigem Bedauern das lautere Evangelium Christi, die Einfachheit der apostolischen Kirche und die Demuth des bußfertigen Glaubens, der von allem Menschendienst und Verdienst absieht. Scheiden wir daher von der Metropole der katholischen Christenheit mit dem Wunsche und der Hoffnung, daß Rom aufhören möge, Fleisch für seinen Arm zu halten und auf die weltliche Macht zu pochen, und daß, wie einst auf den Trümmern des heidnischen Rom das christliche sich erbaut hat und aus der Stadt der Cäsaren die Stadt der Päpste geworden ist, so aus dieser endlich noch durch das Wehen des Geistes von Oben eine Stadt Gottes werden möge, die vor Allem das Wort Christi beherzigt: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden, man wird auch nicht sagen: Siehe hier oder da ist es, denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in Euch; und das Wort Pauli: Das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geist. Wer darinnen Christo dient, der ist Gott gefällig und den Menschen werth.

## III.

# Das römiſche Amphitheater,

## eine Luſtſtätte der Heiden, eine Leidensſtätte der Chriſten.

---

Caesar morturi te salutant! Kaiſer, dich grüßen die da ſterben ſollen! Das waren die letzten Worte, mit denen Menſchen, die eine unſterbliche Seele hatten, Menſchen, die ein fühlend Herz im Buſen trugen, denen Vieles auf der Erde lieb ſein mochte, Menſchen, die ihr Leben von Gott empfangen hatten, zu Hunderten und Tauſenden in den Tod gingen, nicht freiwillig, ſondern gezwungen. In den Tod gingen, und wofür denn? Für ihr Vaterland? Für ihre Freiheit? Für ihren heimathlichen Heerd? Für ihre Lieben? Für ihren Glauben? Für ihren Gott? Nichts von dem Allem, für — die Zunge ſträubt ſich es auszuſprechen — für das Amuſement einer beſchäftigungsloſen Maſſe, deren Gunſt ein Ehrgeiziger gewinnen wollte, für die Beſchwichtigung revolutionärer Launen eines entarteten Volkes, für die Befriedigung der grauſamen Schauluſt eines blutdürſtigen Pöbels. Panem et circenses, wie Sueton ſagt im Leben Cäſars, Brod und Schauſpiele wollten ſie haben, jene übermüthigen entnervten Epigonen einer mächtigen, weltbeherrſchenden Nation, deren kriegeriſcher Sinn in Mordluſt und Blutdurſt, deren Tapferkeit in Härte und Grauſamkeit, deren Hyperkultur in Rohheit und Barbarei umzuſchlagen begann.

Es gibt wohl kaum ein ſchlagenderes, ergreifenderes Beiſpiel, wohin ein Volk kommen kann, das den Glauben an ſeine alten Götter verloren hat und den neuen Heiland und Retter von ſich ſtößt und verfolgt, als mitten in dieſer üppigen Pracht dieſer Jammer der tauſend und tauſend menſchlichen Schlachtopfer, mitten in der kunſtreichen Herrlichkeit Roms dieſe Lachen großentheils

unſchuldig vergoſſenen Blutes der Gladiatoren, mitten in dem rauſchenden Gepränge der Siegesfeſte dieſe Tauſende von Leichen, an deren Todeszucken die Menge ſich weidet, mitten in der Reihe glänzender Prachtgebäude dieſes größte und gewaltigſte unter ihnen: das Coloſſeum, mit ſeiner blutgetränkten Arena, dieſe Schauderſtätte grauſam unmenſchlicher Luſt und unſäglich tiefen menſchlichen Wehes. —

Keines der herrlichen Werke römiſcher Baukunſt iſt nach Verhältniß beſſer erhalten, als dieſes wunderbare Flaviſche Amphitheater, von dem ſchon die alte prophetiſche Stimme Bedas des Ehrwürdigen im 8. Jahrhundert zeugt:

So lang das Coloſſeum ſteht, ſo lange ſteht auch Rom,
Und wenn das Coloſſeum fällt, dann wird auch fallen Rom,
Und wenn die alte Roma fällt, wird fallen auch die Welt.

Ja, es ſteht noch da, dieſes mächtige, wie für Jahrhunderte geſchaffene Werk, aber es ſteht da als lauter Ankläger eines in Sünde und Barbarei verſunkenen Volkes, das ſich daſelbſt verſammelte, um ſich kalt und herzlos zu ergötzen an dem Todeskampfe von Tauſenden ſeiner Mitbrüder. Sie können nicht untergehen, dieſe mächtigen hoch aufgethürmten Bogenhallen, in denen das Wehklagen der Sterbenden mit dem Jubelgeſchrei ihrer Peiniger ſich miſchte, dieſe Mauern, die von dem Blute namentlich auch ſo vieler in ihrem Umkreis hingemarterter Chriſten beſpritzt ſind; ſie können nicht untergehen, ſo wenig wie jener Ahasver, der ewige Jude, der, nachdem er Chriſtum auf dem Weg zum Kreuze trotzig von ſeiner Schwelle zurückgeſtoßen hatte, nun ruhelos ohne ſterben zu können, durch die Welt wandern muß, ein lauter Ankläger ſeiner ſelbſt und ſeines ganzen Volkes. — So bewährt ſich an den mächtigen Quadern dieſes Coloſſeums auch das Wort des Herrn: Wenn dieſe werden ſchweigen, ſo werden die Steine ſchreien! Denn verſtummt ſind die Wehklagen der tauſend und tauſend Heiden, die in jenen gräßlichen Kampfſpielen von Thieren zerriſſen wurden oder ſich unter einander tödten mußten; verklungen ſind die inſtändigen Bitten, mit denen ſo mancher Gladiator, kampfunfähig gemacht, um ſein Leben flehte; zum Schweigen gebracht ſind die Lobgeſänge der Chriſten, die hier fröhlich für ihren Gott und ihren Glauben unter den Zähnen wilder Thiere ihr Leben aushauchten; aber die Steine des Coloſſeums reden und ſchreien noch heute von der Mordluſt eines entnervten Geſchlechtes, die mächtigen Trümmer dieſer einſt ſo prächtigen Hallen und Bogen, ſie ſind ſehr beredte Zeugen von der Sünde und Schande, die Jahrhunderte hindurch hier ſich gehäuft hat, und das unſchuldige Blut, das der Boden dieſer Arena in Strömen getrunken hat, es ſchreit empor

zum klaren blauen Himmel, der über ihm so herrlich sich wölbt, und ruft um Rache zu Dem, der die Geschicke der Völker leitet. —

Es gibt wohl keinen denkenden und fühlenden Menschen, dem es, wie mir, vergönnt war, auf dieser denkwürdigen Schädelstätte einherzuwandeln und zu diesen mächtigen Bogenreihen emporzusteigen, und der nicht daselbst die Donnerstimme der Weltgeschichte, die das Weltgericht ist, vernommen, und anders als mit tiefer Erschütterung die Spuren des Gottesurtheils über Rom dort mitten zwischen den großartigen Ruinen alter Römerherrlichkeit sinnend betrachtet hätte.

In einer Thalsohle zwischen dem Esquilinischen Hügel mit den alten Bädern des Titus, dem Cölius und dem palatinischen Hügel mit seinen merkwürdigen Ruinen der Kaiserpaläste gelegen, hat das Colosseum südwestlich zur Seite den schönen Triumphbogen des Constantinus und nahe dabei, wo die berühmte Appische Straße mündet, in nordwestlicher Richtung den durch die Darstellung der Heiligthümer aus dem Tempel zu Jerusalem merkwürdigen Titusbogen. Von da führt dann die altberühmte, von Horaz, wie er sagt, nach seiner Gewohnheit so oft betretene Via sacra, die heilige Straße, an der schönen Basilika Constantins mit ihren weiten mächtigen Bogen vorbei, zu dem alten Penatentempel, dessen Trümmer zu einer Kirche St. Cosmas und Damianus verbaut sind, und zu einem alten Tempel des Antoninus und der Faustina, jetzt eine Kirche St. Lorenzo. Hier ist denn das alte Forum romanum mit seiner schönen Phokassäule und den drei Säulen von dem Tempel des Jupiter Stator, in der Nähe seitwärts steht ein alter Tempel des Romulus. An dem Eingang des Forums ist der schöne Triumphbogen des Septimius Severus und nahe dabei die Reste eines Tempels der Fortuna und eines Tempels der Concordia. Dahinter der Senatorenpalast und das berühmte Capitolium, von dessen Höhe aus man das Forum mit seinen Resten alt römischer Herrlichkeit vortrefflich überschaut. Jetzt freilich heißt es Campo vaccino, Kuhfeld, weil es in seiner Verödung zur Viehweide benutzt wird. So vergeht die Herrlichkeit der Welt! — Wer aber vom Capitol aus über diese Trümmerstätte hinschaut, dessen sinnender Blick wird immer zumeist auf das im Hintergrund gewissermaßen den Abschluß des wunderbaren Gemäldes bildende Colosseum fallen.

Ist die Kuppel der Peterskirche in Rom von Michel Angelo wohl die kühnste Bogenlinie, die sich auf der Erde in die blaue Luft erhebt, so ist der Umriß dieses Flavischen Amphitheaters die größte Ellipse, das mächtigste Eirund, das architektonisch in Mauerwerk ausgeführt ist. Die gewaltigen Rundmauern sind — freilich zum Theil nur im innern Kernbau und nur mehr auf halber Höhe — doch noch ringsum durchaus sichtbar. An der nördlichen Seite ist

die Umfassungsmauer des Colosseums noch ganz bis oben hin erhalten. Es ragt jetzt, wie fast alle Baureste des alten Rom, aus einer tiefen ausgeworfenen Grube hervor, denn der Schutt der Jahrhunderte hat sich so um dieselben gehäuft und das Niveau der ewigen Stadt Rom erhöht, daß die Erdgeschosse der alten Bauwerke sonst nicht sichtbar wären. Da thürmen sich denn drei gewaltige Bogenreihen mit dorischen, jonischen und corinthischen Halbsäulen auf, und über ihnen ragt noch ein viertes, etwas höheres Stockwerk empor, mit einem schönen Kreuzgesims gekrönt, so daß das Colosseum eine Höhe von 193 Fuß erreicht. „Zu der Höhe desselben steigt nur mit Mühe des Menschen Blick empor", sagt der römische Schriftsteller Amianus Marcellinus, und Lord Byron singt:

Auf Bogen Bogen, gleich als wollte Rom
Aus seiner Haupttrophäen mächt'gem Kranz,
Aus den Triumphen bauen einen Dom,
So steht das Colosseum; Mondesglanz,
Die Fackel der Natur, umstrahlt es ganz.

Der äußere Umfang des colossalen Gebäudes, das doch einen so harmonischen Eindruck macht, beträgt 2013 rheinische Fuß, während die längere Axe des Eirundes 713, die kürzere 586 rheinische Fuß mißt. Die breiten gewaltigen Mauern und amphitheatralisch über einander aufgestuften Sitzreihen nehmen so viel Platz in Anspruch, daß für den innern Raum, die Arena, wo die Kampfspiele stattfanden, immer noch ein Umfang von 916 rheinischen Fuß, und für die größere Axe eine Länge von 350, für die kleinere von 223 rheinischen Fuß übrig bleibt. Das mächtige Mauerwerk besteht aus gewaltigen Travertinquadern, und das Erdgeschoß, sowie die beiden ersten Stockwerke zählten jedes 80 schön gewölbte Rundbogen, in deren Oeffnungen Statuen standen, während das oberste Stockwerk mit Fenstern und Pilastern versehen war. Hoch oben auf dem Kranzgesimse waren mit Goldbronze überzogene Masten angebracht, an welchen Matrosen mit rothen Seilen purpurne, mit Goldsternen durchwirkte Teppiche emporzogen, so daß das ganze Amphitheater überspannt war, gegen den Einfluß der brennenden Sonne Italiens, oder des Regens und des Windes, denn der schaulustige Römer wollte durch keine Ungunst der Witterung in seinem grausamen Vergnügen gestört werden. Um dieses zu erhöhen und die Hitze bei der großen hier vereinigten Menschenmasse zu mildern, waren Röhrenleitungen und Schläuche im Amphitheater angebracht, vermöge deren frische Wasserstrahlen oder Parfümerien, meist Safran und wohlriechender Balsam, durch die Zuschauerräume geleitet werden konnten. Die Arena war mit Brettern belegt und mit Zwingern und Käfigen unterbaut, in welchen die unglücklichen Bewohner der Wüste, die wilden Bestien zu den grausamen Thierhetzen aufbewahrt und entweder durch die mit schweren eisernen Fallthüren verschlossenen

Oeffnungen der 8 Fuß hohen, die Arena umgebenden Mauer hineingelaſſen, oder auch durch Maſchinen in ihren Käfigen plötzlich von unten her auf die Oberfläche der Arena befördert wurden. Dieſelbe ſtand aber auch durch einen Kanal mit einem aus dem Aquadukt des Claudius geſpeiſten großen Waſſer-Reſervoir in Verbindung, um ſo in kürzeſter Zeit zu Schiffswettfahrten und Darſtellung von Seegefechten, Naumachien, hergerichtet werden zu können. So ließ Titus eine kleine Seeſchlacht zwiſchen Athenern und Syrakuſanern dort aufführen und Domitian eine ähnliche. Auch Krokodile, Nilpferde und andere Ungeheuer des Waſſers ſah man dann aus demſelben emportauchen und ſie wurden von Fechtern und Harpunirern, die in Barken heranfuhren, getödtet. —

Vier der 80 Rundbogen des Erdgeſchoſſes bildeten nun die Eingänge zu der Arena, während die andern zu den Sitzreihen führten. Dieſe vier Eingänge waren angemeſſen erweitert und ſchön verziert. Der vordere, dem Forum zugekehrte Haupteingang war beſtimmt für den feſtlichen Einzug der Kaiſer und Großen Roms, ſowie der Gladiatoren. Der dieſem gegenüberliegende hintere Eingang war für die Maſchinen, die Kähne, die zur Ausſchmückung der Arena gebrauchten Bäume und Sträucher u. dgl. beſtimmt. Eine tragiſchere Beſtimmung hatte der eine der beiden andern Eingänge an den Langſeiten des Amphitheaters; durch denſelben wurden die Leichname der gefallenen Kämpfer, ſowie der getödteten Thiere hinaus geſchleppt in das öſtlich am Coloſſeum gelegene Spoliarium, die Todtenkammer. Daher hieß dieſer Eingang oder vielmehr Ausgang Porta Sandipilaria oder Libitinalis, das heißt Todtenbahren-Pforte. Ihr gegenüber befand ſich dann die Pforte der Lebendigen, Porta Sanavivaria, und durch ſie entließ man die mit heiler Haut oder mit bloßer Verwundung davon gekommenen, bis ihnen für ein ſpäteres Feſt auch das Loos zufiel, durch die Pforte der Todten hinaus geſchleppt zu werden. — Noch verdienen zwei der 76 für die Zuſchauer beſtimmten Eingänge beſondere Erwähnung. Der eine lag dem Palaſte des Titus gegenüber und führte in einen ſchön eingerichteten Saal, aus welchem der Kaiſer zu ſeiner Loge emporſtieg. Gegenüber an der Südſeite lag eine zweite Kaiſerloge, aus welcher ein unterirdiſcher Gang zu den Kaiſerpaläſten auf dem palatiniſchen Hügel führte.

Im Erdgeſchoß, Podium, war der erſte Platz. Er war 8 Fuß über der Arena erhöht, und ein Eiſengitter mit umgebogenen Spitzen, zwiſchen denen bewegliche Rollen ſich befanden, um die Tatzen der etwa noch bis hier hinanſpringenden Thiere wieder abgleiten zu laſſen, ſchützte die hier Sitzenden vor der Wuth derſelben. Balluſtraden ſonderten dann die weiteren Rangklaſſen von einander, die hinter

und zugleich über einander sich aufbauten. Die Sitzplätze der drei ersten Klassen waren von Marmor und mit bequemen Polstern belegt, die vierte hatte Sitze von Holz. Breite Treppen führten zu den regelmäßig numerirten Sitzreihen empor und bildeten keilförmig sich nach oben hin erweiternde Abtheilungen, die auch den Namen cunei, Keile, erhielten. Dies Alles ist jetzt arg zerstört und die leeren Gewölbe starren den Beschauer unfreundlich an. Oben auf dem vierten Stockwerke war eine überdeckte, nach der Arena zu offene Säulenhalle, woselbst die Stehplätze sich befanden. Sie boten 20,000 Personen füglich Raum, während der Sitzplätze 87,000 waren, so daß also im Ganzen 107,000 Zuschauer im Colosseum Raum fanden, die Kämpfer in der Arena und die dienstthuenden Sclaven nicht mitgerechnet.

Und dieser gewaltige Bau, aus einem festen Marmor von Tivoli errichtet, wurde mit mehrfachen Unterbrechungen in der kurzen Zeit von 15 Jahren errichtet. Das konnten eben nur römische Kaiser fertig bringen, die den Staatsschatz beliebig verbrauchten und verschleuderten, die reiche Beute und viele Schätze aus fremden Ländern mitgebracht hatten, denen es an Arbeitskräften aus den eroberten Provinzen nie mangelte. So haben am Colosseum namentlich viele tausend gefangene Juden mitgearbeitet. Es waren über sie, wie einst in Egypten, Vögte, Aufseher gesetzt, je Einer über 10, und über 100 ein Oberaufseher. Mit Stacheln trieben diese die Armen zur Arbeit wie die Ochsen, und sie wurden so wenig geschont, daß während der kurzen Regierungszeit des Titus allein 12,000 Juden durch diese schwere Arbeit umgekommen sein sollen. In tief tragischer Weise schließt sich so das Ende der israelitischen Nationalbedeutung mit seinem Anfang zusammen, dort wie hier harter aufreibender Frohndienst zu Prachtbauten ihrer Dränger. Die Kaiser Vespasian und Titus, die Bekämpfer der Juden, sind es ja zunächst, welchen Rom den Wunderbau des Colosseums verdankt. Vespasian, der von 69 bis 79 nach Christus regierte, legte den Grund, brachte aber nur das Erdgeschoß dieses Baues zu Stande, den schon Augustus beabsichtigt hatte. Sagt doch der römische Schriftsteller Suetonius in dem Leben des Vespasian: „Er führte auch neue Bauten auf, unter diesen das Amphitheater in der Mitte der Stadt, und zwar an der Stelle, die schon Augustus dazu ausersehen hatte.“ Vespasians Sohn und Nachfolger Titus hoffte dann das Werk seines Vaters ganz auszuführen. Cassiodorus sagt von ihm: „Die Kaisermacht des Titus hatte sich ausgedacht, mit einer strömenden Fluth von Reichthümern diesen Bau zu vollenden.“ Allein auch er starb darüber hin, nachdem er im Jahre 80 nach Christi Geburt das zweite Stockwerk ausgeführt und eingerichtet hatte. So blieb seinem Nachfolger Domitian, dem zweiten Sohne

des Vespasianus, die Vollendung überlassen und ihm gelang sie, indem er das dritte und vierte Stockwerk darauf setzte.

Es ist also die Familie der Flavier gewesen, welche Rom mit diesem merkwürdigem Bau beschenkte, und nach ihr trägt er denn auch den Namen Flavisches Amphitheater. Sein seit dem 8. Jahrhundert gebräuchlich gewordener Name Colosseum erinnert treffend an die colossalen Dimensionen dieses Gebäudes, rührt aber nicht daher, sondern von einer 100 Fuß hohen Colossalstatue des Kaisers Nero, welche Hadrian aus Erz vor dem Amphitheater aufstellen ließ. Von diesem jetzt gänzlich verschwundenen Statuen-Coloß ging der Name auf das Gebäude über, wie denn sein Bauplatz einst auch der Teich Neros war; denn der römische Dichter Martial sagt:

Dort, wo fernhin sichtbar der Riese des Amphitheaters
Würdig empor sich hebt, war Neronischer Sumpf.

Wenn nun schon die Geschichte der Entstehung des Colosseums, so verhältnißmäßig kurz sie auch sein mag, mit der Geschichte Roms in einer äußerlich ruhmreichen Periode derselben nahe zusammenhängt, so zeigt sich das auch weiterhin mit der Geschichte seines Bestehens und Verfallens. Bis in's 8. Jahrhundert erhielten sich die herrlichen Rundmauern noch wesentlich unverletzt, ja, wahrscheinlich wohl noch bis zum Jahr 1084, in welchem der größere Theil Roms zwischen dem Capitol und dem Cölius verwüstet wurde. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert mußte nun das große, stark ummauerte Amphitheater bei den innern Zwistigkeiten der Großen Roms oft als Festung dienen, besonders der Familie Frangipani, wobei natürlich das Gebäude sehr litt. Während des päpstlichen Exils zu Avignon wurden dann seine steinreichen Mauern feil geboten und es diente oft als Steinbruch. Im Anfang des 15. Jahrhunderts wurde Kalk daraus gebrannt, und die mächtigen Travertin-Quadern mußten drei großen Palästen: dem venetianischen, dem Palast Farnese und der Cancellerie in Rom, das Baumaterial bieten. Ja, unter Papst Clemens XI. wurden sogar die unteren Bogengänge des Colosseums mit Dünger angefüllt und zugemauert um Salpeter zu gewinnen. Trotzdem steht es noch heute so großartig da, und treffend sagt Jean Paul von ihm, daß es drei Paläste mit seinen Gliedern genährt und noch mit seinen Wunden in die Welt schaut, und Lord Byron singt:

Ruinen! aber welche! Schlösser Mauern,
Ja, halbe Städte sind daraus errichtet!
Wir sehn' das riesige Skelett und schauern
Und fragen, wo der Raub etwas gelichtet,
Ward hier geplündert oder nur gesichtet?

Die von den Päpsten Pius VII. und Leo XII. angebauten breiten mächtigen Strebepfeiler, sowie die von Papst Pius IX. ver-

anstaltete Restauration der merkwürdigen Ruine sorgen dafür, daß die Mauern nicht einstürzen. Und so wird noch manches Jahrhundert sich an diesem großartigen Bau der ewigen Roma staunend ergötzen, wie schon manches Jahrhundert vor uns gethan hat.

---

Wir treten nun der Frage näher, wozu man solche Ringsum-Theater — denn das bezeichnet der Name Amphitheater — erbaute. Die blutigen Kämpfe der Gladiatoren, an denen der kriegerische Sinn der Römer schon früher mehr Gefallen fand, als an den Darstellungen der Schauspieler, wurden bis zur Kaiserzeit in dem für die großen Wagenrennen bestimmten Circus abgehalten, dessen zu große Längen-Ausdehnung aber den Zuschauern hinderlich war. Auch das Forum — der Marktplatz — selbst erschien für die Kampfspiele nicht mehr passend. Da lag die Darstellung einer rings umher mit terassenförmig aufsteigenden Sitzreihen umgebenen ovalen Arena nahe, wie sie in verschiedenen italienischen Städten: Padua, Pozzuoli, Lucca, Verona, Pompeji, Capua sich findet. Cajus Scribonius Curio hat nach der Angabe Plinius des Aeltern um 53 vor Christo bei der Leichenfeier seines Vaters zwei bewegliche Theater, fest mit den Rücken an einander stoßend, errichten lassen, in denen Vormittags Schauspiele aufgeführt wurden, worauf er sie dann beide umdrehen ließ, so daß die beiden ovalen Halbbogen jetzt einander zu einer vollen Ellipse ergänzten, deren Inneres nun eine Arena für Gladiatorenspiele bildete. Nachher, im Jahr 44, ist es Cäsar gewesen, der ein Amphitheater gleich als solches und zu diesem Zweck bauen ließ, und ihm auch diesen gewiß sehr passenden Namen gab. Während aber dies Amphitheater noch aus Holz war, wird das erste steinerne dem Statilius Taurus um das Jahr 29 zugeschrieben. Dasselbe ging wahrscheinlich bei dem ersten Brande Roms unter Nero zu Grunde und wurde von diesem wieder durch ein hölzernes auf dem Marsfelde ersetzt, bis dann die Flavier das mächtige Colosseum errichteten. Es wurde damit ein leider damals im Volke vorhandenes entschiedenes Bedürfniß befriedigt. Eine Zeit lang genügten der schaulustigen und nach Aufregung verlangenden Menge die Wettspiele und Wettrennen der Rosse und Wagen, und die Zuschauer, die wie ein wogendes Meer von Menschen die hoch über einander sich aufthürmenden Sitzreihen des Circus erfüllten, waren, wie der christliche Schriftsteller Lactantius sagt, das größere merkwürdigere Schauspiel. Sie folgten dem Verlauf des Wettrennens und Wettfahrens mit furchtbarer Leidenschaftlichkeit, die an Raserei grenzte, und die Spannung nahm zu, je mehr der Ausgang sich nahte und für den einen oder gegen den andern Wagen entschied, für den man einmal Partei genommen hatte. Angst, Zorn, Wuth auf der einen, Freude und Jubel auf der andern,

wildeste Ausgelassenheit auf allen Seiten stieg mit jedem Augenblick. Die Einzelnen sprangen von ihren Sitzen auf, klatschten mit den Händen, schrieen so laut sie konnten und feuerten Pferde und Menschen ihrer Partei in jeder möglichen Weise an. Drohen, Zanken, Schimpfen, Zähneknirschen, Fluchen, Frohlocken, Triumphiren, Zujauchzen und Beifallschreien erfüllten die Luft und verkündeten, wie Seneca sagt, Denen, die zu Hause geblieben waren, das Ende des Wettkampfes. So konnte der schaulustige Römer unermüdlich vom Morgen bis zum Abend im Circus oder im Amphitheater ausharren. Diese Leidenschaftlichkeit wuchs nun noch, als die friedlichen Wettrennen nicht mehr genügten und in dem entarteten Römer das Thier wach wurde, das grausame, herzlose Thier, welches Blut sehen wollte. Es verlangte die gräßliche Aufregung eines Kampfes um Leben und Tod und wollte sich weiden an dem Schmerz verscheidender Thiere und Menschen. Und diese Augenweide wurde um so beliebter, je entsetzlichere Folgen ihre Befriedigung hatte, je mehr unglückliche Opfer fielen. So mußten Thierhetzen, Venationen, veranstaltet werden, in denen die Bewohner der Wüste zu Hunderten und Tausenden gegen einander getrieben wurden, und die Gladiatoren mußten schaarenweise einander erwürgen. Dies erfreute den Römer am meisten, und Cicero sagt: „Zu keiner Zeit findet sich das Volk zahlreicher ein, bei keiner Versammlung, an keinem Wahltage, als zu jenen Gladiatorenkämpfen", die er die Lieblingsunterhaltung des großen Haufens nennt, da sie sowohl des zahlreichsten, als eines Besuches aus allen Ständen sich erfreuten. Und wie sehr diese Belustigung dem Römer zur andern Natur geworden war, geht auch daraus hervor, daß die Kinder Gladiator spielten, die Erwachsenen, auch die gebildetsten, über ihre Thaten sich gern unterhielten, die Jünglinge für sie schwärmten, die Dichter sie besangen. So ein Martial, der die Leistungen der Thierkämpfer über die Thaten des Hercules erhebt, ein Statius, der die in der Arena fechtenden Weiber mit Amazonen vergleicht. Und zur Kaiserzeit wurden die Villen und Häuser der Römer am liebsten mit Scenen aus den Gladiatorenkämpfen geschmückt. Auf Wänden und Fußböden wollte der Reiche wenigstens im Bilde schauen, woran seine Seele hing, wenn er es in Wirklichkeit nicht stets sehen konnte. Davon legte noch kürzlich der in unserer Nähe, in der römischen Villa zu Nännig bei Trier, aufgefundene prachtvolle Mosaikfußboden mit Darstellungen von Gladiatorenkämpfen Zeugniß ab. So wurden denn auch die Bildnisse siegreicher Gladiatoren zum Schmucke der Wände an öffentlichen Hallen und Durchgängen verwendet, sowie auf Töpfen, Lampen, Ringen 2c.

Die Gladiatoren, Schwertmänner — so hießen doch die Menschen, deren Aufgabe es war, sich zur Belustigung der Menge einander zu tödten — waren verurtheilte Verbrecher, Kriegs-

gefangene, Sclaven und auch freiwillig Angeworbene. Bei ihrem Eintritt unter die Gladiatoren, der, wenn nicht zwangsweise, dann wie eine Art Verkauf für Geld als leibeigen geschah, mußten sie schwören, daß sie sich mit Ruthen hauen, mit Feuer brennen und mit Eisen tödten lassen wollten. Sie lebten dann in förmlich eingerichteten Gladiatoren-Familien und wurden in ihrer Kunst unterrichtet in Schulen, deren einige auch um das Colosseum her gelegen zu haben scheinen. Domitian baute deren vier, während zuerst Calligula eine solche kaiserliche Gladiatorenschule in Rom gehabt zu haben scheint. Die wichtigsten in Rom waren die große, die gallische, die Dacische und die Thierkampfschule. Ein Prokurator aus dem Ritterstande stand denselben vor und die Zahl ihrer Beamten, Fechtmeister, Aerzte, Aufseher u. s. w., war nicht gering. Außerhalb Roms waren die Haupt-Gladiatorenschulen die zu Capua, Präneste und Alexandria, aber auch in Gallien, Spanien, Germanien, Britanien und Thracien wurden solche gehalten und gebildet, und die Oberleiter derselben reisten dann wohl umher, um die besten Kämpfer nach Rom zu den Spielen auszuwählen. Auch wurden sie von reichen Leuten in Massen gekauft und dann wieder verkauft oder vermiethet, wenn Einer Spiele geben wollte, ja, der Gladiatorenhandel, mit dem auch wohl selbst veranstaltete große Spiele verbunden wurden, soll ein sehr einträgliches Geschäft gewesen sein. Die Gladiatoren wurden nach Verhältniß gut gehalten und namentlich gut genährt, damit sie stark würden um kämpfen zu können. „Sie aßen und tranken, sagt Seneca treffend, was sie in Blut wieder von sich geben sollten." Da allerlei verkommenes Gesindel hier zusammenlief, das, sei es als letzten Rettungsanker, sei es aus wirklicher roher Kampfeslust, diesem blutigen Gewerbe sich zuwandte, so mußte natürlich eine strenge Disicplin gehalten werden. Die Fechter wurden zur Strafe gegeißelt, mit glühenden Eisen gebrannt, und die Ungehorsamen oft in strenger Gefangenschaft gehalten, wovon man nach 1700 Jahren bei den Ausgrabungen des verschütteten Pompeji noch die traurigen Spuren entdeckt hat, indem in der dortigen Gladiatorenschule in einer Zelle einige Gerippe mit Schließ-Eisen an den Füßen gefunden wurden. Bei der allgemeinen Flucht, die sonst nur wenige Menschengerippe in der wieder auferstandenen Römerstadt hat auffinden lassen, sind diese Unglücklichen offenbar vergessen und so ist ihr Gefängniß zugleich ihr Grab geworden. Die Gladiatoren durften die Waffen nur führen, wenn sie sie zu ihren Vorübungen oder den wirklichen Kämpfen gebrauchten, sonst waren sie waffenlos um blutigen Streit untereinander und Selbstmord zu verhindern. Wie nothwendig strenge Maßregeln und sorgfältige Bewachung waren gegen Menschen, die ihr Leben gering achteten, da sie doch nur dazu da waren, zum Vergnügen der Menge abgeschlachtet zu werden, ist den Römern im Jahr 73 vor

Christus entgegengetreten, als die Gladiatoren unter Spartakus, einem Thrazischen Sklaven aus der Fechterschule zu Capua, mit dem Kampfe furchtbaren Ernst machten und, verbunden mit Sclaven, die die Fesseln brachen, zu einem Heer von 40,000 und nachher 120,000 Mann angewachsen, Rom bedrohten und vier römische Heere schlugen, bis sie im Jahr 71 von Crassus am Flusse Silarus geschlagen wurden. Ein ander Mal, im Jahr 64, erschrak Rom, wie Tacitus erzählt, vor den aus der Gladiatorenschule zu Präneste sich befreienden Fechtern, und unter Kaiser Probus setzten 80 Gladiatoren, die in Rom ihre Schranken zersprengten, die Stadt in Schrecken, bis sie nach muthigem Kampfe darnieder geschlagen wurden. So mußte das stolze Rom nicht selten zittern vor den Unglücklichen, deren Kampfeslust und Kampfestüchtigkeit es sonst zu seinem Amüsement hegte und pflegte. Das hätte die Römer doch wohl zum Nachdenken über die sündhafte, grausame Sitte der Gladiatorenkämpfe bringen sollen. Auch die glücklich entdeckte Verschwörung Catilinas zeigt, welche Gefahren den Römern von solchen Schaaren zu Allem fähiger Menschen drohten.

Wir können uns denken, wie oft auch im Kleinen und Einzelnen schreckliche Scenen vorgekommen sind, wenn ein unglücklicher Gladiator, ergriffen von dem Gefühl seines Elendes und von Sehnsucht nach Aenderung seines Schicksals, die Fesseln zu sprengen oder seinem traurigen Zustande durch einen freiwilligen Tod ein Ende zu machen suchte. Man hat davon erklärlicher Weise nur wenig bestimmte Nachricht, aber ein Paar Züge, die sich der Vergessenheit entzogen haben, lassen uns auf die Schreckniſse schließen, die innerhalb der wohlbewachten Mauern der Fechterschulen vor sich gehen mochten. So berichtet Asinius Pollio an Cicero von einem Quästor Balbus, der einen zum Gladiator gepreßten Soldaten, der sich nach zweimaligem Auftreten in der Arena nicht definitiv anwerben lassen wollte, in der Gladiatorenschule eingraben und lebendig verbrennen ließ. Und von Seneca erfahren wir, daß zu seiner Zeit ein Thierkämpfer, seines jammervollen Lebens überdrüssig und ohne Waffen zum Selbstmord, denselben so bewerkstelligte, daß er auf dem Wagen, der ihn zur Arena führte, den Kopf, wie in Schlaf gefallen, so tief sinken ließ, daß er zwischen die Radspeichen kam, in welcher Stellung der nach dem Tode Verlangende so lange blieb, bis ihm das Rad das Genick gebrochen hatte. Noch schrecklicher aber ist, was Symmachus von den Sachsen erzählt, die auf einem Raubzuge an den Küsten Galliens von den Römern gefangen genommen, bald darauf im Kampfspiele als Gladiatoren fechten sollten. Um dieser Schmach zu entgehen erwürgten sich 29 derselben gegenseitig mit ihren bloßen Händen.

Solche Züge lassen uns doch in eine Tiefe von himmelschreien-

dem Jammer und Elend hineinblicken, die wohl bei allen Denen zu vermuthen ſind, die nicht freiwillig dem ſchrecklichen Gladiatoren-Handwerk ſich ergeben hatten. Solche gab es ja denn auch, und ſie hielten meiſt viel auf ihren Stand. Epiktet erzählt von Gladiatoren, die unwillig waren, wenn ſie nicht fechten durften, und die Götter und die Prokuratoren anriefen, ihnen nur in die Arena zu verhelfen. Und Seneca theilt in Bezug auf die Regierungszeit des Kaiſers Tiberius, der wenig Spiele halten ließ, die Klage eines Fechters mit: „Welche hübſchen Jahre gehen da verloren!“ So ließen ſich die Gladiatoren denn auch gern in Kriegen mit verwenden, und es wird ſowohl ihre Tapferkeit als ihre Anhänglichkeit an ihre Herrn gerühmt. —

Wenn nun wohl deren die wenigſten ſein mochten, die aus wirklicher Luſt zu Kampf und Rauferei unter die Gladiatoren traten, ſo kam es um ſo häufiger vor, daß Leute, die in keinem Stande mehr taugen wollten, nothgedrungen die Gladiatur als letzten Rettungsanker ergriffen. Und da bot denn in der That dieſes blutige Handwerk noch Gewinn und Ehre, indem die im Kampfe Obſiegenden oft reichlich belohnt wurden und gute Fechter für viel Geld ſich verkaufen oder vermiethen konnten, wie Sueton von Tiberius erzählt, daß er ausgedienten Gladiatoren für ihr Mitwirken in einem ſeiner Schauſpiele noch 100,000 Seſterzien (gleich ſoviel gute Groſchen) zahlte. Aber auch Palmzweige und Ehrenketten ſchmückten die ſiegreichen Kämpfer und ihr Name wurde populär. Auch konnte mancher glücklich mit dem Leben davon gekommene Fechter nachher zu einem andern edleren Berufe übergehen, und dadurch, daß ſelbſt *Mitglieder aus den höheren Ständen* Gladiatoren wurden, verlor das Fechterhandwerk viel von der Verachtung, mit der es ſonſt beladen war; ſoll doch ſogar der Kaiſer Macrinus früher einmal Gladiator geweſen ſein, ja Kaiſer Commodus trat als ſolcher zur Beluſtigung ſeiner Unterthanen öffentlich auf, und Titus und Hadrian übten ſich wenigſtens in den Fechterkünſten mit den Gladiatorenwaffen. Auch ſelbſt Frauen gab es, die ſich dieſen Uebungen hingaben, und ſie kämpften ſogar wohl öffentlich, unter Nero im Jahr 64 ſelbſt Frauen von Stande. Noch im Jahr 200 mußte ein Verbot gegen das Auftreten von Frauen im Amphitheater erlaſſen werden.

Außer den freiwillig angeworbenen Gladiatoren wurden dann beſonders häufig *Sclaven* dazu genommen. Die großen und reichen Römer unterhielten ſchon in der letzten Zeit der Republik unter ihren Maſſen von Sclaven vielfach Banden von Gladiatoren, die ſie ſich fertig eingeübt kauften, oder nachher erſt einüben ließen, wozu Einige ſogar ihre eigenen Gladiatorenſchulen errichteten, ſelbſt humane Männer wie Cicero und Auguſtus nicht ausgeſchloſſen. Sie

verwendeten dann dieſelben zu den Spielen, die ſie ſelbſt gaben, oder ſie vermietheten ſie für hohe Summen zu Spielen an Andere. Dieſer Beſitz von Gladiatoren, die zugleich die Leibwache und das Gefolge ihrer Eigenthümer bildeten, riß ſo ein unter den Großen Roms, daß die Menge der von Cäſar angekauften nach Sueton's Mittheilung ſolche Beſorgniß erregte, daß der Senat im Jahre 65 vor Chriſtus durch einen Beſchluß die Zahl der Gladiatoren beſchränkte, die ein Einzelner beſitzen durfte. Um ſich Geld zu machen verkauften oft reiche Leute ihre Sclaven in die Fechterſchule oder an Andere für theures Geld, und Sueton erzählt, daß Caligula einmal einem Andern 13 Gladiatoren für 9 Millionen Seſterzien verkauft habe. Dies wurde ſpäter von Kaiſer Hadrian und Marc Aurel beſchränkt reſp. verboten. Einen Hauptbeſtandtheil der Gladiatoren bildeten dann die Verbrecher, die zur Arena verurtheilt wurden, was als ein verſchärftes Todesurtheil galt, obſchon die Möglichkeit ſpäterer Freilaſſung dabei doch noch blieb. Oft ſcheint dann aber auch das Urtheil mehr um der Spiele, als um der Schuld der Angeklagten willen ſo gefällt worden zu ſein. So wird wenigſtens von Caligula und Claudius mit Beſtimmtheit berichtet, und es iſt zu vermuthen, wenn man hört, daß Hadrian 300, der Judenkönig Agrippa nach Joſephus 1400 (todeswürdige) Verbrecher auf einmal gegen einander kämpfen ließ, oder wenn Tacitus erzählt, daß er auf dem Fuccinerſee einen Schiffskampf aufführen ließ, bei dem 19,000 Mann fochten, die obwohl Miſſethäter, doch muthig kämpften. Den beklagenswertheſten und doch vielleicht größten Beſtandtheil der Gladiatoren bildeten dann die Kriegsgefangenen, die maſſenweiſe ſo um's Leben gebracht wurden. So zur Zeit der Republik die gefangenen Gallier, Samniter, Etrurier, in der Kaiſerzeit zumeiſt Germanen: Sueven vom Rhein, Dacier von der Donau, Sachſen, Britanier, Sarmaten, auch die Juden nach ihrer Beſiegung. Selbſt noch Kaiſer Conſtantin der Große ließ die geſchlagenen Bructerer maſſenweiſe den wilden Thieren vorwerfen, und ſein Panegyriker rühmt es dann von ihm, „daß er die maſſenhafte Vernichtung der Feinde zur Ergötzung des Volkes benutzte: welcher Triumph hätte ſchöner ſein können?“

Die Zahl der in den Spielen auftretenden Fechter nahm ſehr raſch zu. Im Jahr 216 bei der Leichenfeier des Aemilius Lepidus kämpften 22 Paare, 16 Jahre nachher bei einer andern Leichenfeier 25, im Jahr 174 bei der des Flaminius 74 Gladiatoren drei Tage lang. Das waren in der That blutige Todbringende Todtenfeiern, und dieſe ſind es doch geweſen, bei denen die Spiele zuerſt in Gebrauch kamen. Cäſar ließ dann im Jahre 65 vor Chriſtus, als er Aedil wurde, ſchon 320 Gladiatoren-Paare auftreten. Nun trat ein Rückſchlag ein und die Kaiſer Auguſtus und Tiberius be-

ſchränkten die Zahl der Fechter auf wenig über 100, obſchon erſterer doch ſelbſt ſagt, daß während ſeiner ganzen Regierung 10,000 Gladiatoren aufgetreten ſeien. Als aber Kaiſer Titus das Coloſſeum einweihte, hielt er Spiele ab, die 120 Tage lang dauerten und bei denen 10,000 Gladiatoren getödtet wurden. Ebenſo viele ſollen bei den Siegesfeſten Trajan's im Jahre 106 auf die Arena getreten ſein. Wie läßt uns das einen ſo Entſetzen erregenden Blick in die ſchaurige Mordluſt jener ſogenannten gebildeten Römer thun! Uns ſchaudert, wenn wir hören, daß in unſerm Jahrhundert ein roher Heidenkönig in Afrika, Dahomei, ſich ſeinen Pallaſt auf Schädeln ſeiner Feinde baut, und als ihm 130 dazu fehlten, ohne Weiteres ſo viele von ſeinen eigenen Leuten ſchlachten ließ, um ihre Schädel zu verwenden, aber was iſt das gegen die Hinopferung ſo vieler Tauſende blos zum rohen Vergnügen des Volkes? Und das geſchah bei einer Nation, die auf der Höhe der Cultur zu ſtehen beanſpruchte!

Und wie die Menſchen zu Tauſenden ihr Leben laſſen mußten, ſo auch die armen Thiere, die unter den Sünden ihrer Peiniger immer mit ſeufzen und mit leiden. Scipio Naſica und Publius Lentulus führten dem Volk 60 Panther und 40 andere Thiere vor, Scaurus 150 Panther, Sulla 100 und Pompejus gar 600 Löwen und 410 Panther nebſt 17 Elephanten. Bei den Spielen Cäſars traten, wie berichtet wird, 40 Elephanten und 400 Löwen auf. Bei der 100 Tage dauernden Einweihung des Coloſſeums unter Titus wurden 5000 wilde Thiere gezeigt und im Ganzen 9000 zahme und wilde getödtet; Domitian führte in dasſelbe hinein 1000 Strauße, 1000 Hirſche, 1000 Eber und 1000 Giraffen, und bei den Feſtſpielen Trajan's im Jahr 106 zur Feier ſeines zweiten Triumphs über die Dacier, ſollen gar 10,000 wilde Thiere daſelbſt aufgetreten ſein. Ja, die Sache wurde ſo arg, daß man fürchtete, die Wüſte würde nicht Thiere genug für die Schauluſt der Römer haben. Wenn ſich der Stolz des weltbeherrſchenden Rom mit dieſer Maſſe der ſeltenſten Thiere aus allen ihm unterworfenen Gegenden der Erde brüſtete und Beſtien dabei lebendig nach Rom gebracht wurden, die ſpäter mit ganz andern Transportmitteln nur ſelten den europäiſchen Boden betreten haben, wie Giraffen, Krokodile, Hippopotamus, Rinoceros, Löwen, Tiger, ſo zeigt ſich darin zugleich die Energie und das Geſchick, alle dieſe Beſtien lebendig herbei zu ſchaffen. So übertrafen die kaiſerlichen Thiergärten durch Reichhaltigkeit an ſeltenen und ſchönen Thieren unendlich weit Alles, was heutzutage in zoologiſchen Gärten geleiſtet wird. Kaiſer Auguſtus ſagt ſelbſt von ſich, daß er an der unzähligen Menge und unbekannten Geſtalt der Thiere ſich erfreue, und kaiſerliche Geſetze dienten ſolchem kaiſerlichen Vergnügen: ſo war die Elephantenjagd

von der besondern Erlaubniß des Kaisers abhängig, wie Aelian erzählt, und die Löwenjagd blieb wenigstens in der spätern Zeit auch kaiserliches Vorrecht. Zur Beschaffung der Thiere wurde dann namentlich die Hülfe der Statthalter in den römischen Provinzen in Anspruch genommen, wie besonders auch aus einem Brief an Cicero als Proconsul von Cilicien hervorgeht. Diese brachten nun in den verschiedenen Gegenden die kühnsten Jäger massenweise auf die Beine, welche ihr Leben daran wagten, um unter großen Gefahren und Abenteuern die gefährlichen Wüstenthiere in Fallen, Fanggruben, Netzen, Schlingen u. s. w. lebendig zu fangen, damit an ihrer Tödtung hernach der schaulustige Römer sich erfreuen möge. Demnächst wurden große Käfige aus Holz und Eisen für die Thiere gemacht und diese nach Rom gebracht, zu Wasser unter der Gefahr des Schiffbruches oder widriger Winde, oder zu Lande auf großen von Stieren gezogenen Wagen. Natürlich gingen dabei auch oft viele zu Grunde.

Kamen dann die Thiere an, so wurden sie nicht immer gerade zu Tode gehetzt, sondern oft auch in seltsamem Aufputz mit bunten Farben bemalt, mit Goldblech geschmückt, mit farbigen Bändern geziert, bei feierlichen Aufzügen, Opfern, Fest- und Schauspielen dem Volke gezeigt. Die Kunst, die Thiere zu zähmen, die Lust und das Geschick sie abzurichten brachte damals oft Sonderbares hervor. So fuhr einst ein Kaiser auf einem Wagen, der mit Löwen bespannt war, und den muthigen König der Thiere zwang man zum devotesten Gehorsam, Pardel und Hirsche wurden in's Joch gespannt und wilde Stiere mußten sich auf Wagen ziehen lassen. Es mußten Kraniche im Kreise laufen und wilde Ochsen standen auf den Hinterfüßen oder ließen Knaben auf sich tanzen, Löwen mußten Hasen fangen, und friedliche Antilopen einander bekämpfen, Bären und Wölfe hielt man wie Hausthiere. Namentlich mit den plumpen Elephanten wurden die sonderbarsten Dinge angestellt; Cäsar ließ sich von einigen, die ihm als Fackelträger dienten, nach Hause begleiten, ihrer vier trugen einen fünften in einer Sänfte, sie gingen auf Seilen, sie tanzten und Einer schlug selbst die Cymbel dazu. Ein unglaubliches Beispiel erzählt Plinius von einem etwas ungelehrigen Elephanten, den man beobachtet haben will, wie er sich Nachts das bei Tage Gelernte und nur schwer Begriffene selbst einübte. Wenn es sich nur um Darstellung solcher eingelernten Künste gehandelt hätte, so wäre wenig dagegen zu sagen gewesen; die Hauptsache aber und das Schreckliche waren die Thierhetzen und Kämpfe der Thiere unter einander und mit Menschen, die meist mit Gladiatorenspielen verbunden waren.

---

Treten wir nun der Abhaltung dieſer grauſigen Schauſpiele ſelbſt näher. Sie wurden vorher angezeigt, ganz ähnlich wie bei uns in dergleichen Fällen, durch große Bekanntmachungen, die die Feſtgeber durch einen Schreiber mit Farben an die Mauern der Häuſer, Paläſte und Grabmäler an den Landſtraßen anmalen ließen. In Pompeji hat man ſolche Anzeigen von Schauſpielen nach mehr als 1700 Jahren noch gefunden. Eine derſelben lautet alſo: „Die Gladiatoren-Familie des Adilen A. Suettius Curius wird zu Pompeji am 31. Mai fechten. Es wird eine Thierhetze ſein und ein Zelt dort ausgeſpannt werden.“ In einer andern Anzeige werden, um das Publikum anzulocken, Sprengungen mit Waſſer gegen Staub und Hitze verſprochen; in einem Falle wird als Bedingung geſetzt: „wenn das Wetter es erlauben wird“, in einem andern: „ohne irgend welchen Aufſchub“. Wer weiß ob nicht der Ausbruch des Veſuv gerade dieſe Verheißung zu einer trügeriſchen gemacht hat, indem mit dem aufgeſchoben zugleich das aufgehoben — für immer und ewig aufgehoben, als ein Gottesgericht dazwiſchen gefahren iſt!

Wenn nun Alles ſo weit war, erhielten Tags vor dem Kampfſpiele die traurigen Todesopfer eine ſogenannte „freie Mahlzeit“, Henkermahlzeit würden wir ſagen, und dieſe mußte die reichlichſte ſein. Und hier fing denn ſchon die widrige Schauſtellung an, indem es geſtattet war, die Unglücklichen bei dieſer Mahlzeit zu beobachten und ſo an dem Anblick berühmter Gladiatoren ſchon vor ihrem Auftreten ſich zu ergötzen. Die meiſten ſchwelgten dann ſorglos ohne an den nahen Tod zu denken, während ernſter geſinnte ihren Angehörigen ein letztes Lebewohl ſagten, Freunden die Sorge für ihre Weiber empfahlen, Sclaven die Freiheit ſchenkten und Aehnliches beſorgten.

Die Schauſpiele ſelbſt begannen nun meiſtens, nach dem Grundſatz a Jove principium, „mit Gott der Anfang“, mit einem feierlichen Opfer dem Jupiter dargebracht, dem zu Ehren die Spiele gehalten wurden. In prunkvollem Zuge traten dann feſtlich geſchmückt die Gladiatoren, geführt von einem Herold unter rauſchender Muſik in die Arena, voran mit Peitſchen die Venatores, die Jäger oder Hetzer, welche zum Kampfe antreiben mußten. Großentheils unbekleidet gehen die Bestiarii, die Thierkämpfer, daher, die Einen, die Retiarier, mit Netzen verſehen, um die Gegner darin zu verſtricken, die Andern mit Schwertern oder Lanzen bewaffnet, Einige auch waffenlos. Indem die Unglücklichen das Rund des Amphitheaters umziehen und ſich von der nach ihrem Blute dürſtenden Menge begaffen laſſen, grüßen ſie, an dem kaiſerlichen Sitze vorbeigehend, dieſen als die Sterbenden mit den berühmten Worten: Caesar morituri te salutant!

Ihr schmerzvolles Wort der Huldigung aber wird übertönt durch das schreckliche, von unten herauf tönende Gebrüll der wilden Thiere, die des Momentes ihrer Befreiung harren. Er kommt. Die eisernen Fallthüren fliegen empor, oder die Käfige steigen wie durch Zaubermacht aus der Tiefe auf, und hervor stürzen die Bestien unter schrecklichem Geheul auf die unglücklichen Menschen. Diese werden, wenn sie zurückschrecken vor dem gierigen Rachen der Löwen, Panther und Bären, mit Peitschenhieben und unter Todesdrohung ihnen entgegen getrieben, und die Thiere, wenn sie nicht recht wollen, werden mit Spießen aufgestachelt, mit rothen Tüchern gereizt, mit Strohpuppen, die mit bunten Lappen behängt sind, geneckt, mit Feuerbränden wüthend gemacht, und so gegen einander oder gegen die Menschen gehetzt. Je rasender sie sind, desto besser, desto größer der Jubel der Menge. Und nun entspinnt sich ein furchtbarer Kampf. Geschulte Jäger zielen mit dem Bogen auf den Büffel, treffen mit dem Wurfspeer den Panther, erstechen, durch eine geschickte Wendung den Hörnern entgehend, den wilden Auerochs, und wenn ein Kämpfer seine Schwäche oder sein Ungeschick dadurch büßt, daß die Bestie mit den gewaltigen Hörnern ihn aufspießt und in die Luft schleudert, so jauchzt das gräßliche Volk der Römer auf. Dort sehen wir, wie ein riesenstarker Gladiator einen Bären mit einem einzigen nervigen Faustschlag auf den Kopf tödtet, hier wird einem muthigen Löwen, der schon Blut gekostet hat und dadurch wüthend geworden ist, ein Mantel über die Augen geworfen, und so geblendet wird er leicht erlegt. Dort wieder wird einer Bestie eine Schlinge um den Hals geschleudert, aber indem sie niederfällt begräbt sie den Kämpfer unter der Last ihres Leibes, hier reißt ein Tiger einem Unglücklichen den Leib auf, dort bleiben ganze Glieder in dem Rachen eines Löwen. Bald liegt auf der Arena in gräßlichen rothen Lachen hier ein Knäuel von Thier-Cadavern, dort einer von todten oder noch zuckenden Menschenleibern; schwül dampft das heiße Blut zu den 80 oder 90,000 Zuschauern empor, und schrecklich klingt das letzte Todesröcheln der unglücklichen Menschen, vermischt mit dem Schnauben und Brüllen der sterbenden Bestien, hinauf zu den glänzenden Sitzreihen. Und die dort sitzen, es sind Menschen, Menschen mit Gefühl geschaffen, aber sie schauen mit Wollust auf diese Gräuelscenen und unterhalten sich theilnahmlos über die Einzelheiten des schrecklichen Kampfes, wie wenn sich's handelte um die Gestikulation eines geschickten Schauspielers, oder um die par force Arie einer Prima Donna. Einige ärgern sich über verlorene oder freuen sich über gewonnene Wetten, wie wenn es ein Pferderennen gewesen wäre. Andere verzehren ganz gemüthlich ihr Frühstück in der Pause und laben sich an den duftenden Parfümerien und frischen Wasserstrahlen, die aus den Röhren und Schläuchen hervorquillen und den Qualm des dampfenden Menschen- und Thierblutes überwiegen.

So wird oben auf den Marmorſtufen der Sitzreihen die Pauſe ausgefüllt. Und unten in der Arena? Dort rüſtet man Alles zu dem zweiten Akt des gräßlichen Trauerſpieles. Es ſchreiten zwei Männer, der eine als Mercurius, der andere als Pluto oder Charon verkleidet, herein; jener unterſucht mit ſeinem glühenden Eiſen die da liegenden Menſchen, ob ſie ganz todt ſind oder nicht, und dann machen ſich die confectores, die Abdecker, über die Todten her, ſchleifen die Thierleichen mit Haken hinaus und tragen auf Bahren die Menſchenleiber durch das Thor der Todesgöttin in die Leichenkammer. Hier und da ſieht man auch arme bettelartig ausſehende Männer und Weiber in die Arena dringen, welche von den genießbaren Thieren des Waldes, wie Hirſch, Eber, Stücke für ihre Mahlzeit zu gewinnen ſuchen. Dann kommen glänzend geſchmückte Sclaven, welche die Blutlachen entfernen und den durch den Kampf der Thiere und Menſchen aufgewühlten Boden der Arena wieder ebnen, auch friſchen Sand und Sägeſpäne darüber ſtreuen; dazwiſchen treten auch wohl, tout comme chez nous, Poſſenreißer auf und amüſiren das hochgebildete Publikum, oder dasſelbe erfreut ſich an Muſik und Geſang, bis der zweite Akt beginnt, denn der blutdurſtige Römer hat natürlich noch nicht genug Schreckensſcenen geſchaut, noch nicht genug Unglückliche ſterben ſehen, noch nicht genug Todesröcheln gehört. —

Zuerſt wieder ein prunkvoller Zug der Kämpfer. Es ſind die Gladiatoren der verſchiedenen Arten, die jetzt in mehr oder weniger prächtigen Coſtümen, mit glänzenden Helmen, wallenden Federbüſchen, leuchtenden Schilden und den verſchiedenſten, theilweiſe künſtlich verzierten Waffen zu Pferd und zu Fuß ihren Einzug halten und ſich von Männern und Weibern im Amphitheater bewundern laſſen. Wieder umwandeln ſie die Arena, wieder ertönt der grauſige Gruß der Todesbereiten an den Kaiſer, wieder auch erſchallen dazu die Klänge der fröhlichen Kriegsmuſik. Und nun beginnt das Kampfſpiel mit einem Scheingefechte, das zum Theil nach dem Takt der Muſik geführt wird. Mit abgeſtumpften Waffen oder Keulen wird gekämpft, Lufthiebe führen die Andabatae, die Herumtapper, zum Theil mit verbundenen Augen und geſchloſſenem Viſir, und die Fehlangriffe machen zuweilen einen komiſchen Eindruck. Aber nicht lange iſt der blutgierige Römer damit zu feſſeln: er will ſich nicht nicht ſowohl amüſiren, als vielmehr Schreckliches ſehen und aufgeregt werden durch Blut und Todesweh. So treten die Retiarii auf, die Netzkämpfer, die Fiſchern ähnlich, faſt unbekleidet ein Netz führen, einen Dreizack, einen Dolch und einen kleinen runden Schild. Sie ſuchen den Gegner in dem übergeworfenen Netze zu fangen und der Verſtrickte wird dann von ſeinem Feinde durch die Arena geſchleift, indem er vergebens noch aus dem Netze

heraus dem Sieger eine Wunde beizubringen ſucht. Andere, Laquearii heißen ſie, werfen dem Gegner eine Schlinge um den Hals, um ihn zu erdroſſeln. Auch die mit großem Schild und der Waffe der Gallier, dem kurzen ſichelartig gebogenen Meſſer bewaffneten, ſogenannten Mirmillionen miſchen ſich in's Gefecht, ſowie Andere, die einen Helm mit Viſir und ein großes Schwert tragen. Wieder Andere erſcheinen ganz in Eiſen gepanzert und ſuchen einander durch die Fugen der Rüſtung zu verwunden oder zu tödten. Die Samniten führen gewaltige viereckige Schilde hinter denen die ganze Geſtalt verdeckt iſt, und kurze gerade Schwerter; hier ſprengen Einige hoch zu Roß auf den Feind los und legen die mächtigen Lanzen auf einander ein. Dort ſtürmen Andere, Essedarii nennt man ſie, auf kleinen prächtigen Streitwagen, von Pferden und auch wohl von Sclaven gezogen, daher. Sehr verſchieden ſind natürlich Verlauf und Ausgang der vielen Einzel- und Gruppenkämpfe, die ſich entſpinnen und das Intereſſe der Zuſchauer in der verſchiedenſten Weiſe in Anſpruch nehmen. Schlägt ein geübter ſtarker Gladiator zu raſch viele Gegner nieder, ſo iſt es ihnen nicht Recht, dauert anderswo ein Kampf zu lange, ſo iſt's ihnen auch nicht Recht, und es erhebt ſich Murren. „Tödte, peitſche, brenne", ſo ruft es von den Sitzreihen her. „Warum fällt Dieſer ſo furchtſam in das Schwert? Warum führt Der den Todesſtreich ſo wenig beherzt? Warum ſtirbt Jener ſo verdroſſen?" So wird dann der Furchtſame mit Peitſchen und glühenden Eiſen in den Kampf getrieben. Führt Einer aber tüchtige Hiebe, ſo wird ihm zugejauchzt auf Koſten des unglücklich Unterliegenden. „Hoc habet, hoc habet" — das hat er, der ſitzt — rufen ſie halb höhniſch. Kühne Todesverachtung erwirbt immer zumeiſt die Gunſt des Publikums, und ſo empfängt der Gladiator die ſchrecklichſten Wunden lautlos. Und wenn Einer, vom Gegner überwältigt, noch athmet, ſo erwartet er von dem Herrn des Kampfſpieles oder vom Publikum die Entſcheidung über Leben oder Tod. Auf ein Knie geſenkt, fleht wohl Mancher die grauſamen Menſchen um Gnade an, indem er, ſich für überwunden erklärend, einen Finger in die Höhe hebt; ſchwenken ſich die Tücher oder heben ſich die Hände, den Daumen in die Finger gedrückt, ſo bezeichnet das die Begnadigung, bleiben die Hände geſenkt, oder wendet ſich der Daumen gegen die Bruſt, ſo bezeichnet es den Tod. Oft ſind es die auf einem Ehrenplatz im Podium ſitzenden Veſtalinnen, welche gegen die Begnadigung entſcheiden. Iſt ſie verſagt, ſo muß entweder der ſtolz umher blickende Sieger den Beſiegten, oder dieſer ſich ſelbſt tödten, indem er die Spitze des Degens in ſeinen Hals bohrt. „Noch einmal", ruft das Volk, wenn's an dem Tode des Schlachtopfers zweifelt, und je freudiger der Gladiator ſtirbt, deſto mehr Theilnahme ſchenkt ihm das Publikum. So verſchmäht denn Mancher die Begnadigung, indem er, den furchtbaren Todesſchmerz verbeißend,

weiter zu kämpfen begehrt. Es kam vor Augustus wohl vor, daß Schauspiele gegeben wurden, bei denen keine Begnadigung sein und jedenfalls von den beiden Kämpfern einer sterben mußte. Dieser Kaiser hat das nun ausdrücklich verboten, aber damit soll dem Publikum nur die Möglichkeit einer Begnadigung gelassen sein, von der es wohl nicht oft, namentlich Furchtsamen gegenüber nicht gern Gebrauch machte. Und wenn ein Gladiator einmal oder mehrere Male über einen Gegner gesiegt hat, so ist er darum doch nicht gerettet, sondern es wird ihm alsbald ein, oft durch's Loos bestimmter, neuer Kämpfer entgegen gestellt.

So ist denn bald der schreckliche Kampfplatz wieder mit Leichen bedeckt, und die wenigen glücklichen Sieger verlassen mit Ruhm gekrönt die Arena unter dem Jauchzen der Menge. Nun aber entspinnt sich oft noch eine grausige Scene in derselben, indem, wie Tertullian erzählt, eine Anzahl Epileptische, Vornehme wie Geringe, sich über die Leichen hermachen und gierig das warme Blut, wie es aus der Wunde hervorquillt, aufsaugen, in der Idee dadurch von ihrer Plage geheilt zu werden.

Es tritt nun wieder eine Pause ein, und sie wird, um nach dem schrecklichen Ernst auch wieder etwas Erheiterndes zu bieten, dadurch ausgefüllt, daß prachtvolle Thiere zur Schau gestellt werden, zwischen denen etwa ein unglücklicher Sclave hindurch eilen muß, auf der flachen Hand ein Ei tragend. Unter dem Gelächter der Zuschauer sucht er sich springend und hüpfend hindurch zu winden, und wenn es gelingt, so hat er sein armes Leben gerettet. Oder es macht die merkwürdige Kunst der römischen Maschinisten und Techniker im Amphitheater zwischen den fürchterlichen Mordscenen sich geltend, indem z. B., wie der Dichter Calpurnius beschreibt, der Boden plötzlich sich auseinander spaltet, und wie hergezaubert steigt aus der Tiefe ein prächtiger Wald von schimmernden Gebüschen, durch den Springbrunnen ihre duftenden Wasserstrahlen ergießen, und der bald auch mit Thieren sich bevölkert, die gleichfalls aus der Tiefe herauf geschnellt werden. Kaiser Severus hatte einmal bei seinen Spielen die Arena in ein Schiff umgestalten lassen, welches dann auseinander fiel und nun ein wildes Durcheinander der allerverschiedensten Thiere auf den Kampfplatz stürzen ließ.

Kam der Abend herbei, so konnte das den schaulustigen Römer noch nicht hindern. Das Amphitheater wurde mit Tausenden von Pechfackeln und Pechkörben erleuchtet, die ein magisches Licht über die Zuschauer sowie über die Kämpfer verbreiteten und die Thiere nur rasender und wüthender machten, so daß die Mordscenen noch gräßlicher wurden. Namentlich von Domitian wird erzählt, daß er solche Thiergefechte und Gladiatorenspiele Nachts bei Fackelschein

gab und dabei nicht bloß Männer, sondern auch Weiber kämpfen ließ. So konnten die Spiele oft viele Tage lang dauern und der Römer ward nicht müde durch die Mordscenen und Todeskämpfe, sondern sein Blutdurst und seine Grausamkeit wurden durch die Schrecken, die vor seinen Augen vorgingen, nur desto mehr angestachelt.

Treffend singt A. W. von Schlegel in seiner poetischen Epistel „Rom" hievon:

Freilich es wetzt unmenschlich das Volk an den eigenen Sitten
Selbst den tyrannischen Dolch, welcher im Innern ihm wühlt.
Tage, ja Wochen verbringt's im umkreisenden Amphitheater,
Stufen hinauf, zahllos, seht an die Wolken geschaart.
Über dem Haupt hin wallet des Vorhangs duftender Purpur,
Daß nur dem Weichlinge nicht schade der sonnige Strahl.
Ihnen zu Füßen indeß', bluttrunkener Augen Ergötzen,
Tobt Wehklagen und Wuth und der bejubelte Tod.
Zum Schauspieler erniedriget, kämpft unwillig der Thiere
König und, minder geschätzt, wider den Sclaven der Sclav'.
Afrika hat sich erschöpft an Geburten der glühenden Wildniß,
Tiger und Luchs und Hyän', auch der Koloß Elephant
Flehet, verrathen und wund, Mitleid durch Jammergeberde,
Der sonst offen im Feld römische Heere bestürmt.
Grausamer Spott! Es erkennet die Meng' in dem Bilde sich selbst nicht.
Nicht für die Freiheit mehr, noch der Verbündeten Schutz,
Noch Grabmale der Väter geführt, willfahrend des Herrn Wink,
Ward der entwürdigte Krieg gladiatorischer Scherz.

Eine besonders traurige und schaurige Seite der römischen Kampfspiele bilden dann noch die grausamen Hinrichtungen, die zur Lust der Römer mit allerlei Darstellungen und Schaustellungen, mit den gräßlichsten Quälereien der beklagenswerthen Verurtheilten verbunden wurden. Da wurden die Unglücklichen an Pfähle gebunden und so völlig wehrlos von den auf sie gehetzten wilden Thieren zerrissen und im Angesicht des Publikums theilweise verzehrt. Oder sie mußten kämpfen, nur um ihre Qual dadurch zu verlängern, da sie doch sterben mußten. Mit klaffenden Wunden und zerfetzten Gliedern sah man sie dann oft, wie Josephus erzählt, um Gnade bis zum andern Tage flehen. Es wurden auch wohl Scenen aus der Mythologie und Geschichte mit solchen Unglücklichen dargestellt. Da wurde, wie Tertullian erzählt, Einer als Ixion auf das Rad gespannt und getödtet, ein Anderer ward mit prächtigen aber geschwefelten Gewändern bekleidet, aus denen plötzlich Flammen herausschlugen und den Unglücklichen verbrannten, wie die Gewänder, mit denen einst Medea ihre Nebenbuhlerin und deren Familie dem Flammentode überlieferte; wieder Andere mußten den Hercules darstellen, wie er, mit einem vergifteten Gewand bekleidet, in der Verzweiflung den Holzstoß bestieg und in lichter Gluth auflohderte.

Dort Einer mußte, wie Orpheus, aus der Unterwelt emporſteigen und Bäume und Felſen, Vögel und wilde Thiere durch ſein Spiel anlocken, bis er von einem Bären zerriſſen wurde. Noch ein Anderer mußte, wie Mucius Scävola, ſeine Hand über ein glühendes Kohlenbecken halten und ſie verbrennen laſſen; zuckt er zurück, ſo bedrohen ihn blanke Schwerter, und ſo ſtirbt er unter doppelten Qualen und doppelter Todesangſt. Wieder ein Anderer ſtellt den Räuber Laureolus dar, der, am Kreuze hängend, von wilden Thieren zerriſſen wird, ſo daß die Glieder ſtückweiſe herabfallen.

Man hält es in der That kaum für möglich, daß ein gebildetes Volk ſo an den gräßlichen Todesqualen hülfloſer Verurtheilter ſich hat weiden und ihre, wenn auch aus gerechtem Urtheile erfolgende Execution zum Gegenſtand theatraliſcher Darſtellung und zum Mittel der Befriedigung ſeiner gräßlichen Schauluſt hat machen können. Selbſt ein Mann wie Cicero, wenn er ſagt, daß Einigen die Fechterſpiele unmenſchlich und grauſam erſchienen und es auch ſein möchten, ſo wie ſie jetzt ſeien, billigt doch das Schauſpiel der bis zum Tode kämpfenden Verbrecher. Und ein Plinius hebt die Schauſpiele als Beweiſe und Uebungen in Todesverachtung und Schmerzüberwindung hervor. Ja ſelbſt Seneca, der in einer Schrift im Mannesalter die Gladiatorenſpiele noch als leichte Zerſtreuungen erwähnt, bedurfte der Reife höheren Alters um ihre Unmenſchlichkeit zu erkennen und ſpäter ſeine Entrüſtung darüber kund zu geben. Er ſagt (Ep. VII): „Am Morgen werden die Menſchen Löwen und Bären vorgeworfen, am Mittag ihren eigenen Zuſchauern. Die Mörder läßt man den Mördern vorwerfen und den Sieger ſpart man auf zu einem andern Mord. Der Kämpfenden Ausgang iſt der Tod; mit Feuer und Schwert wird geſtritten. Dies geſchieht ſo lange, bis der Schauplatz leer iſt.“ Er rügt es, daß man Verbrecher ohne Schutzwaffe und Vertheidigung ſich einfach abſchlachten ließ, wobei denn keiner auszuweichen oder Fechterkünſte zu gebrauchen ſuche, wiſſend, daß er doch verloren ſei. So ſchlachte man, ſagt er, in den Pauſen Menſchen, damit die Zeit nicht ungenutzt verfließe. Wenn ein Volk einmal an den Thierhetzen und Gladiatorenkämpfen überhaupt ſeine Luſt findet, ſo erſcheint ihm der Tod Verurtheilter dabei noch um ſo paſſender. Alſo der Hauptvorwurf ſind und bleiben immer dieſe grauſamen Schauſpiele ſelbſt bei den cultivirten Römern. Es haben die Thierhetzen und Gladiatorenkämpfe denn auch in dem feiner gebildeten Griechenland keinen rechten Eingang gefunden, nur in Corinth iſt ein Amphitheater aber erſt nach dem 2. Jahrhundert nachzuweiſen, und wenn dieſe grauſamen Spiele nach und nach doch Eingang fanden in Griechenland, ſo erfreute ſich nur das niedrigſte Volk daran und die Gebildeten verwarfen ſie einſtimmig und entſchieden. So wird erzählt, der Philoſoph Demonax

habe den Athenern, als sie dieselben einführen wollten, gesagt, dann möchten sie zuvor den Altar umstürzen, den sie der Gottheit des Erbarmens errichtet hätten. In Rom und in Italien überhaupt aber war alles Gefühl für die Rohheit und Grausamkeit dieser Thier- und Gladiatorenkämpfe ausgestorben. Sie waren im ganzen Lande verbreitet. Friedländer, dessen Sittengeschichte Roms wir viel verdanken, sagt, so weit die alte Welt das Gepräge römischer Cultur getragen habe, seien auch die Schauspiele des Amphitheaters verbreitet gewesen, und von Jerusalem bis Sevilla, von England bis Nord-Afrika habe es gewiß keine bedeutende Stadt gegeben, in deren Arena nicht Jahr für Jahr zahlreiche Opfer geblutet hätten. Ja die Festspiele galten für um so glänzender, je mehr Menschen dabei blieben, und auf Statuen wurde das römischen Bürgern, die sie gegeben, noch nachgerühmt.

Erst das Christenthum konnte und mußte hier seiner Natur nach eine völlige Umwandlung der Anschauung und eine Aenderung der Sitten herbeiführen. Und so hat denn auch gleich der erste römische Kaiser, der dem Christenthum in seinem Reiche Eingang verschaffte, sich dagegen erklärt. Zu Berytos vollzog am 1. Okt. 326 Kaiser Constantin den Befehl, der die blutigen Schauspiele während der Ruhe des Friedens verwarf und bestimmte, daß die Verbrecher nicht mehr zu den Kampfspielen, sondern statt dessen zu den Arbeiten in den Bergwerken verurtheilt werden sollten. Aber sein Befehl muß wohl wenig gefruchtet haben und die Sache ging wieder ihren alten Gang, denn 40 Jahre nachher sah sich Kaiser Valentinian veranlaßt, ein Verbot zu geben, daß wenigstens die Christen nicht zu diesen Kämpfen verwendet werden sollten. Und lange nachher suchte Prudentius den Kaiser Honorius dazu zu bringen, daß er doch die Todesstrafe fernerhin nicht mehr zur Belustigung des Volkes dienen lassen möchte, was aber vergeblich war, bis, nach der Mittheilung Theodorets in seiner Kirchengeschichte, im Jahr 404 doch Honorius in Rom die Gladiatorenspiele überhaupt verboten hat. Im Morgenland haben sie wohl schon früher aufgehört und nur die Thierhetzen noch fortgedauert. Erst nach und nach erkannte man deren Verkehrtheit und Grausamkeit, indem im Jahre 469 ein kaiserliches Verbot die „thränenreichen Schauspiele“ zunächst nur für den Sonntag abstellte, wohingegen Kaiser Justinian im Jahr 536 für den Amtsantritt der Consuln noch Thierkämpfe bestimmte. Aber dieselben waren damals wohl schon weniger blutig und grausam und die mit den Thieren kämpfenden Menschen schützten sich besser gegen sie, wie wir von Cassiodor wissen, so daß sie wohl nach und nach mehr den spätern spanischen Stiergefechten und unsern modernen Thierbändigerkünsten ähnlich gesehen haben mögen.

Ehe es aber durch den mildernden Einfluß des Chriſtenthums dahin kam, haben gerade die Chriſten vornehmlich auch die Schrecken der Thierhetzen und Gladiatorenkämpfe empfinden müſſen. Wir haben gehört, daß Verbrecher zum Amphitheater verurtheilt wurden, und die Chriſten galten der heidniſchen Obrigkeit als Verbrecher. So war denn das ad bestias ein gewöhnlicher Ruf und ein gewöhnliches Urtheil gegen die Chriſten, und wenn es nicht zu bezweifeln iſt, daß viele Angeklagte unſchuldig oder nur in geringem Maße ſchuldig zur Arena verurtheilt wurden, um dem Volke deſto mehr Thierkämpfer und Gladiatoren vorführen zu können, ſo liegt es um ſo näher, daß der Haß gegen die Chriſten ſich mit der Gier des Volkes nach blutigen Kämpfen im Amphitheater paarte, um die Gläubigen, die ihren Jeſus nicht abſchwören und den falſchen Göttern nicht opfern wollten, maſſenweiſe der grauſamen Schauluſt der Römer preisgegeben zu ſehen. So muß man in der That ſagen, daß das römiſche Amphitheater, ſowohl das Coloſſeum in Rom ſelbſt, als ſo viele andere an andern Orten des römiſchen Reiches, wie und weil ſie Luſtſtätten der Heiden waren, auch Leidensſtätten der Chriſten wurden. Ja wahrlich der Sandboden dieſer römiſchen Amphitheater iſt heiliger Boden, denn er iſt mit dem Blute vieler hundert und tauſend Chriſten getränkt und mit den Thränen Unzähliger ihrer Glaubensgenoſſen genetzt. Und nicht blos zum Kampf mit den Thieren oder zum Gladiatorenkampf wurden die Chriſten in die Arena geführt, ſondern auch — es iſt ſchrecklich zu ſagen — um den Kämpfern und Zuſchauern bei den Spielen zu leuchten! Nero ſchon ließ Chriſten bei lebendigem Leibe mit Werg umwickeln, mit Wachs, Theer, Pech und andern Brennſtoffen beſtreichen und ſo, als Fackeln zugerichtet, in ſeinen Gärten aufſtellen, in denen er ein Circusſpiel veranſtaltete, bei dem er ſelbſt als Wagenlenker auftrat. So wurden ſie lebendig verbrannt um zu leuchten. Nach dem römiſchen Dichter Juvenalis geſchah das auch ſonſt mit ſo vielen Chriſten, daß ihr herabfließendes und zerſchmelzendes Fett im Sande des Amphitheaters tiefe Furchen gemacht habe. Es iſt merkwürdig, wie ſelbſt Männer wie Tacitus in die Verurtheilung der Chriſten, denen ein Tyrann wie Nero bekanntlich ſelbſt die Schuld an dem großen Brande Rom's aufbürdete, einſtimmen konnten. Er ſagt von ihnen: „Sie wurden verurtheilt, nicht ſowohl wegen der Anzündung Rom's, als weil ſie Feinde des Menſchengeſchlechtes waren, darum verdienten ſie auch exemplariſch beſtraft zu werden.“ Und den chriſtlichen Glauben nennt er einen „verabſcheuenswürdigen Aberglauben, der ſich nicht nur durch Judäa, den Urſprung des Uebels, verbreitet, ſondern auch die Hauptſtadt erreicht habe, den Sammelplatz alles Unreinen und Schändlichen.“

Bei ſolcher Geſinnung gegen die Chriſten mußten ſie ja den

Römern als willkommene Beute für ihre Bestien, Gegner für ihre Gladiatoren, Objekte für ihre gräßliche, auf Blut und Tod gerichtete Schauluſt erſcheinen. Und ſo begegnen wir denn unter den wilden, rauhen, mordluſtigen Gladiatoren, neben den beklagenswerthen Kriegsgefangenen, die in dieſe Geſellſchaft hinein gezwungen ſind, auch den edlen, tief ergreifenden Geſtalten vieler Chriſten, die um ihres Heilands willen unter die Kämpfer geſteckt ſind um mit ihnen unterzugehen. Und wenn dann die Andern ihre rohen Reden führen, Dieſe blutgierig auf den kommenden Kampf ſich freuen, Jene troſtlos ihr Unglück beklagen, ſo hört man aus der Menge der Unglücklichen auch gedämpfte und feierliche Lobgeſänge zu Gottes Ehre erſchallen:

Die Chriſten ſind's,
Des neuen Judenkönigs Dienerſchaar,
Der Löwen Speiſ'; im Spoliarium
Bereiten ſingend ſie zum Tode ſich;
Und das, bei'm Hercules, bekennt der Neid:
Kein Gladiator ſtarb noch muthiger.

So ſingt davon ein Dichter. Und wenn die Andern dann am Tage vor dem Todbringenden Kampfſpiel bei der ihnen gewährten Henker-Mahlzeit ſorglos üppigem Genuß ſich hingeben, ſo beten die Chriſten und feiern in ſtiller Andacht noch zum letzten Mal ihr Liebesmahl mit einander. Und wenn dann die Heiden einander zu tröſten verſuchen, wenn dieſen oder den der Schmerz der Erinnerung an die ferne Heimath, an die theuern Angehörigen, an Vater oder Mutter, Weib oder Kind ergreifen will, dann verſuchen die Chriſten ihm den rechten Troſt von Oben in's Herz zu rufen und in der letzten Stunde noch ihn zu bewegen, daß er wie der Schächer am Kreuz ſich bußfertig um Gnade flehend an den Heiland wenden möge. Und wenn dann die Fechter im prunkvollen Aufzug unter dem Klange der Muſik in das Amphitheater eintreten, ſo ſieht man unter den Trotzigen hier, unter den Verzweifelnden dort eine Anzahl Männer mit ruhiger Faſſung, mit ſtiller Gottergebung, mit verklärtem Antlitz einherſchreiten, freudig bereit für ihren Herrn zu ſterben, der für ſie geſtorben iſt. Und wenn dann die Andern mit Verwünſchungen oder mit Anrufung ihrer falſchen Götter unter den Biſſen der Beſtien oder unter den Streichen der Gladiatoren ihren letzten Odem aushauchen, ſo befehlen die Chriſten freudig und gläubig ihre Seele dem Herrn und ſcheiden wie er ſchied, mit der Bitte um Vergebung für ihre Feinde.

Euſebius ſchildert uns im 8. Buche ſeiner Kirchengeſchichte (Cp. 7) ſchön die Geſtalt eines ſolchen chriſtlichen Märtyrers. Er ſagt: „Stellet euch einen zarten Jüngling vor, der ſein 20ſtes Jahr noch nicht angetreten hat. Ohne Feſſeln ſtand er da, ſeine Hände in Geſtalt eines Kreuzes ausgeſtreckt, und eifrigſt zu Gott betend

mit einem festen furchtlosen Herzen. Von dem Platze, wo er zuerst stand, wich er keinen Schritt zurück, während Bären und Leoparden Wuth- und Todschnaubend auf ihn losstürzten, um seine Glieder in Stücke zu zerreißen. Und doch, ich weiß nicht wie, schien ihr Rachen von einer göttlichen, geheimnißvollen Macht geschlossen, und sie zogen sich mit einander zurück." Schön hat vor Allen Ignatius, der um das Jahr 107 das römische Amphitheater mit seinem Blute weihte, diese Sterbensfreudigkeit ausgesprochen in den Worten: „Herrlich ist es unterzugehen der Welt, um aufzugehen zu Gott und Gott zu finden." Die fromme Sage hält ihn für das Kind, das Jesus einst unter seine Jünger stellte um sie zu mahnen, daß sie werden sollten wie die Kinder. Ein Schüler des Apostels Johannes wurde er um das Jahr 70 Bischof zu Antiochien. Als Kaiser Trajan dorthin kam, trat er demselben entgegen in der Hoffnung, seiner Gemeinde damit helfen zu können. Er erklärte, wie es in der Legende heißt, daß der Vorwurf, ein Gottvergessener zu sein ihn nicht treffe, da er Christum im Herzen trage. Auf Trajan's Einwendung, daß ja die Götter auch im Herzen der Heiden wohnten, erklärte er ihm, daß er irre, denn es sei nur Ein Gott, der Himmel und Erde und das Meer und Alles, was darin ist, gemacht hat, und ein Christus, dessen Reich, sprach er, mein Erbtheil ist. Dessen Reich, entgegnete Trajan, der von Pilato gekreuzigt wurde? Und Ignatius bejahte und versicherte, daß er Jesum in seinem Herzen trage. Darauf fällte Trajan das Urtheil: „Da Ignatius bekennt, daß er Den bei sich trägt, der gekreuzigt war, so befehlen wir, daß er gebunden nach Rom gebracht werde, um zur Unterhaltung des Volkes den wilden Thieren vorgeworfen zu werden." So wurde er denn von rauhen Soldaten nach Seleucia und von da nach Smyrna gebracht. Von dieser Reise schreibt er in seinem Briefe an die Römer: „Von Syrien bis Rom kämpfe ich mit wilden Thieren, zu Wasser und zu Land, Tag und Nacht, und bin gebunden an zahme Leoparden, welche durch Wohlthaten nur immer ärger werden." Damit meinte er seine Wächter. In Smyrna verkehrte er mit dem Bischof Polycarp, predigte, ermahnte die von vielen Gemeinden ihm entgegen gesandten Abgeordneten, und schrieb vier Sendschreiben, so daß seine lange Reise von Antiochien nach Rom reichen Segen brachte. In dem Sendschreiben an die Gemeinde zu Rom heißt es: „Laßt Feuer und Kreuz, laßt die wilden Thiere, laßt Beinbrechen und Gliederzerreißen, laßt Zermalmen des ganzen Leibes und alle Bosheit des Teufels über mich kommen: es sei so, möge ich nur Jesum Christum genießen. Es ist besser für mich, um Jesu Christi willen zu sterben, als über die Enden der Welt zu herrschen. Meine weltlichen Neigungen sind gekreuzigt: das Feuer der Liebe Gottes brennt in mir und kann nicht ausgelöscht werden; es lebt, es spricht, es ruft: Komm zum Va-

ter!" Von Smyrna ging es nach Troas, woselbst Ignatius noch zwei Sendschreiben und einen Brief an Polycarp schrieb, und dann eiligst nach Rom, weil die Schauspiele daselbst bald beginnen sollten. An der letzten Station von Terni nach Rom erinnert eine Kapelle mit der Inschrift: „In Rom werde ich dir gnädig sein", an Ignatius, der dort diese Worte zu seinem Trost vernommen haben soll. Er ward dem Präfekten übergeben und bald, von vielen christlichen Brüdern begleitet, zum Tode abgeführt. Es ward ihm gestattet, mit ihnen noch zu beten und er flehte namentlich auch darum, daß Gott den Verfolgungen bald ein Ende machen wolle. Im Amphitheater den hungernden Bestien vorgeworfen, rief Ignatius: „Ich bin ein Weizenkorn Gottes und werde von den Zähnen der wilden Thiere gemahlen, damit ich sein Brod werde." Fromme Christen aus Antiochien, die ihn begleiteten, sollen dann sein Blut in Phiolen gesammelt und die von den Löwen nicht zermalmten Gebeine als Reliquien mit Lebensgefahr an sich gebracht haben. Später ward dem Ignatius im Colosseum eine Kapelle geweiht.

Unter den Märtyrern, welche in Rom unter Kaiser Maximian den Tod im Amphitheater erlitten, wird auch Pancratius genannt, ein römischer Jüngling, erst 15 Jahre alt, welcher in die Arena geführt, den Segen seiner Mutter empfing, die ihn ermahnte, den guten Kampf zu kämpfen und sich treu und fest zu zeigen in der Liebe des Erlösers. Es sollen dann Bären, Leoparden und selbst ein wilder Stier, wie von einem heiligen Zauber gebannt, vor ihm zurückgewichen sein, so daß er den Erlöser um die Krone des Märtyrerthums anflehte, bis ein Panther über ihn herfiel und ihn rasch tödtete. — Wenn auch wohl nicht im Circus, so doch durch denselben hat auch der fromme Hauptmann Gordius von Cäsarea in Cappadocien 303 seinen Tod gefunden. Als in Folge der Dekrete des Kaisers Gallienus die christlichen Soldaten im römischen Heere auch den Göttern und Kaisern opfern sollten, trat er aus dem Heere aus und floh in die Wüste um sein Leben ganz Gott zu weihen. Als aber an einem Feste zu Ehren des Kriegsgottes Alles in Cäsarea, Heiden, Juden und leider auch Christen, die der Weltlust nachzogen, in der Rennbahn saßen, des Beginnes des Schauspiels harrend, eilte in rohem Pilgergewand Gordius herbei und rief in die Versammlung hinein: „Ich bin gefunden von Denen, die mich nicht gesucht haben, und erschienen Denen, die nicht nach mir gefragt haben." Die Heiden fordern seinen Tod. Gordius bezeugt sich als Christ und beklagt es, daß er nicht verschiedene Tode für seinen Herrn Christus leiden könne. Er wird zum Tode verurtheilt, die Menge eilt vom Theater vor das Tribunal und mit dem Bekenntniß zu Christus wird er zur Hinrichtung geführt, den Engeln seine Seele übergebend.

Zu den durch wilde Thiere zu Tode gemarterten christlichen Glaubenszeugen gehört auch der Bischof Saturninus von Toulouse. Um 245 dorthin gekommen, ward er einige Jahre nachher Bischof und wirkte muthig gegen das Heidenthum und seine Priester. Da verstummten die Orakel und trotz aller Opfer versagten die Götter die Enthüllungen über die Zukunft. Die Schuld wurde bei den Christen, namentlich bei Saturninus gesucht, und als er eines Tages wieder am Tempel vorüberging, ward er ergriffen und sollte den Göttern opfern, worauf er bezeugte, daß er den einen wahren Gott bekenne und ihm das Opfer des Lebens darbringen wolle. Die Götter der Heiden seien Dämonen, die sie vergebens durch Thieropfer und das Todesopfer ihrer Seele ehrten. Er könne sie nicht fürchten, da dieselben sich ja nach dem Urtheil der Menge vor ihm fürchteten. Das wüthende Volk ergriff ihn dann, band ihn an den Strick eines zum Opfer bereit stehenden Stieres und jagte diesen darauf von dem erhöhten Richtplatze herab. So ward bald das Haupt des Saturninus zerschlagen und seine Glieder zerrissen, und das rasende Thier schleifte den Leichnam noch so lange, bis der Strick zerriß. Zuerst nur von zwei christlichen Frauen begraben, da die Andern sich fürchteten, wurde der Leib später in einer kleinen und dann in einer größern Basilika beigesetzt. Sein Tod soll um 250 oder 260 geschehen sein.

In andern Städten, so namentlich in Lyon und Vienne, brach schon früher, im Jahr 177, unter Marc Aurel eine Christenverfolgung aus. Viele Märtyrer wurden daselbst den wilden Thieren vorgeworfen. Unter ihnen werden, nachdem der geistesmuthige und bekenntnißtreue Bischof Pothinus seinen Leiden erlegen war, namentlich Sanctus von Vianna und Maurus genannt, welche, nachdem sie schon die furchtbarsten Qualen erduldet, der Wuth der Thiere überliefert wurden, die sie um das Amphitheater herumzogen. Sie wurden zuletzt unter dem Bekenntniß: „Ich bin ein Christ", erwürgt. Ihr Glaubensmuth richtete verschiedene, wie z. B. auch Biblis, wieder aus der Glaubensverleugnung auf und brachte sie zu freudigem Bekenntniß. Als sich's um einen Attalus handelte, der römischer Bürger geworden war, holte der Statthalter Anweisungen in Rom ein, die dahin lauteten, daß die Abschwörenden freigelassen, die Bekennenden getödtet werden sollten. So starben Attalus, Alexander Epagathus. Unter Allen aber ragt hervor die arme schwache Sclavin Blandina zu Lyon. Man folterte sie einen ganzen Tag lang um ihr Geständnisse von schändlichen Verbrechen der Christen zu erpressen, aber sie blieb dabei: „Ich bin eine Christin, und bei uns wird nichts Schlechtes begangen." Dann wa d sie in der Arena zu Lyon an einen Pfahl gebunden, den wilden Thieren zur Beute. Aber sie stärkte die Andern durch ihre Gottergebung und ihr Gebet.

Und wie wenn die Thiere selbst durch ihren Anblick gerührt und scheu geworden wären, wichen sie von ihr zurück und thaten ihr nichts zu Leide, so daß man sie wieder losband und in's Gefängniß zurückführte. Bei jeder weitern Tödtung eines Christen aber soll sie zur Beiwohnung derselben hingeführt worden sein, allein sie blieb standhaft. Zuletzt wurde sie selbst mit einem zarten fünfzehnjährigen Jüngling Ponticus zur Hinrichtung geführt. Derselbe unterlag, von ihr ermuthigt, vor ihr den Martern, und Blandina wurde, da sie sich wiederholt weigerte, bei dem Bilde der Götter zu schwören, gegeißelt, auf einen glühenden Stuhl gesetzt, den wilden Thieren preisgegeben und zuletzt in einem Flechtkorbe oder Netz einem Stier vorgeworfen, der sie ganz zerdrückt in die Luft warf. Zuletzt wurde sie erwürgt. Die Heiden selbst staunten über so viel Muth; sie bekannten, daß bei ihnen niemals ein Weib gewesen, das eine so seltsame und lange Reihe von Martern erlitten hätte. So wird über sie berichtet in einem Briefe der Kirchen zu Lyon und Vienne an die Kirchen in Asien und Phrygien, den Eusebius im 5. Buche seiner Kirchengeschichte mittheilt.

Unter den Märtyrern in Karthago in Nordafrika, welche ihr Leben im Amphitheater endeten, treten besonders zwei christliche Glaubensheldinnen hervor, welche schon in jugendlichem Alter eine Beute der gräßlichen Schaulust wurden. Es sind Perpetua und Felicitas. Erstere war die Tochter einer Familie aus hohem Stande, deren Vater Heide blieb. 22 Jahre war sie alt und schon vermählt und Mutter eines Säuglings, als sie mit der gleichfalls vermählten jungen Felicitas, einer Sclavin, und noch drei andern jungen Christen gefangen genommen wurde. Perpetua's Vater versuchte vergeblich seine Tochter zum Abfall von Christo zu überreden: selbst Züchtigungen, Thränen und Beschwörungen halfen nichts. Noch beim Verhör auf dem Forum setzte er seine Bemühungen fort, sie zum Opfern für das Wohl des Kaisers zu bewegen. Sie und ihre Mitgefangenen wurden nun zum Kampfe mit den wilden Thieren verurtheilt. Einer der jungen Christen erkrankte im Gefängniß und starb, auch Felicitas erkrankte, genas aber wieder und freute sich, daß ihr so die Ehre des Märtyrerthums nicht entging. Perpetua hatte auch im Gefängniß noch mit dem Schmerz ihres Vaters zu kämpfen und sah, wie die Legende sagt, ihren und ihrer Mitgefangenen Sieg über die feindlichen Mächte in einem Gesichte voraus. So hielten sie denn, als den Verurtheilten das letzte Gastmahl gewährt wurde, in Frieden das Liebesmahl zusammen, sich unter einander stärkend und erhebend und das ungläubige Volk durch ihren heilgen Ernst zurück haltend. Neugierig folgten den Verurtheilten die Blicke der Heiden, als sie aus dem Gefängniß in's Amphitheater geführt wurden, aber Perpetua

zwang durch die Kraft ihrer Augen die Blicke der Zuschauer sich von ihr abzuwenden. Die Christen weigerten sich, den ihnen zugemutheten Schmuck als Priester des Saturnus oder Priesterinnen des Ceres anzulegen. Als das Thiergefecht begann, wurden zuerst die beiden Mitgefangenen Revocatus und Saturninus von einem Leoparden und einem Bären getödtet. Saturus aber blieb von einem Eber und einem Löwen unverletzt. Er ermahnte seinen Gefängnißwärter Pudens, der sich nachher auch bekehrte und als Märtyrer starb, noch zum Glauben und ward dann von einem Leoparden zu Tode gebissen und so mit Blut übergossen, daß das Volk rief: „Der ist wohl gewaschen, der ist getauft." Perpetua und Felicitas, erst bloß mit einem Netzüberwurf versehen, dann durch die Theilnahme des Volkes mit umgürteten Gewändern bekleidet, wurden einer wilden Kuh entgegengeführt. Dieselbe schleuderte zuerst Perpetua mit ihren Hörnern empor, dann ihre Gefährtin: aber beide erhoben sich wieder von ihrem Falle und das Volk zeigte Theilnahme, so daß sie aus dem Thiergefecht nach dem Thor des Amphitheaters geführt wurden, wo die lebendig dem Kampf Entrinnenden getödtet zu werden pflegten. Dort von einem Katecheten und ihrem Bruder empfangen und begrüßt, schien Perpetua nur in Begeisterung gewesen zu sein und das Thiergefecht erst zu erwarten. Sie wurden dann wieder vor das schaulustige Volk geführt und empfingen da den tödtlichen Streich des Fechters still und ergeben. Perpetua, zuerst in die Seite noch nicht tödtlich getroffen, schrie vor Schmerz laut auf und führte dann die Schwertspitze ihres Henkers selbst nach ihrer Kehle.

---

Wenn nun schon durch diesen Umstand, daß die Arena der Amphitheater in so reichem Maße das Blut der christlichen Märtyrer trinken mußte, diese Stätten nicht solche waren, wo die Christen ihr Vergnügen suchen konnten, so mußten sie doch auch schon um der unmenschlichen Grausamkeit willen, die in der Sache selbst lag, abgesehen davon, ob Christen oder Heiden von ihr betroffen wurden, entschieden dagegen sein und dagegen auftreten. Sie haben das stets gethan. So predigt unter Andern z. B. Chrysostomus, der berühmte Prediger im Orient, entschieden gegen die Thierhetzen, aus denen man nur Fühllosigkeit und Grausamkeit lernen könne. Da er die Gladiatorenkämpfe nicht ebenso erwähnt, schließt man mit Grund daraus, daß sie damals, also zu Ende des 4. Jahrhunderts, im Orient nicht mehr gebräuchlich gewesen sein müssen. Im Occident traten Tertullian, Augustin und Andere gegen dieselben auf. Letzterer erzählt namentlich eine, auch für den gewaltigen verlockenden Eindruck, den die Schauspiele machten, charakteristische Geschichte

von seinem Freunde Alypius, den man, als er in Rom war, überredete, in das Amphitheater zu gehen. Als Christ sträubte er sich entschieden dagegen und rief, endlich nachgebend, wiederholt aus, sie könnten seinen Leib zwar dahin schleppen, aber nicht seine Seele; mit geschlossenen Augen werde er da sitzen und wie abwesend sein. Aber als er bei einer Wendung des Kampfes ein ungeheures Geschrei vernahm, schlug er, von Neugier fortgerissen, die Augen auf, und nun, sagt Augustin, wurde seine Seele von einer schlimmeren Wunde getroffen, als der Leib dessen, den zu sehen er begierig war, und er fiel jammervoller, als der, bei dessen Fall sich jenes Geschrei erhoben hatte. Denn mit dem Anblick des Blutes sog er Unmenschlichkeit ein, er wendete sich nicht wieder ab, er heftete den Blick fest auf das Schauspiel und wurde wie trunken von der blutigen Wollust. Was soll ich noch mehr sagen, schließt Augustinus: Er sah zu, er schrie, er entbrannte, er nahm jenen Wahnsinn mit sich fort, der ihn zum Wiederkehren häufiger als die Genossen reizte, bis ihn Gott doch zuletzt wieder rettete.

Daß in späterer Zeit die Schauspiele viel von ihrer Grausamkeit verloren hatten, haben wir schon gehört, dennoch macht es einen schmerzlichen Eindruck, wenn es geschah, daß sie von Geistlichen besucht wurden, wogegen Kaiser Justinian in den dreißiger Jahren des 6. Jahrhunderts in einem Schreiben an den Erzbischof von Constantinopel auftritt. Man sieht aber auch daraus wieder, wie sehr diese schmähliche Schaulust Wurzel gefaßt hatte in den Gemüthern auch der Gebildeten im Volke. Um so schwerer war ihre Abschaffung, und es kann uns nicht wundern, daß, nachdem die Schauspiele so furchtbar viel Märtyrerblut gekostet hatten, nun auch Einer für ihre Abschaffung freiwillig zum Märtyrer wurde. Es war dies, wie Theodoret in seiner Kirchengeschichte erzählt, ein asiatischer Mönch Namens Telemachus, der eines Tages in Rom im Amphitheater sich mitten zwischen die kämpfenden Gladiatoren warf, um sie aus einander zu bringen. Die Wuth des Volkes über diese Störung seines Vergnügens war so groß, daß der tapfere Mönch von demselben zerrissen wurde. Doch soll damit das im Jahr 404 von Kaiser Honorius erlassene Verbot der Gladiatorenspiele zusammen gehangen haben. —

Allein es hat doch wohl noch bis in's 7. Jahrhundert hinein gedauert, ehe auch die Thierhetzen abgeschafft wurden, und so die ungeheuren Räume des Colosseums in Rom mehr und mehr leer und unbenutzt da standen. Leider aber hat es dann im christlichen Mittelalter doch noch einmal vorkommen können, daß das Amphitheater wieder seinem früheren Zwecke diente und auch etwas von der frühern Unmenschlichkeit sich darin erneuerte; denn am 3. Sept. 1332 ließ der Senat von Rom ein großes Stiergefecht darin ab-

halten, bei welchem 18 Menſchen und 11 Stiere getödtet wurden, worauf man für die gefallenen Ritter eine glänzende Leichenfeier im Lateran veranſtaltete. Mögen es nun die weiten, öden, zu unheimlichen Dingen geeigneten Hallen der Amphitheater, mögen es die ſchädlichen Thieren ſich darbietenden Schlupfwinkel, mag es das Volksbewußtſein von der gräßlichen Sünde und Schande geweſen ſein, die hier Jahrhunderte lang der Geiſt des Böſen aus dem Abgrund getrieben hat: kurz, ſo viel ſteht feſt, daß die Amphitheater in dem Maße, als ſie baulichem Verfall entgegen gingen, dem Volk als unheimliche Spuk- und Zauberſtätten galten. Das war namentlich mit dem größten, dem Coloſſeum in Rom, der Fall, von dem Göthe im Benvenuto Cellini ein Beiſpiel, wie darin Zauberei getrieben ward, mittheilt. Aehnliches geſchah in der Arena zu Verona und andern Amphitheatern. Sie wurden Aufenthaltsort von Raubgeſindel, Zufluchtsſtätte Verfolgter und Sammelplatz ſonſtiger Leute, welche Dinge trieben, bei denen ſie das Licht des Tages und die Augen der Menſchen zu ſcheuen hatten; vor dieſen ſind dann nicht ſelten die Eingänge der Amphitheater polizeilich abgeſperrt worden.

Aber es knüpfte ſich an dieſe Orte, deren Boden ſo viel unſchuldiges Blut getrunken hatte, noch ein ganz anderes, viel edleres Intereſſe, nämlich das der chriſtlichen Frömmigkeit, welche dieſe Marterplätze kühner Glaubenszeugen zu ſehen, zu beſuchen, zu verehren begehrte. Das gab denn Veranlaſſung, im Coloſſeum eine Kapelle zu errichten und dabei eine Wohnung für einen frommen Einſiedler. Ueber der Kapelle wurde ſpäter eine Bühne eingerichtet, auf der am Charfreitag die im ſpäteren Mittelalter bis in's 15. und 16. Jahrhundert hinein ſo beliebten Paſſionsſpiele aufgeführt wurden. Bis Papſt Pius III. im Jahr 1503 das Paſſionsſpiel aufhob, wurde denn alſo hier auf dieſem merkwürdigen Boden, das Leiden Deſſen dargeſtellt, für deſſen Ehre und Dienſt ſo manche treue Bekenner in der Zeit der Chriſtenverfolgungen geblutet hatten. Wie verſchiedenartig das eine und das andere Schauſpiel! Wer dieſen Wechſel doch damals den Chriſten oder ihren Peinigern vorher verkündigt hätte! Ferner hatte ſchon im Jahr 1381 die Brüderſchaft der Kapelle Sancta Sanctorum von dem römiſchen Senat und Volk den dritten Theil des Coloſſeums zum Geſchenk erhalten und, wie Marangoni, der Geſchichtſchreiber des Coloſſeums, erzählt, in einigen Räumen in ſeinen obern Stockwerken ein Hoſpital eingerichtet, alſo eine Pflegeſtätte der chriſtlichen Liebe am Schauplatz des blutigſten Chriſtenhaſſes. Dieſelbe ging nachher in das Hoſpital des Laterans über, und im Jahr 1741 hauste wieder einmal der Mord im Coloſſeum, indem der fromme Eremit, der es hütete, getödtet wurde. Papſt Benedict XIV., der 1740 den päpſtlichen Stuhl beſtieg, hat darauf das Coloſſeum als die alte Märtyrerſtätte

förmlich zu kirchlichem Gebrauch geweiht. In der Mitte der blutgetränkten Arena steht seitdem das Kreuz des Erlösers hoch aufgerichtet und wer es küßt, dem ist ein Ablaß von 200 Tagen versprochen. In 14 kleinen vergitterten Kapellen sind die einzelnen Stationen des Leidens Christi dargestellt. Zwei Mal in der Woche hält die Brüderschaft der via crucis hier ihre Prozession, eine Predigt wird gehalten und Lobgesänge zu Ehren des Erlösers erschallen. So hat der Galiläer, den einst der abtrünnige Kaiser Julian so grimmig bekämpfte, auch hier gesiegt, und Christi Preis ertönt jetzt an der Stätte, wo einst von Christi Feinden so viel Christenblut vergossen worden ist. So sei denn auch für diesen Sieg der Name des Herrn gelobt, und die Brüderschaft vom Weg des Kreuzes predige uns daselbst das große via crucis via lucis: der Weg des Kreuzes ist der Weg des Lichtes! —

# IV.

## Die Römischen Katakomben,

### der ersten Christen Grab- und des Urchristenthums Pflegestätten.

Es ist wohl auch Denjenigen, die nicht das Glück hatten, die ewige Roma selbst zu sehen und zu betreten, bekannt, daß die herrlichen Reste alt-classischer Kunst daselbst großentheils unter dem Niveau des gegenwärtigen modernen Rom gefunden werden, indem vor der zerstörenden Hand der unerbittlichen Zeit und der barbarischen Menschen dasjenige am besten bewahrt blieb, was unter dem rettenden Schutt der Jahrhunderte rechtzeitig begraben wurde. So schaut man denn auch auf dem alten Forum Romanum, dem jetzigen Campo vaccino, in 12 bis 15 und mehr Fuß tiefe Gruben hinab um den Unterbau der Tempel und die Sockel der Säulen zu erspähen, die von den prächtigen Bauwerken der alten Römerzeit sich noch erhalten haben. Es ist aber heute meine Absicht, noch tiefer hinab zu führen in Regionen des alten Rom, die auch damals schon unterirdische waren, in die alte Gräberstadt nämlich, die römischen Katakomben. Es ist daselbst keineswegs Alles so düster und unfreundlich, wie man denken sollte, und namentlich haben diese alten, weit ausgedehnten Gräberstraßen unter der ewigen Stadt für die Kunst sowie für das Christenthum ein besonderes Interesse.

Suchen wir zunächst in einigen Hauptzügen ein allgemeines Bild von den Katakomben zu gewinnen, um dann diesem zwiefachen Interesse näher nachzuforschen.

Was zunächst den Namen Katakomben, Catacumbae, betrifft, so leidet es keinen Zweifel, daß er eigentlich ursprünglich anders

lautete, nämlich Catatumba; denn das Wort rührt her von dem griechiſchen kata tombous, bei den Gräbern, der Ort bei den Gräbern, oder auch katatymbion. In dieſer Form hat noch der Biograph Gregor's I., Johannes Diakonus, Mönch zu Caſſinum, im 9. Jahrhundert den Namen Catatumba für die neapolitaniſchen Grüfte. Man machte daraus, im Anſchluß ohne Zweifel an das römiſche decumbere, succumbere (niederliegen, unterliegen), catacumba, indem ſo der griechiſche mit dem lateiniſchen Wortſtamme zuſammenfloß. So findet ſich der Name zuerſt für eine Gegend an der Via appia ſchon bei Gregor I., der 540 bis 604 lebte; es heißt da (Ep. III, 30): „An dem zweiten Meilenſtein (milliarium) der Stadt, an dem Ort, der genannt wird bei den Katakumben". Hier wurden zunächſt nur die Grabgewölbe unter der alten Sebaſtianskirche in Rom ſo bezeichnet, welche noch heutzutage die vornehmſten, ausgedehnteſten und beſuchteſten Katakomben in Rom ſind. Nachher wurde der Name für alle großen Begräbnißſtätten unter der Erde gebraucht. In früherer Zeit, namentlich vor dem Ende des 5. Jahrhunderts, nannte man dieſelben Cryptae oder Arenariae. Der Name Cryptae bezeichnet eigentlich bei den Griechen und Römern die unterirdiſchen Gänge und Grotten oder auch nur ſchattige dunkle Gänge an den Häuſern, im alt-chriſtlichen Sprachgebrauch aber, ſowohl in alten Inſchriften, wie bei alten Schriftſtellern, findet ſich der Ausdruck gebraucht für die unterirdiſchen Grabgewölbe. Von dieſen Krypten galt im 4. und 5. Jahrhundert vorzüglich viel die bei Nola, in der das Grab des im 3. Jahrhundert geſtorbenen Papſtes Felix von Nola verehrt wurde, und noch mehr die Krypta des heiligen Sebaſtian, die nachher ſo genannten Katakomben St. Sebaſtians, wo die alte Grabſtätte der Apoſtel Petrus und Paulus geweſen ſein ſoll. Die Krypten wurden bald Stätten der Verehrung und der Andacht und Zielpunkte frommer Wallfahrten, indem die Märtyrergräber daſelbſt verehrt und bei ihnen fromme Gebete verrichtet wurden. So vermochten ſie nachher in ihren beſchränkten Räumen die Menge der dort ſich verſammelnden Gläubigen nicht mehr zu faſſen; es wurden weitere Gänge und Hallen ausgegraben und ſpäter auch Kirchen darüber errichtet, in denen gepredigt wurde, während man unten am Grabe des Märtyrers das Abendmahl feierte. Wegen dieſes dort begangenen Bekenntnißaktes bekamen die Krypten nun auch wohl den Namen Confeſſion, der noch jetzt in den Baſiliken zu Rom vorkommt, und die Kirche darüber hieß dann auch wohl Coemeterium, von dem griechiſchen Koimeterion, Schlafſtätte, Ruheſtätte, was eigentlich die Gräber der Gläubigen, namentlich der Märtyrer, ſelbſt bezeichnet, wie ja denn daraus ſich der franzöſiſche Name cimetière, Kirchhof, gebildet hat. Später wurde, wie urſprünglich die Kirche über der Crypta mit ihrem Märtyrergrab erbaut wurde, ſo bei der Kirche eine

Crypta, eine kleine unterirdische Kapelle, unter dem erhöhten Hauptaltar oder Hochaltar angelegt, welche für die Gebeine des Patrons der Kirche bestimmt war. Bekanntlich haben die Kirchen altromanischen oder byzantinischen Styles nicht nur in Italien, sondern vom 10. bis 13. Jahrhundert auch in Deutschland alle noch eine solche Crypta, die freilich vielfach verschüttet ist. Der frischer und freier zum Himmel emporstrebende Geist der nachherigen gothischen Baukunst sah von der unterirdischen Heimlichkeit ab und ließ die Krypten weg, woher es denn kam, daß auch der Hauptaltar weniger erhöht angelegt wurde.

Neben dem Namen Crypta kam, wie wir schon andeuteten, für die alten Begräbnißstätten von dem Ende des 5. Jahrhunderts an auch der Name Arenariae vor, und dies führt uns der Beschreibung der Katakomben selbst näher. Arenarien nämlich waren ursprünglich die Sandgruben, aus denen man auch Tuff und Puzzolan-Erde gewann, diesen festen grobkörnigen Sand, den man in Rom's Umgegend 10 bis 12 Fuß tief unter der obern Erdschichte findet, namentlich auch zu Civita Vecchia und Puzzoli, woher der Name rührt. Diese Puzzolan-Erde, ein vulkanisches Produkt, enthält in Wasser auflösbare Kalktheile und gibt daher eine sehr harte Cement-Art, die schon bei den ältesten römischen Bauwerken gebraucht wurde. Waren diese Sandgruben oder Steinbrüche abgebraucht, so benutzte man die großen weiten Vertiefungen, Höhlen und Stollen dazu, die Leichen der Armen, der Sclaven, sowie auch der Verbrecher dahinein zu werfen. So erklärt es sich leicht, daß sie bald auch zu Grabstätten, namentlich für die in den Verfolgungen oft massenweise getödteten Christen dienten. Aber es wurden dann auch von von einzelnen römischen Gutsbesitzern bei den Bauten ihrer Villen vor den Thoren solche Gruben angelegt. So soll eine Gutsbesitzerin Lucina in ihrer Arenaria den Leichnam des Apostels Paulus haben beisetzen lassen. Die großen allgemeinen Arenarien wurden zuerst in der Gegend des esquilinischen Thores begonnen. In der weichen, aber durch den Zutritt der Luft sehr fest werdenden Puzzolan-Erde konnten nun leicht fernere Gänge angelegt werden, was eben absichtlich zum Behuf der Begräbnisse geschah, namentlich von den ersten Christen in Rom. Eine besondere Aufmauerung oder Auswölbung war dazu nicht nöthig, da der Tuff sich von selbst hält. Die meisten Katakomben sind wohl in solcher Weise eigens als Grabstätten angelegt worden. Die eigens zum Behuf der Begräbnisse angelegten Katakomben unterscheiden sich von denen, die früher Steinbrüche waren, durch die geringere Breite der Gänge, die meist nur 3 Fuß messen, sich rechtwinkelig schneiden und häufiger von Gemächern unterbrochen sind. Bei der großen Sorgfalt, die die ersten Christen auf die Beerdigung ihrer

Todten verwandten, wovon z. B. auch das von Tertullian erwähnte Verbot zeugt, zwei christliche Leichen über einander zu legen, erklärt sich die große Ausdehnung der römischen Katakomben, die sich auf mehr als 900 Kilometer erstreckt. Sie bilden 26, und wenn man die kleinen aus der Zeit nach Constantin mitzählt, 40 mit einander nicht zusammenhängende Netze von Gräbergassen.

So stellen sich denn die Katakomben dar als lange, weit unter der Erde fortgehende Stollen oder Gänge, Gallerien genannt, die meist nur 3 bis 4, selten 5 bis 6 Fuß breit, und meist 8 bis 12 oder 15 Fuß hoch sind, so daß man fast überall ungebückt hindurch gehen kann. An einigen Stellen freilich sind sie nur 3 bis 4 Fuß hoch. Man hat berechnet, daß wer alle Gänge der römischen Katakomben durchwanderte, 300 Stunden Wegs machen würde. Die Gänge oder Straßen laufen unregelmäßig neben, in Neapel auch wohl über einander her und begegnen sich häufig in Kreuzungen, wo dann meist größere und weitere Räume oder Zimmer entstanden. Namentlich in Neapel und Syrakus, wo der Tuffstein fester ist, konnte man leichter größere, geräumigere Hallen anlegen. Solche an Kreuzungspunkten mehrerer Katakombengänge oder auch an andern Stellen in denselben angelegte Kapellen haben oben eine höhere, in den Tuffstein ausgehauene, trichterförmig sich zuspitzende Ueberwölbung, die oft bis zu Tage hinaufgeht und so Luft und Licht hereinläßt. Sind die Kapellen viereckig angelegt, so bildet sich oben ein Tonnen- oder auch wohl ein Kreuzgewölbe auf Eckpfeilern ruhend, die in den Tuffstein ausgehauen sind. Zuweilen haben die Kapellen auch die längliche regelmäßige Gestalt eines Kirchenschiffes. Ihr Zweck ist klar aus den vorgefundenen Altären, die meist über dem Grabe eines besonders theuern Märtyrers angebracht waren, resp. den Sarkophag eines solchen bildeten und Arkosolien hießen. Hinter diesen Altären findet sich hie und da auch wohl ein in die Steinwand ausgehauener Bischofsstuhl, an den Seitenwänden Bänke für die Priester, neben dem Altar ein Tisch für die Opfergabe der Gläubigen, Brod und Wein. Decken und Wände solcher Kapellen in den Katakomben sind meist mit Malereien geschmückt*). Häufig ist in einem Gange einer für die Männer bestimmten Kapelle gegenüber auf der andern Seite gleich auch eine für die Frauen, hie und

*) Von einer solchen, dem heiligen Hippolytus geweihten Katakomben-Kapelle singt Prudentius in der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts:

Hier in verborgenem Fels ruht sanft Hippolytus' Leichnam.
Ueber ihm prangt der Altar, Gott dem Allmächt'gen geweiht.
Spender des himmlischen Mahls ist sein Tisch, doch hütet zugleich er
Seines Märtyrers Leib unter dem Marmor getreu.
Heiliges wahrt er im Grab zur Hoffnung des ewigen Richters;
Heilige Speise er auch reichet der gläubigen Stadt.

da auch wohl noch ein ganz einfach gehaltener Raum für die Katechumenen oder auch für Büßer. In den langen Gängen der Katakomben ist die Verbindung mit der äußern Luft ziemlich mangelhaft, indem nur selten, oft nur in der Entfernung von 300 und mehr Fuß von einander, nach oben hin durchgehauene Oeffnungen, Luminaria, angebracht sind, durch die spärlich Licht und Luft herein fällt.

An den Seitenwänden der Gallerien sieht man nun in unregelmäßigen Zwischenräumen und ungleicher Bildung und Größe kleine Nischen, Loculi, eingehauen, 2 bis 4, selten 5 bis 6, in den obern Stockwerken der Callixtusgruft wohl 8 bis 10 und 14 übereinander. Sie sind die eigentlichen in Fels gehauenen Gräber, indem sie zur Aufnahme der Leichen bestimmt waren und dem entsprechend ungefähr 6 Fuß lang, 2 Fuß hoch und 4 Fuß weit waren. Die für Frauen und Kinder bestimmten waren kleiner, als die für Männer. Selten findet man sie in doppelter Breite für 2 Leichen, etwa Ehegatten oder Geschwister bestimmt. Diese Nischen wurden mit einer 2 bis 3 Zoll dicken, $1^1/_2$ bis 2 Fuß hohen, 3 bis 4 Fuß breiten Platte von Marmor oder gebrannter Erde, oder auch wohl mit mehrern Ziegeln verschlossen, die mit Cement befestigt wurden. Marchi hat abgeschätzt, daß in den römischen Katakomben wohl 5 bis 6 Millionen solcher Grabstellen sein mögen. Es finden sich außer den Einzelgräbern auch wohl gemeinsame Grabstellen, loci bisomi oder trisomi, für zwei oder mehrere Personen, die zusammen ruhen wollten. In einzelnen Grabnischen hat man auch mehrere Grabstellen hinter einander entdeckt, die durch dünne Zwischenwände von einander getrennt waren. In den großen Katakomben von Syrakus lagen in einer tiefer gewölbten Nische wohl 10 bis 12 Leichen hintereinander. Wenn in der ersten Zeit die einzelnen Grabnischen noch weiter auseinander lagen, so hat man, als nach und nach die Zahl der Todten wuchs, in den Zwischenräumen neue Nischen ausgehöhlt, und als dies auch nicht mehr zureichte, wurden in die Tiefe verschiedene Etagen angelegt, bis zu 5 unter einander, die erste 7 bis 8, die letzte bis 25 Meter tief unter der Erde. Später bei noch größerer Ausdehnung einer Gemeinde wurden auch wohl benachbarte Katakomben durch eingehauene Zwischengänge mit einander verbunden und so zu größeren Grabstätten vereinigt.

Es gibt nun auch aparte Gräberkammern, cubicula, für ganze Familien. Dies sind meist viereckig ausgehauene Räume von 6 bis 8 Fuß im Quadrat, worin entweder auch in den Wänden Nischen eingehauen sind, oder aus dem Tuff ausgehauene Sarkophage sich befinden, zuweilen auch freistehende Steinsärge. Im Cömeterium San Callistus an der via appia, welches Marchi das colossale Ge-

biet des unterirdiſchen Rom nennt, war ein ſolches eigenes Cubiculum für die römiſchen Biſchöfe.

In den Katakomben ſind die ausgehauenen Sarkophage und freiſtehenden Steinſärge die Ausnahme. Meiſt wurden die einzelnen Leichen ohne aparte Särge nur, wie Chriſtus, in reines Leintuch eingewickelt, häufig wohl mit Spezereien, Blumen und Lorbeerkränzen verſehen, die Arme über die Bruſt gekreuzt, in die Niſche hinein geſchoben, wo möglich ſo, daß der Kopf in der Richtung nach Morgen hin zu liegen kam. Die Foſſores, die Todtengräber, beſorgten das nachdem der Leichnam des Dahingeſchiedenen, wie aus vielen Grabſchriften hervorgeht, meiſt ſchon einen Tag nach dem Tode in die Katakomben gebracht war, wozu namentlich in der Zeit der Verfolgungen wohl ein Wagen mit einem großen Faß dienen mußte. Am Eingange derſelben wurde der Todte dann meiſt von Freunden und Angehörigen, wohl in Begleitung von Prieſtern, die Lichter in den Händen trugen, unter den ernſten Klängen frommer Lieder und Pſalmen durch die weiten Gänge zu ſeiner ſtillen Ruheſtätte begleitet. An derſelben angekommen, wurde das Gebet geſprochen und das heilige Abendmahl gefeiert und ſo die ſtille Todtenfeier beendet. Die frommen Foſſores, die ſie beſorgten, haben dann wohl auch das einfache chriſtliche Symbol und die oft ſo rührende Inſchrift ſelbſt auf das Grab geſetzt und die Angehörigen in den Mörtel der deckenden Tafel Erinnerungszeichen eingedrückt, wie Gemmen, eine Münze, eine Muſchel oder Kamee, oder ein blinkendes Goldglas mit ſinnvollem Bilde, oder einen Siegelabdruck mit chriſtlicher Deviſe. Welch großes Gewicht die Chriſten auf die Beerdigung ihrer Todten legten, geht z. B. auch daraus hervor, daß zur Zeit der Verfolgung unter Decius (294—51) der römiſche Clerus nach Carthago ſchrieb, daß eine ſeiner Hauptbeſchäftigungen die Beerdigung der Märtyrer und Chriſten ſei, und daß der Schatz der Kirche zum Almoſen für die Armen nicht nur, ſondern auch zum Begräbniß derſelben verausgabt würde. Ja der heilige Ambroſius beſtimmt ſogar, daß zum Begräbniß der Gläubigen im Nothfall ſelbſt die heiligen Gefäße zu verwerthen ſeien. So bildeten denn die Foſſores, die Todtengräber, eine eigene Ordnung der Cleriker, und die Chriſten haben auch wohl in alter Zeit in Rom ſich zu Geſellſchaften zu gegenſeitigem Begräbniſſe vereinigt. Solcher Geſellſchaften gab es ja auch unter den Heiden viele, die nach Senatsbeſchluß ſich monatlich einmal zur Sammlung der Beiträge vereinigen durften und die Namen eines Gottes trugen, z. B. Cultores Jovis. Dem analog wurde dann in einer alten Inſchrift eine chriſtliche Begräbniß-Geſellſchaft als Cultores verbi, Verehrer des Wortes, doch wohl des Fleiſchgewordenen, bezeichnet.

Die meiſten Cömeterien finden ſich zu beiden Seiten der Tiber

vor den Ringmauern Rom's zwiſchen dem erſten und dritten Meilenſtein dicht neben einander an der via Salaria, der via Latina, der via Appia, Ardentina und Ostiensis. Auch ſind hinter dem Monte Mario und Janiculus Cömeterien, und an der Via Flaminia liegt das Coemeterium Valentini in einem iſolirten Hügel.

Es iſt nicht ganz klar, ob die Katakomben, wie einige Schriftſteller meinen, die älteſten und erſten Begräbnißplätze der Römer geweſen ſind. Das iſt wohl ziemlich ſicher, daß die erſte Art zu begraben das Beiſetzen in Höhlen war, welcher erſt ſpäter das Verbrennen folgte, als ſich das Bedürfniß und der Wunſch ergab, die irdiſchen Reſte der in der Ferne geſtorbenen Krieger in das Vaterland heim zu bringen. Gegen das Ende der Republik war das Verbrennen der Leichen in Rom und Griechenland längſt in Gebrauch, und ſchon die den griechiſchen Geſetzen entnommenen Geſetze der 12 Tafeln um 540 vor Chriſto enthalten das Verbot, daß die Leichen vor dem Verbrennen nicht mit Myrrhenöl eingeſalbt werden durften. Das 12 Tafelgeſetz verbot auch die Beſtattung und Verbrennung der Todten in der Stadt, wodurch man auf die Katakomben draußen hingewieſen wurde. Begraben und Verbrennen gingen wohl eine Zeit lang neben einander her. Nach der Zeit der Antonine nahm das Verbrennen der Leichen bei den Römern dann allmälig wieder ab, ſo daß es zu der Zeit des Macrobius faſt nicht mehr vorkam, und im 3. Jahrhundert war die Sitte des Begrabens in Rom allgemein. Bei aller Sorgfalt der verſchiedenen Religionsgeſellſchaften ihre Todten getrennt zu halten, findet man doch mitten in den chriſtlichen Katakomben ein Gewölbe mit einem heidniſchen Prieſter und hie und da heidniſche Gräber in den Gängen. Es gibt auch zwei jüdiſche Katakomben in Rom, eine in Traſtevere aus der vorchriſtlichen Zeit und eine an der Appiſchen Straße. Man unterſcheidet nach Roſſi die chriſtlichen Gräber von den andern, namentlich alſo jüdiſchen oder römiſchen, dadurch, daß jene größer und alle einzelnen Grabniſchen geſchloſſen waren, während die Orientalen nur die einzelnen Räume mit Steinen verſchloſſen, die einzelnen Zellen aber offen ließen. Roſſi zeigt, daß in den erſten zwei Jahrhunderten die Chriſten ihre Gräber nicht zu verheimlichen ſuchten, da ſie ſie geſetzlich beſaßen und die Heiden ſie achteten ſelbſt in den Verfolgungen. Die früheſten chriſtlichen Grabſtätten waren wohl Eigenthum reicher Privaten; im 2. Jahrhundert wurden ſie Eigenthum der Gemeinde, wie Dokumente zeigen. Die chriſtlichen Grabſchriften in den älteſten Katakomben gehen bis in's 2. Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung zurück und reichen bis in die zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts hinauf. Der kirchliche Gebrauch der Katakomben hat ſich wohl bis in's 7. und 8. Jahrhundert erhalten. Die römiſchen Biſchöfe wurden bis in die Mitte des 5. Jahrhunderts

nur in diesen unterirdischen Grabkapellen der Katakomben beigesetzt. Die des 1. Jahrhunderts ruhen meist im vatikanischen Cömeterium, beim Circus des Nero, die des 2. und 3. in den Katakomben des Callistus. Zuerst war's Leo der Große, der, als er 462 starb, nicht mehr dort, sondern in der Vorhalle der Sakristei der Peterskirche zur Ruhe bestattet wurde, aber als vornehme Leute und Bischöfe schon längst in den Vestibülen der Kirchen, in den Grabkellern derselben in der Stadt begraben wurden, behielt man für die Armen doch noch die Katakomben als Grabstätten bei. Und zu den armen Leuten, Sclaven und Verbrechern wurden ja in früherer Zeit überhaupt die Christen gezählt. Wie aus Origines Gegenschrift gegen Celsus hervorgeht, sagt dieser letztere spottend, „daß Wollarbeiter, Schuster, Gerber, die ungebildetsten und bäuerlichsten Menschen, eifrige Verkündiger des Evangeliums seien und dasselbe besonders zuerst unter Weiber und Kinder brächten." Und daß die Christen den Heiden als Verbrecher gegen die Staatsgesetze und das öffentliche Wohl galten, ist ja auch bekannt. Ihrer viele starben ja denn auch den Tod des Verbrechers durch Henkers Hand am Kreuz, auf dem Scheiterhaufen, unter den Zähnen der wilden Thiere, und die Katakomben wurden ihre Begräbnißstätte. In alter Zeit wurden dieselben aber auch oft von frommer Theilnahme mit Vorliebe gewählt um die theuern Reste vor der Rohheit der Heiden in den unterirdischen Höhlungen zu sichern. Und später, als es schon andere Begräbnißorte gab, wollten doch viele Christen gern so nahe wie möglich bei den Märtyrern ruhen, und so wurden in den Katakomben manche Reste alter Kunst entfernt und neue Grabnischen in die mit Fresken bemalten Wände eingefügt. Schon Papst Damasus (von 366 bis 84) schritt dagegen ein, indem er sagte: „Den Heiligen ist nicht damit geschmeichelt, daß man sich so um ihr Grab drängt, im Gegentheil, sie sind dadurch beleidigt. Man muß ihnen nahe sein im Geiste, aber nicht mit dem Leibe." Damit hörte aber doch das Begraben in den Katakomben überhaupt noch nicht auf. Man scheint übrigens nachher ziemlich rasch mit den Begräbnißorten gewechselt zu haben, denn hie und da trifft man fertig ausgebaute Gänge und Nischen, die aber nicht mehr benutzt sind. Ungefähr 500 Jahre lang begrub man in Rom die Todten in den Katakomben. In den Stein-Katakomben von Neapel und Sicilien, welche großentheils schon in der heidnischen Zeit zu Begräbnißstätten gedient hatten, begruben die Christen bis in's 9. und 10. Jahrhdt.

Eine interessante Beschreibung der Katakomben aus dem 4. Jahrhundert, wo sie noch in Gebrauch waren, haben wir von Hieronymus in seiner Auslegung des Propheten Ezechiel: „Während ich als Knabe in Rom war", so erzählt er, „und in den Künsten und Wissenschaften erzogen wurde, pflegte ich mit andern Knaben gleichen

Alters und Begehrens an Sonntagen die Gräber der Apostel und Märtyrer zu besuchen und häufig in die Krypten hinein zu gehen, welche tief in die Erde gegraben von beiden Seiten der zwischen den Wänden Einherschreitenden die Leichname bergen; und so dunkel sind alle, daß hier fast jenes prophetische Wort erfüllt ist: Sie müssen lebendig in die Hölle fahren, Psalm 55, 16. Nur dann und wann mildert ein von oben, nicht durch ein Fenster, sondern durch Löcher, die Rauchfang ähnlichen Lichtöffnungen oder Luminare, herabfallendes Licht das Grauen der Finsterniß; nur langsam schreitet man vorwärts und von dichter Nacht umgeben erinnert man sich an das Virgilische (Aeneide II. 755): „Rings faßt Schrecken das Herz, graunvoll wird selbst mir die Stätte."

Nachdem man früher, so lange die Katakomben namentlich in Rom noch zu kirchlicher Feier dienten, die den Einsturz drohenden Stellen durch Mauern und Gewölbe gestützt hatte, brachen nachher allmälig die Gänge vielfach zusammen und so sind sie Jahrhunderte lang großentheils verschüttet und unbeachtet gewesen, bis in der Zeit nach der Reformation das Bedürfniß nach neuen Reliquien für die aus den Händen der Protestanten wiedergewonnenen Kirchen die Aufmerksamkeit wieder auf die Katakomben hinlenkte, um aus deren Grabnischen dieses Bedürfniß zu befriedigen. Unter Papst Sixtus V., 1585–90 that man dann am meisten für die Katakomben, und ein Beamter des Malteser-Ordens, Bosio, wagte an ihre wissenschaftliche Erforschung und Beschreibung nicht nur seine Reichthümer, sondern häufig auch fast sein Leben. Da sind denn eine Menge von Gegenständen aus den Katakomben: Glas- und Thongefäße, Gemmen, Marmorsärge, in Stein gehauene Bilder, Inschriften u. s. w. an's Tageslicht gefördert, aber leider großentheils verschleudert worden. Dennoch blieb die Ausbeute für die weitere Erforschung der Katakomben, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts stattfand, immer noch groß und das da Gefundene bildet jetzt das christliche Museum im Vatican. Dadurch ist aber die Quelle für die interessantesten christlich-archäologischen Studien in den Katakomben doch noch keineswegs versiegt, und sie ziehen noch immer viele Besucher an.

Weit vom jetzigen Rom, in einer unheimlichen, öden, menschenleeren Gegend, draußen vor dem Sebastiansthor, der alten Porta Appia, pflegen die Fremden heutzutage in der Krypta der Sebastianskirche, geführt von einem alten Mönch des dortigen Klosters, jeder mit einem Wachslichtchen in der Hand, ihren Eingang zu nehmen und in die unterirdischen Gänge der Katakomben hinabzusteigen. Stundenlang sind auch wir darin herumgewandert, der Explikation unseres langbärtigen, mittelalterlich aussehenden Paters lauschend, und haben mit stiller Andacht diese heiligen Stätten uralt-christlicher Todesruhe und frommer Andacht durchwandert, rechts und links an

die braunen Tuffsteinwände, Grotten und Nischen anleuchtend und nach alt-christlichen Kunst-Darstellungen und Inschriften spähend, von denen freilich das Beste und Interessanteste jetzt im Museum zur bequemeren Betrachtung aufgestellt ist. Obwohl es dem uns führenden Mönch ein Leichtes gewesen wäre, durch Ausblasen der Lichter sich unserer zu bemächtigen und, nachdem er uns beraubt, in den Irrgängen der Katakomben uns zu verlassen und so lebendig zu begraben, ohne daß in dieser absolut öden Gegend je ein Mensch nach ein paar Fremdlingen aus dem Norden gefragt hätte, so flößte uns der treuherzige Alte doch volles Zutrauen ein, so daß kein solcher Gedanke in uns aufkam. Anders war es bei unserer Anmeldung an der Klosterpforte, wo uns eine Schrecken erregende Gestalt entgegentrat, ein wilder, wüst aussehender, colossaler Mensch mit wirr herunterhängendem langen schwarzen Haar und Bart, unheimlichem Blick, und höchst vernachlässigter Kleidung, in der einen Hand eine gewaltige Keule, in der andern ein Terzerol haltend. Es war eine vollendete italienische Banditen-Figur, die lebhaft daran erinnerte, daß die Katakomben oft Verbrechern als Zufluchtsstättsstätte dienten, weßhalb sie von Sixtus V., und nachher noch oft von den Päpsten, hie und da zugemauert wurden, und auch für's Uebrige ihr Besuch, mit Ausnahme einiger auch in baulicher Hinsicht ganz gefahrloser Eingänge, ganz verboten wurde.

Der Erforschung der Katakomben hat in neuerer Zeit namentlich de Rossi seine erneute angestrengte Thätigkeit zugewandt, und zwar mit einem so glänzenden Erfolg, daß sein 1864 im ersten Bande erschienenes Werk: La Roma sotteranea cristiana descritta ed illustrata del Cav. G. B. de Rossi Epochemachend ist und neue Aufschlüsse über Denken und Leben, über Kunst und Symbolik der ältesten christlichen Kirche gegeben hat, und im zweiten Theile noch mehr zu geben verspricht. Was die übrige Literatur über die Katakomben betrifft, so ist das älteste größere Werk darüber die italienisch geschriebene Roma sotterranea von dem Malteser Antonio Bosio, eine Beschreibung und bildliche Darstellung dessen, was er in den Katakomben fand. Das Buch erschien 1632 nach seinem Tode. Eine vermehrte Bearbeitung dieses Werkes in lateinischer Sprache erschien 1651 von Aringhi, unter dem Titel: Roma subterranea novissima. Im 18. Jahrhundert, in den Jahren 1737 bis 1753, gab der Cardinal Bottari ein großes Werk über die Katakomben in drei Folio-Bänden heraus unter dem Titel: Sculture e pitture sacre estratte dei cimeteri di Roma. In der Schrift von Bellermann über die ältesten christlichen Begräbnißstätten, die 1839 in Hamburg erschien, finden sich anschauliche Zeichnungen und Abbildungen der Katakomben von Neapel. Auch das italienische Werk des Pater Marchi über die alten christlichen Kunst-

Denkmäler in Rom (Turin 1841) beschäftigt sich mit denselben. Das neue französische Hauptwerk von L. Perret: Catacombes de Rome, gibt eine schöne Darstellung der in denselben gemachten Funde. Alles aber übertrifft das erwähnte neueste Werk von Rossi.

---

Treten wir nun der kirchlichen Bedeutung der Katakomben näher. Es ist gewiß nicht zufällig, daß das Interesse der Christenheit an dem Lande, wo der Erlöser lebte, starb und auferstand, sich zu aller Zeit vorzugsweise um das Grab des Herrn concentrirt hat. Den Flecken Erde den Händen der Barbaren zu entreißen, wo das Grab Christi sich befand, das war die eigentlich belebende Idee jener mächtigen, Jahrhunderte hindurch dauernden Züge der abendländischen Christenheit nach dem Wunderland des Aufganges, Kriegs- und Kreuzzüge, durch die die ganze mittelalterliche Cultur des gebildeten Europa, Religion und Sitte, Kunst und Poesie, Politik und Kriegführung, so wesentlich bestimmt worden ist, daß man sagen könnte, das Mittelalter ist durch die Kreuzzüge eigentlich erst das geworden, was es war. An dem Grabe Christi zu beten, das war aber auch vorher und nachher das Ziel der Sehnsucht für tausend und aber tausend Pilger, die Schwert und Handwerkszeug mit Stab und Muschelhut, die sichere Ruhe der Studirstube, des Ateliers mit der gefahrvollen Reise über's Meer und durch die Wüste, Heerd und Heimath mit der unbekannten fabelhaften Fremde und Ferne gern und freudig vertauschten. In der Kirche des heiligen Grabes Christi eine Stunde stiller Andacht zu weihen, das ist es, was noch heute so Viele, zu welcher Nation und zu welcher christlichen Confession sie auch gehören mögen, am meisten anzieht, wenn von einem Besuch des heiligen Landes die Rede ist. Und das ist keine gedankenlose Sentimentalität, sondern die Macht tief ernster, ächt christlicher Ideen, die hier mehr oder weniger unwillkürlich zur Herrschaft kommt. Denn das Grab Christi ist ja nicht mehr das mit einem schweren Stein verschlossene und versiegelte, sondern das offene; es ist nicht das Grab, in dem der Todte noch schlummert, sondern aus dem der Lebendige auferstand, also das Grab, in dem der Sieg über Tod und Grab am deutlichsten symbolisirt ist, das Grab, in welchem die Passionsblume erstorben, zu der herrlichsten Frucht des neuen Lebens, des ewigen Lebens herangereift ist. So steht mit Recht das Grab Christi im Mittelpunkte des christlichen Anschauungskreises, der es mit realen Thatsachen zu thun hat. Und damit hängt sehr innig jenes andere zusammen, daß das Grab nun überhaupt für die christliche Anschauung verklärt ist. Auch die Grüfte frommer Glaubenszeugen und geliebter Angehörigen sind namentlich für die Christen Stätten der Verehrung und der Liebe, Stätten des Friedens und der stillen

Freude, Stätten der Zuflucht und der Ruhe, deren Dunkel verklärt ist durch das selige Licht der Hoffnung und des Glaubens. Die Gräber sind heilige Stätten der Andacht und des Gebetes für die erste Gemeinde gewesen*). Sie hatte viel eher Gräber als Kirchen, und aus den Gräbern sind vielfach erst die Kirchen geworden. Die ältesten Denkmäler des christlichen Cultus und der christlichen Cultur, namentlich insofern sie in der Kunst repräsentirt ist, sind nicht über der Erde, sondern unter der Erde zu suchen. Das Christenthum schafft und offenbart eine neue Welt des Glaubens und der Hoffnung, die jenseits des Grabes ihr Ziel und ihre Vollendung hat, daher baut es sich zunächst mit seiner, des Todes Grauen und des Grabes Schrecken überwindenden Macht an den Grabstätten, diesen sichtbaren Brücken zwischen dem diesseits und dem jenseits, an und auf, und zwar nicht um in düsterer Weltverachtung und Todesangst hinzubrüten, sondern um in freudiger Lebenshoffnung und innigem Vertrauen sich Gott zu weihen für Leben und Sterben.

Die Bedeutung, die die Katakomben für den ältesten christlichen Cultus gewannen, hatte nun freilich auch noch einen andern, äußerlich geschichtlichen Grund, der darin lag, daß die Christen der drei ersten Jahrhunderte, von ihren Feinden verfolgt, für ihren frommen Dienst auf der Erde keine Stätte und keine Duldung fanden und deßhalb in der Erde ihre Zuflucht suchten. Schon in dem Briefe an die Hebräer (11, 38) ist von den Gläubigen des alten Bundes die Rede, die in Elend gegangen sind in den Wüsten, auf den Bergen und in den Klüften und Löchern der Erde. Und es mochten die Christen vielleicht auch in den Worten des Herrn, daß die von den Schrecken des Gerichtes bei der Zerstörung Jerusalems Betroffenen sprechen würden: „Ihr Berge fallet über uns und ihr Hügel decket uns", eine Weisung sehen, bei späteren Schrecken der Verfolgung ihre Zuflucht in den Höhlungen unter der Erde zu suchen. Da, in den Katakomben, waren sie eher sicher vor ihren Feinden und konnten ungestörter ihren gekreuzigten und auferstandenen Heiland anbeten. In schweren Zeiten haben so selbst verschiedene römische Bischöfe, wie Marzellus, Eusebius, Cajus und andere, längere oder kürzere Zeit in den Katakomben gewohnt. Der letztgenannte, ein Neffe des den Christen so feindlichen Kaisers Diocletian, soll acht Jahre in denselben zugebracht und sein Hirtenamt von da aus verwaltet haben. Auch der römische Bischof Liberius, der 366 starb, nahm während seines Streites mit dem dem

*) Schön sagt ein katholischer Gelehrter von der römischen Gräberstadt: „Sie war nicht nur ein Gottesacker, in dessen Schooße die Saat der künftigen Auferstehung schlummerte, sie war ein Gottesgarten, in dessen Boden die Kirche ihre Frühlingsknospen trieb."

Arianismus ergebenen Kaiser Constantius seinen Aufenthalt in den Katakomben, und zwar im Cömeterium der hl. Agnes; Papst Bonifacius I., der 422 starb, wohnte dagegen im Cömeterium der hl. Felicitas, in der Via Salaria, und Johannes III., der 573 starb, hielt sich im Cömeterium des heiligen Tiburtinus und Valerianus auf. Er ließ dasselbe wiederherstellen und gab aus den Revenüen des Laterans die Gelder zur Erleuchtung der Katakomben an allen Sonntagen und namentlich zur Feier des hl. Abendmahles.

Besonders waren es nun die als Geburtstage zu einem neuen besseren Leben betrachteten und bezeichneten Todestage der ersten Glaubenszeugen, welche die Christen hinunterlockten in die stille geheimnißvolle Tiefe der Katakomben zu heiliger Feier und ernster Andacht. Und wenn die Heiden auch wohl in Todtenkapellen einzelner Familien ihre Todtenmahle hielten, so feierten die Christen dort unter Gebet zu Gott ihre Agapen oder Liebesmahle, zu denen die an dem frommen Dienst in den Katakomben theilnehmenden Gläubigen ihre Opfergabe, Brod und Wein, selbst mitbrachten. Leider liegen nun aber auch Berichte der Kirchenväter vor, daß dabei in späterer Zeit wohl Ausartungen vorgekommen sind, indem bei diesen Todtenmahlen nicht immer die Mäßigkeit, so wie es nöthig gewesen wäre, beobachtet wurde, ein Mißbrauch, der auch noch in der Christenheit späterer Tage nur zu häufig, namentlich auf dem Lande vielfach noch jetzt vorkommt.

Wir haben schon gehört, daß zum Behufe der gottesdienstlichen Versammlungen besondere, an den Kreuzungspunkten der Gallerien und Straßen in den Katakomben erweiterte Kapellen ausgehauen wurden, die man dann bald auch mit künstlerischem Schmuck versah. Namentlich war es der römische Bischof Callixt, der unter Kaiser Alexander Severus in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts eine unterirdische Begräbnißstätte zum Zweck des Gottesdienstes hat erweitern und ausschmücken lassen. Das ist das unter der Sebastianskirche vor Rom befindliche Cömeterium Callixti, welches auch zuerst den Namen Katakomben erhalten hat und noch jetzt am meisten besucht wird, indem der päpstliche Erlaubnißschein für diesen Theil der Katakomben ausgestellt wird.

Bis zu Kaiser Decius (249—51) blieben die Grabstätten der Christen unangetastet. Aber unter seiner Regierung, als die Gemeinde in Rom schon ungefähr 50,000 Christen zählte, begann die feindselige Störung derselben, und zwar zuerst in Afrika, wo die Cömeterien offen zu Tage lagen. Tertullian erwähnt, daß, während Hilarianus Statthalter in Afrika war, das Volk schrie: „Keine Kirchhöfe mehr", und wüthend scharrte es die Leichen der Christen aus der Erde. Und nun kamen auch in Rom vielfache Ver-

folgungen der Christen in den Katakomben vor. So wird von dem römischen Bischof Stephan I. (253—257) erzählt, daß er, den Händen des Henkers glücklich entronnen, mit seinen Geistlichen in den Katakomben des Callixtus Zuflucht gefunden und längere Zeit dort die Gemeinde um sich versammelt habe. Aus dem Rom über der Erde stiegen die Gläubigen zu ihm hinab, um seine Heilsverkündigung zu hören und mit ihm dem Herrn Loblieder zu singen. Durch das Luminare aber drang der Ton ihres Gesanges nach oben und verrieth den Verfolgern die stille Zufluchtsstätte. So drangen sie eines Tages ein und tödteten den Bischof in Mitten seiner treuen Schaar. Aehnlich so wird vom Bischof Sixtus II. berichtet, daß er auf Befehl des Kaisers Valerian, der im Jahr 257 den Christen den Besuch der Katakomben untersagte, im Jahr 261 in den Katakomben des Prätextatus, während er den Gottesdienst hielt, überfallen und mit vier Diakonen erschlagen worden sei. Manche andere Beispiele noch zeigen, daß die Katakomben, sonst die Zuflucht der Christen, ihre Märtyrerstätten wurden. So soll die heilige Emerentia in einer unterirdischen Kapelle gesteinigt worden sein, und die heilige Candida fand ihren Tod in den Katakomben, indem sie durch eine Lichtöffnung hinabgestürzt wurde. Auch kam es wohl vor, daß die Zugänge zu denselben von den grausamen Heiden mit brennbaren Stoffen zugestopft, diese angezündet und so die darin eingeschlossenen Christen jämmerlich erstickt wurden. Oder es wurden die Christen in den Katakomben verschüttet, welches Schicksal einmal eine ganze Schaar an der Gruft der Märtyrer Chrysanthus und Daria ereilte.

Das erwähnte Verbot Valerians die Katakomben zu besuchen, hob nun zwar Kaiser Gallienus wieder auf, aber es kommen doch nachher auch noch viele Verfolgungen und Ueberfälle der Christen in denselben vor. Das veranlaßte dann Vorsichtsmaßregeln, ein Verbergen der Eingänge und Wegschaffen der hinabführenden großen Freitreppen, welche durch enge Wendeltreppen ersetzt wurden. Man zog nach und nach wieder die unscheinbaren alten Steinbrüche vor, und in den bisherigen Katakomben wurden die Krypten vielfach zerstört, die Zugänge vermauert und die Leiber der Märtyrer verborgen, so daß man sie nachher nicht wieder finden konnte.

Erst seit Constantin wurden die Katakomben wieder freier, schöner, mit breiten Eingängen eingerichtet und mit Lichtschachten zum Erhellen versehen. Die Gottesdienste in den Katakomben nahmen denn auch sehr zu, ohne Zweifel im nahen Zusammenhang mit der stets mehr steigenden Verehrung der Märtyrer. Wie diese kirchliche Benutzung Veranlassung gab, die Katakomben in der Tiefe kapellenartig auszubauen, so auch zur Errichtung von Basiliken über denselben, deren Fundamente dann wohl oft die alten Gräber

zerstörten. Aus diesen überirdischen Kirchen stiegen nun die Gläubigen, während oben die Predigt gehalten wurde, in die Tiefe hinab um unten am Grabe des Märtyrers das heilige Abendmahl zu feiern. Aber auch die Taufe, die Bischofsweihe und ähnliche Handlungen wurden namentlich in den Zeiten der Drangsal in den Katakomben gehalten. Als man dann in späterer Zeit anfing, die Gebeine der Märtyrer, die doch immer zumeist in die Katakomben hinabzogen, in die Kirchen in der Stadt selbst hinauf zu bringen, ließ natürlich das Interesse für die Katakomben nach, und vergeblich versuchte es dann noch dieser oder jener römische Bischof, die Liebe und Theilnahme der Gemeinde dafür wiederzugewinnen. Der kirchliche Gebrauch der Katakomben hörte nach und nach ganz auf, und auch die Theilnahme des Volkes schwand mehr und mehr, als die Katakomben nicht mehr die Grabstätten der geliebten Angehörigen waren, sondern diese in, vor und unter den Kirchen beigesetzt wurden. So konnte es geschehen, daß man selbst über die Lage der Grüfte berühmtester Volksheiligen wie z. B. der Märtyrerin und Nationalheiligen Roms, Cäcilia Metella, die Papst Urban 232 in goldgestickten Gewändern und in einem Sarg von Cedernholz bestattete, Jahrhunderte lang im Irrthum war, den eine Vision des Papstes Paschalis nur vergrößerte, bis de Rossi ihn löste und das Grab der Heiligen nach genauen Studien der alten Schriften fand. Erst in, kurz vor und nach der Zeit der Reformation erwachte ein neues Interesse für die Katakomben bei Einzelnen, und unter Andern der heilige Borromäus, Bischof von Mayland (1538—84), betete nicht nur selbst ganze Nächte in denselben, sondern hielt sogar auch wieder Gottesdienst dort ab. Und von dem heiligen Philippo Neri (1515—95) ist bekannt, daß er einige Jahre hindurch allnächtlich in den Katakomben unter der Sebastianskirche verweilte. Es knüpfte sich in der Zeit auch ein eigenthümlicher Aberglauben an dieselben, daß nämlich Wasser aus den Katakomben-Quellen oder auch schon ein Trunk aus dort aufgefundenen Gefäßen wunderbare Heilungen an Fieberkranken und Besessenen zuwege bringen könne. Dieser Zeit, vielleicht schon dem 15. Jahrhundert, entstammt dann auch die etwas großsprecherische Inschrift an der St. Sebastianskirche, welche also lautet: „Dies ist das Cömeterium des hl. Callist, des berühmten Papstes und Märtyrers; ein Jeglicher, welcher dasselbe voller Reue und Leid und nach abgelegtem Sündenbekenntniß betritt, soll vollkommene Vergebung aller seiner Sünden erlangen durch die ruhmwürdigen Verdienste von 174000 heiligen Märtyrern (!) zugleich mit 46 Päpsten, deren Leiber hier im Frieden begraben sind, welche alle aus großer Trübsal gekommen sind und für den Namen Christi die Todesstrafe erduldet haben, auf daß sie Erben im Hause des Herrn würden."

Erfreulicher ist eine Stimme aus dem Ende des 4. oder An-

fang des 5. Jahrhunderts über die Katakomben. Einer der berühmteſten chriſtlichen Sänger des Alterthums, der im Jahr 348 in Hiſpanien geboren wurde, Prudentius, erſt Advokat, dann kaiſerlicher Statthalter, ſeit ſeinem 57. Lebensjahr aber ganz frommen Uebungen und namentlich der Verherrlichung Chriſti in Hymnen hingegeben, ſah die Katakomben noch in unverletztem Zuſtande. Er beſingt namentlich die berühmte Gruft des Hippolytus in einer für die Verehrung der Märtyrergrüfte überhaupt ſo charakteriſtiſchen Weiſe, daß wir die Mittheilung folgender Stelle uns nicht verſagen können:

Hier in verborgenem Fels ruht ſanft Hippolytus' Leichnam.
Ueber ihm prangt der Altar, Gott dem Allmächt'gen geweiht.
Spender des himmliſchen Mahls iſt ſein Tiſch, doch hütet zugleich er
Seines Märtyrers Leib unter dem Marmor getreu.
Heiliges wahrt er im Grab zur Hoffnung des ewigen Richters;
Heilige Speiſe er auch reichet der gläubigen Stadt.
Betend die Herzen erglüh'n, und, o Wunder! dem flehenden Hoffen
Fließet der Friede ſchon zu, Hülfe und Heil vom Altar.
Oft wenn die Seele, der Leib mir erkrankt, wenn geſchlagen am Leibe
Hier an der Stätte ich bat. Rettung und Segen mir ward,
Kehrt' ich fröhlich zurück, dir zu künden was dort ich erfahren,
Würdiger Prieſter! und darf jetzt ich beglückt dich umfahn,
Hippolyt ſei es gedankt; ich bezeug es, gar mächtig in Chriſto,
Wie es ihm dieſer verlieh'n, ſchenkt er den Bitten Gewähr.
Eine Trophäe des Sieg's, den die Seele, die edle, errungen,
Birgt die Kapelle den Leib; herrlich in Silber ſie ſtrahlt;
Steinerne Tafeln, ſo glatt wie die Fluth und wie Spiegel ſo glänzend,
Fügen den Wänden ſich ein, Opfer von ſpendender Hand.
Säulen von Marmor, ſo weiß wie aus pariſchem Bruche gehoben,
Prangend in ſilbernem Schmuck, führen in's Innere dich ein.
Früh vom Grauen des Tag's, den Verherrlichten fromm zu begrüßen,
Bis zur ſinkenden Nacht wallet das betende Volk.
Latium dränget ſich dort mit den Völkern, nahen und fernen,
Alle die Stämme vereint gläubiger Liebe Verband.
Andacht entflammet ſich hier, auf das Grabmal drücken ſie Küſſe,
Balſam gießen ſie aus, netzen mit Thränen den Ort.
Kehrt im Jahre darauf, wenn die Monde vollendet den Kreislauf,
Wieder der feſtliche Tag himmliſcher ew'ger Geburt,
Wahrlich, du ahneſt es nicht, wie viel Schaaren dann eifrigen Sinnes
Hin zu dem Heiligen zieh'n, Gott ſich geloben und weih'n!

---

Wir haben nun noch unſere Aufmerkſamkeit zu richten auf die Ausſchmückung der einzelnen Gräber mit Bildwerk und Inſchrift. Während der Bilderſchmuck ein doppeltes Intereſſe bietet, das artiſtiſche und das religiöſe, iſt es bei den Inſchriften hauptſächlich das religiöſe und gemüthliche, das uns anzieht.

Was die bildlichen Darſtellungen in den Katakomben betrifft, ſo ſind ſie theils eingehauen auf die Särge, theils als Fresco auf

die Decken und Wände gemalt. Die Sculpturen sind großentheils roh, einige aber auch sehr schön gehalten, namentlich die an den Sarkophagen. Die Gemälde deuten meist ihren Gegenstand nur unvollkommen an, aber auch unter ihnen sind einige schön und reich ausgeführt. Sie sind an den Wänden und Gewölben der Katakomben auf einem Gyps- oder Kalküberzug mit dauerhaften Wasserfarben angebracht. Nur der kleinere Theil ist jetzt noch sichtbar, aber viele sind in älteren Abbildungen von Bosio, Aringhi, Boldetti, Bottari, Marchi und Perret erhalten. Diese ersten und ältesten Reste christlicher Kunst sind von der umfassendsten Bedeutung und Wichtigkeit, namentlich auch für die christliche Symbolik. Wir werden uns hier nur mit der Darlegung einiger Hauptzüge begnügen müssen, ohne den wichtigen Gegenstand irgendwie erschöpfen zu können.

Die Gedanken, die die alten Christen am Grabe der Ihrigen erfüllten, sind ja im Wesentlichen dieselben, die uns noch heute unter ähnlichen Umständen nahe liegen. Aber es tritt uns sofort der Unterschied entgegen, daß den Christen in der alten Zeit, so lange sie noch verfolgt und von den Menschen in der Welt gehaßt wurden, das Grab viel mehr als eine liebe willkommene Friedensstätte erschien, an der sie sich gern versammelten. Da ist es denn vor Allem die stille Verehrung Dessen, der den Tod überwunden und das neue Leben errungen hat, welche an den Gräbern seiner Jünger zur Geltung kommen muß. Das Monogramm Christi, die Anfangsbuchstaben des griechischen Namens Christos, XP (Ch R) in einander verschlungen, ist der einfachste, wenn auch nicht älteste, so doch, nachdem es 250 zuerst aufgekommen, seit 312 der beliebteste und häufigste Schmuck der Grabsteine, die die Oeffnungen der Grabnischen schlossen; dabei dann Name, Alter und Geschlecht des Verstorbenen. Das X findet sich auch grade gestellt, so daß es die Gestalt eines Kreuzes bekommt (+), an dem oben noch das P angesetzt ist. Weiter findet sich als Bezeichnung Christi das *A* und *Ω*, Alpha und Omega, der erste und letzte Buchstabe des griechischen Alphabets, weil Christus in der Offenbarung Johannis so bezeichnet wird: Du bist das A und das O, der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte. Dann ist der Palmzweig als Zeichen des Sieges, den der Verstorbene in Christo errungen hat, auch ein der Offenbarung Johannis (7, 9) entnommenes Symbol, indem da die Schaar der Auserwählten an dem Stuhl des Lammes geschildert wird als angethan mit weißen Kleidern und Palmen in den Händen. Den Reliquiensuchern in Rom gilt, nicht immer mit Grund, der Palmzweig auf einem Grabstein, der freilich unzählige Male vorkommt, schon als Beweis, daß es das Grab eines siegreichen Märtyrers sei, was nachher auch wohl noch durch ein eingekratztes M bezeichnet wurde.

Diese erste, einfachste, bibelgemäße Bildersprache wird dann weiter vermehrt durch die Taube, als das Sinnbild der Unschuld: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben", spricht ja der Herr zu seinen Jüngern (Matthäi 10, 16), und die in den Katakomben dabei stehende Inschrift redet dann oft, namentlich bei Kindern, von der unschuldigen Seele. Außer der Taube kamen auch wohl andere Vögel vor, z. B. auffliegende, die dann die der Welt entfliehende und zum Himmel emporeilende Seele darstellen sollen, oder auch Pfauen, deren Fleisch für unverweslich galt, daher sie nach Augustins Deutung das Symbol der Unsterblichkeit sind. An einer Grabkammer der Krypta der Lucina sind zwei Vögel, in einem Blumengefilde sitzend, dargestellt, was das selige Leben der Seelen der Gläubigen im Paradiese bezeichnen soll. Auch der aus der Asche wieder erstehende Vogel Phönix muß als Symbol der Unsterblichkeit gelten. Häufig erscheint auch die Taube mit dem Oelzweig. Dieselbe erinnert dann in solcher Gestalt an die Taube nach der Sündfluth, die dem Noah zeigte, daß das Gewässer auf der Erde gesunken sei, und soll auf den Gräbern bedeuten, daß die Abgeschiedenen nach ihrer Umherfahrt auf den Fluthen dieser Welt glücklich in den Hafen des ewigen Lebens eingelaufen sind und den ewigen Frieden gefunden haben, der so oft auch durch die Grabschrift „in Frieden" bezeichnet wird. Der Oelzweig, oder auch wohl ein ganzer Oelbaum, kommt dann auch für sich selbstständig als Symbol dieses Friedens vor, wie das Schiff nicht immer die Arche Noah zu sein braucht, sondern oft auch als Sinnbild der Kirche gilt, wobei denn wohl der Mast mit dem Kreuz verglichen wird.

Sehr häufig kommt nun ferner das Lamm vor, oder auch viele Lämmer, und zwar in verschiedener Bedeutung. Die vielen Lämmer oder Schaafe, namentlich wenn sie bei dem guten Hirten sind, bezeichnen die Heerde Christi nach Johannis 10 und Jesaias 40, 11, wo verheißen ist, daß der Herr seine Heerde weiden wird wie ein Hirte, die Lämmer in seine Arme sammeln und in seinem Busen tragen und die Schaafmütter führen. Oft ist der gute Hirte dargestellt mit der Hirtenflöte, die Schaafe anlockend, oder auch wohl sie liebkosend. Trägt er eines auf der Schulter, wie z. B. namentlich auf einem Wandgemälde in einem altchristlichen Cömeterium bei Rom, so ist dies das verlorene Schaaf aus dem Gleichniß, welches der gute Hirt heimholt mit Freuden. So wird ja dann der Herr auch gedacht, die erlösten abgeschiedenen Seelen selig in die himmlische Heimath tragend, um sie auf den grünen Auen des Himmels zu weiden.

Das Lamm allein, zuweilen auf einem erhöhten Altar liegend, später auch mit dem Kreuze, stellt nun Christum selbst dar als das

Lamm Gottes, welches der Welt Sünden trägt, wie ja denn Christus auch I Petri 1, 19 bezeichnet wird als das unschuldige und unbefleckte Lamm.

Ein anderes, ganz besonders beliebtes Symbol für Christus ist dann aber in alter Zeit der Fisch. Er findet sich vor und im Zeitalter Constantins sehr häufig in den Katakomben, von der Mitte des 4. Jhrhdts. an aber nicht mehr. Wenn er zunächst daran erinnert, daß Christus seine Jünger zu Menschenfischern machen will und auch wohl mit dem apokryphischen Tobias in Verbindung gebracht wird, welcher auf die Weisung des Engels einen Fisch fing und diesen zur Heilung von Blindheit und als Zaubermittel gegen den Teufel gebrauchte, so ist doch die Hauptsache die, daß die fünf Buchstaben des griechischen Wortes für Fisch: J Ch Th Y S die Anfangsbuchstaben der Worte Jesus Christus Theou Yos Soter (Jesus Christus Gottes Sohn Erlöser) sind. Das hat den Fisch zu einem Symbol für Christus gemacht und zeigt zugleich den festen Glauben der alten Kirche an die Gottessohnschaft Christi. So beginnen denn auch die Verse einer alten, auf den Messias gedeuteten sibilliniſchen Weissagung mit den Buchstaben des Wortes Ichthys. Der Fisch trägt nun auch wohl ein Schiff auf dem Rücken, also Christus die Kirche. Auf einer sehr alten Grabnische im Cömeterium der Lucina findet sich der Fisch zwei Mal, einen Korb auf dem Rücken tragend mit 5 oder 6 Broden, in welchem ein Glas mit Wein abgebildet ist. Darin ist wohl eine Darstellung der lebendigen Gegenwart Christi beim Abendmahl zu erkennen, und man erinnert dabei an ein Wort des Hieronymus in einem Briefe an Rustikus: „Niemand ist reicher, als wer den Leib des Herrn in einem Weidenkorbe und sein Blut in einem Glase trägt". Der Fisch kann aber auch für sich schon als Hinweisung auf das Abendmahl gelten, weil nach Johannis 21 von dem auferstandenen Heiland seinen Jüngern am See Tiberias zum Frühmahl nebst Brod auch Fische bereitet waren. Eine höchst interessante, 1839 zu Autun aufgefundene, uralte griechische Grabschrift, welche die dortige Gemeinde ihrem Mitgliede Pektorius setzen ließ, erinnert an das Abendmahl im Zusammenhang mit dem Ichthys, indem sie mit einer Anrede an die Gemeinde als Christi (des Ichthys) Geschlecht beginnt und auf die vom Erlöser ausgehende Speise verweist. Diese Inschrift, welche wir gleich hier mittheilen wollen, lautet:

Ichthys, des himmlischen, göttlich Geschlecht unsterblich hienieden,
Weihevollen Gemüths mußt du von anderem Quell
Göttlichen Wassers dir schöpfen. Du mußt, Freund, laben die Seele
Dir von dem ewigen Born strömender Weisheit des Herrn,
Von dem Erlöser der Frommen empfangen die süßeste Speise,
Speis' und Trank, Ichthys' tröstendes Bild in der Hand.
Blut vergieße die Erde, ich flehe dich Herr und Erlöser;

Du bringst Ruhe ja selber, du Licht den Todten im Grabe.
O du Erlösungsmeister, du Labsal meines Gemüthes,
Sind dir genehm Mitzeugen, so sei auch gnädig den Meinen
Und gedenke der Seel' unseres Pektorius!

Wie hier so kommt auch sonst wohl der Fisch nicht bloß als Symbol im Bild, sondern auch im Worte bei Grabschriften vor, z. B. Ichthys n(ika), soll heißen: der Fisch, also Christus siegt. Oder Ichthys Zonton, Fisch der Lebendigen.

Der Fisch kommt nun auch in Verbindung mit einem andern sehr beliebten Symbol, dem Anker vor, an den er sich anschmiegt. Der Anker findet sich aber auch sehr oft allein als Sinnbild der christlichen Hoffnung, die, wie der Anker in den verborgenen Grund des Meeres eingreifend das Schiff festhält, so die Gläubigen und das Schiff der Kirche mitten unter den Stürmen der Welt, der Noth und des Todes durch die Zuversicht auf die unsichtbare Welt aufrecht erhält, stützt und schützt.

Wenn dann ferner der Weinstock in den bildlichen Darstellungen als Symbol für Christus vorkommt, so ist das ja nach der Rede des Herrn Johannis 15: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben", sehr natürlich. Höchst eigenthümlich aber ist ein Symbol, welches sich auch einige Male in den Katakomben findet, nämlich der Melk-Eimer. Er zeigt sich in der Krypta der Lucina in Rom auf einer altarähnlichen Erhöhung zwischen einem Lamm und einem Widder, sonst auch wohl auf dem Rücken eines Lammes, oder er befindet sich auch in der Hand des guten Hirten, wie auf einem Deckengemälde in den Katakomben, dessen vier Ecken mit Vögeln geschmückt waren. Dieser Melk-Eimer wird katholischer Seits auf die nährende Milch für die Gläubigen, die Eucharistie gedeutet. Es liegt aber wohl näher, ihn auf die lautere Milch des Evangeliums zu beziehen und dabei zu denken an die Worte Pauli an die Corinther (I. 3, 2), daß er mit ihnen noch wie mit jungen Kindern in Christo geredet und ihnen Milch zu trinken gegeben habe und nicht starke Speise, da sie diese noch nicht fassen konnten. So ist auch Hebräer 5, 13 von Einem die Rede, dem man noch Milch geben muß, denn er ist ein junges Kind und unerfahren in dem Worte der Gerechtigkeit. Und Petrus ermahnt (I. 2, 2): „Seid begierig nach der vernünftigen lautern Milch als die jetzt gebornen Kindlein."

Leichter verständlich ist das Symbol des Kranzes, welches die himmlische Ehrenkrone für die Märtyrer darstellen soll.

Die erwähnten Symbole, namentlich das Monogramm Christi, die Taube, das Schiff, der Fisch, der Anker, finden sich nun nicht bloß auf Grabnischen, Grabsteinen, Särgen und Wänden der Katakomben, sondern auch wohl auf Ringen die den Todten in das Grab mit-

gegeben wurden, oder ähnlichen Schmuckſachen; auch auf Lampen, die ſich in den Gräbern fanden. Dieſe waren auch wohl mit dem ſiebenarmigen Leuchter geziert*)

Weiterhin finden ſich auf den Steinſärgen wie in den Wandgemälden der Katakomben in der altchriſtlichen Zeit hiſtoriſche Darſtellungen zur Vergegenwärtigung vornehmſter bibliſcher Grundgedanken. Die Sünde, die den Tod gebracht hat, wird dargeſtellt durch den Sündenfall des erſten Menſchen im Paradieſe; das Geſetz, welches des Todes ſchuldig erklärt, durch die Geſetzgebung auf Sinai; auch findet ſich oft Moſes am Felſen, der Waſſer gibt. Die Erlöſung, die dem Tode die Macht genommen hat, ſtellen Bilder aus des Erlöſers öffentlichem Leben dar; ſelten ſeine Geburt und die Anbetung der Weiſen aus dem Morgenland; häufiger Chriſtus als Lehrer, mit einer Schriftrolle in der Hand, umgeben von den Apoſteln. Er ſteht einmal auf einem Berge, von dem vier Quellen ausfließen; damit ſind die vier Flüſſe des Paradieſes gemeint, als Sinnbild der vier Evangelien, die von Chriſto aus nach allen vier Weltgegenden hinlaufen. Oft kommen auch Chriſti Wunder vor: die Verwandlung des Waſſers in Wein bei der Hochzeit zu Cana; die Speiſung der 5000 Mann mit 5 Broden und 2 Fiſchen; der Gichtbrüchige, der ſein Bett trägt; ein Kranker, den Chriſtus mit dem Stabe berührt; die Heilung von Lahmen und und Blinden; die Erweckung von Todten. Zuletzt auch der Anfang des Leidens Chriſti: der Einzug in Jeruſalem; ſeine Gefangennehmung; Petri Verläugnung und Chriſti Hinführung vor Pilatus und Geißelung. Chriſti Tod am Kreuze, ſpäter die beliebteſte Darſtellung in den Kirchen, findet ſich in den Katakomben noch nicht. Selbſt der katholiſche Benediktiner Wolter, der Verſchiedenes über die Katakomben geſchrieben hat, mit der Abſicht der Verherrlichung ſeiner Kirche, muß bekennen: „Wir ſuchen allerdings in den Katakomben vergeblich nach der unverhüllten Darſtellung des Opfertodes auf Golgatha.“ Er erklärt das ſeinerſeits dann ſo: „Sie würde gradezu den altchriſtlichen Arkangeſetzen widerſprochen und das Geheimniß der Profanation der Heiden ausgeſetzt haben.“

Auch Chriſti Auferſtehung, ein für Katakomben nach unſerer Auffaſſung gerade ſo paſſender Gegenſtand, findet ſich noch nicht. Vielleicht hat eine gewiſſe Scheu vor dieſen heiligſten Geheimniſſen der Erlöſung, Chriſti Tod und Auferſtehung, die Chriſten damals

*) Es wurden den Todten auch wohl Waffen oder Handwerksgeräthe, womit ſie gearbeitet hatten, in das Grab gelegt, ferner den Kindern Spielzeug, wie Gliederpuppen von Elfenbein, Glöckchen, kleine Spiegel, auch wohl Sparbüchſen. Selten fand man Münzen in Chriſtengräbern, in alter Zeit wohl wegen ihrer Bezeichnung mit dem Bilde der heidniſchen Kaiſer.

bestimmt, dieselben dem Volke nur in ihren alttestamentlichen Vorbildern vorzustellen: den Tod Christi durch die Scene, wie Abraham bereit ist seinen Sohn hinzuopfern, an dessen Statt aber zuletzt ein Widder zum Opfer eintritt, und die Auferstehung in Verbindung mit dem Tode durch die Geschichte von Jonas, der von dem großen Fisch verschlungen und wieder ausgespieen wird, welche Geschichte Christus ja selbst (Matthäi 12, 40) auf seinen Tod, sein Begräbniß und seine Auferstehung bezieht. Auch die Himmelfahrt Christi wird nur durch ihr alttestamentliches Vorbild, die Himmelfahrt des Elias dargestellt. Mit der symbolischen Vorführung von Christi Auferstehung hängt zusammen die Darstellung der Auferweckung der Gläubigen durch die Auferweckung des Lazarus oder auch durch Jonas, der aus dem Leibe des großen Fisches zurück kommt.

Die Geduld und Errettung der Gläubigen in Leiden wird durch Hiob, durch Daniel in der Löwengrube, durch die drei Männer im Feuerofen dargestellt. Dies ist um so passender als ja Scheiterhaufen und wilde Thiere so häufig die den Christen auferlegte Art des Märtyrerthums waren. Auch kommt auf einem Grabstein ein Gefäß mit Flammen vor, welches doch wohl auf das Märtyrerthum, wahrscheinlich den Feuertod, zu beziehen ist. David die Schleuder schwingend gegen Goliath stellt der Christen Sieg über ihre Feinde dar.

Wie nun die Darstellung Christi selbst in den Katakomben noch sehr zurücktritt, so findet sich von einer porträtähnlichen Auffassung des Erlösers vollends keine Spur. Und wie der Gekreuzigte vermieden wird, so auch das Kreuz, welches eigentlich nur ein einziges Mal auf einer alten Grabplatte in den Callistus-Katakomben vorkommt unter den Worten „Rufina Eirene" (Friede) stehend. Und wie die Geburt Christi in den Katakomben nicht dargestellt ist, so findet sich auch noch kein Ansatz zu einer Verherrlichung der Jungfrau Maria. Denn die in der Krypta der Lucina, dem ältesten Theil der Katakomben des Callist, vor dem guten Hirten dargestellte weibliche Gestalt kann nicht die Jungfrau Maria sein sollen, sondern ist wohl entweder eine Darstellung der Gemeinde als Braut Christi, oder etwa auch einfach das Bild einer Verstorbenen. Daß bei diesem und manchem andern Bilde die katholische Deutung eine andere ist, kann uns nicht verwundern. Und wenn denn auch die Verehrung der Märtyrer an ihren Gräbern schon frühe gebräuchlich war, so sind doch die Bilder von Märtyrern und Bischöfen in den Katakomben, z. B. von Bischof Cornelius, von Cyprianus und Sixtus, erst aus späterer Zeit. So ist also der älteste christliche Bilderkreis in den Katakomben gar sehr verschieden von dem der spätern katholischen Kirche.

Anderseits könnte es es auffallend erscheinen, daß trotz dem in den Zeiten der Verfolgung so entschiedenen Gegensatz des Christen-

thums gegen das Heidenthum, ſich doch Chriſtengräber mit heidniſchen Darſtellungen und den Buchſtaben D. M. (diis manibus, den unterirdiſchen Göttern) in den Katakomben finden. Das hatte wohl ſeinen Grund zum Theil darin, daß man früher gebrauchte Sarkophage oder Grabſteine mit ſolchem Bildwerk wieder zum Begräbniß eines Chriſten benutzte. Anſtößige oder unpaſſende Bilder aus dem Heidenthum wurden aber doch vermieden, nur auf einem chriſtlichen Sarg findet ſich eine Bachusfeier dargeſtellt, aber die ſo bezeichnete Seite deſſelben wurde dann in der Grabniſche der Wand zugekehrt und auf die ſichtbare Seite wurde Irene, Friede, wohl auch als Name der Todten geſchrieben. Andere Darſtellungen aus der heidniſchen Mythologie, die eine chriſtlich allegoriſche Deutung zulaſſen, finden ſich häufiger auf chriſtlichen Grabſteinen. So namentlich findet ſich Orpheus mit der Leier, wie er Thiere, Bäume u. ſ. w. durch ſeinen Geſang zu ſich lockt, in dem Deckengemälde einer Kapelle in der Callixtusgruft, aber auch ſonſt oft. Er iſt wohl auf Chriſti Gewalt über die Natur und die Menſchen gedeutet worden. Dann Ulyſſes an den Maſt des Schiffes gebunden zur Sicherung wider die Verlockungen der Sirenen; er ſoll wohl den Widerſtand gegen die Verlockungen der Sünde darſtellen. Der Maſt des Schiffes, welches wieder die Kirche ſein kann, ſoll nach Einigen zugleich das Kreuz bezeichnen. Dieſes will man auch in dem zwiſchen Seeungeheuern dargeſtellten Dreizack angedeutet finden. Wenn dann Theſeus mit dem Minotaurus abgebildet iſt, ſo wird das als Gegenſtück zu David und Goliath betrachtet. Ferner erſcheint der Jordan als Flußgott u. ſ. w. So ſieht man alſo, wie hier chriſtliche und heidniſche Anſchauung und Erinnerung in einander überſpielten. Auch in ihrer Technik und Anordnung erinnern die Katakombenbilder an die heidniſche Malerei, wie ſie ſich in Herculanum und Pompeji noch ſo ſchön erhalten hat. Lichte Farbe, edle Gewandung und Haltung, einfache Form, freundliche Arabesken, Ranken mit Blumen, Fruchtſtücke, Delphine, Genien und geflügelte Roſſe, ſelbſt Viktorien und Triumphwagen finden ſich, auch wohl Genien, die Weinleſe oder Ernte halten. Die Darſtellung macht ſo oft einen ganz heitern Eindruck, ja die älteſten Bilder in den Katakomben tragen großentheils einen freundlichen Charakter. Es erſcheint der Schmerz des Todes vollſtändig zur fröhlichen Hoffnung des ewigen Lebens verklärt, und die älteſte chriſtliche Kunſt, wie ſie bis zum 6. Jahrhundert in den Katakomben blühte, iſt durchaus dem freudigen Helden- und Jugendalter der Kirche angemeſſen. Die ſpätern Malereien in den Katakomben, die bis in's 11. Jahrhundert hinabreichen, werden mehr und mehr Marterbilder und ſind mehr dogmatiſirend.

Denſelben friedlichen, freundlichen und erhebenden Charakter, wie die bildlichen Darſtellungen, tragen nun in hervorragendem Maaße auch die Inſchriften in den Katakomben, die theils an den Wänden, theils auf den die Grabniſchen ſchließenden Steinplatten und Ziegeln, theils auf den Sarkophagen eingehauen oder auch nur auf die Kalkbekleidung mit rother oder ſchwarzer Farbe aufgetragen waren. Der ſchon oben erwähnte chriſtliche Dichter aus dem Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrhunderts, Prudentius, ſagt in ſeinem Gedicht von den Siegeskränzen über die Inſchriften in den Katakomben alſo:

Meiſt wohl nennet ein Grab durch deutliche Zeichen den Namen
Dir eines Märtyrers bald, bald einen ſinnigen Spruch;
Aber es ſchließt auch oft die verſchwiegenen Gräber ein ſtummer
Marmor, welcher allein zeugt der Begrabenen Zahl.
Zwar iſt zu wiſſen vergönnt, wie viele der Leiber gehäuft ſind
Eng auf einander, jedoch Namen erfährest du nicht.
Wohl noch erinnr' ich mich heut, daß ich ſah, wie ein einziges Grabmal
Sechszig Todte zugleich ſchützend dort unten bedeckt,
Deren Namen allein nur Chriſto dem Meiſter bekannt ſind,
Ihm, der ſie alle zugleich treu zu den Seinen gezählt.

Und in dem Cömeterium St. Sebaſtians findet ſich von Papſt Damaſus (366—384) folgende Inſchrift:

Leſer, wer immer du biſt, verehre das heilige Grabmal,
Ob auch nicht Namen noch Zahl die Zeit, die flücht'ge, bewahret,
Damaſus, wiſſet, der Papſt, hat die Gruft, die heil'ge gezieret.
Weil ihm die Hirten zurück in Reue Chriſtus geführet,
Löſet den Märtyrern er ſein heiliges frommes Gelübde.

Von demſelben, um die Katakomben ſo verdienten Papſte hat de Roſſi im Cömeterium des Calliſtus in 112 Marmorfragmenten eine Gedenktafel entdeckt und wieder zuſammengeſetzt, deren Inſchrift alſo beginnt:

Hier ſchläft friedlich geſellt, wenn du fragſt, die Menge der Frommen.
Leiber der Heiligen birgt die Gräberſtadt, werth der Verehrung,
Deren erhabene Seel' die himmliſche Königsburg aufnahm,
Sixtus Genoſſen hier ruhen, mit Siegestrophäen bereichert,
Hier der Edelen Schaar, die hütete Chriſti Altäre.

Indem wir nun zu den Inſchriften an und auf den einzelnen Gräbern in den Katakomben übergehen, ziehen vorab die ſogenannten Graffite unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Das ſind mit einem Meſſer eingeritzte oder mit einem Griffel oder mit Kreide auf die Wände oder Deckplatten der Gräber eingeſchriebene Namen, Wünſche, Gebete, die von Beſuchern der Katakomben zu verſchiedenen Zeiten, namentlich viele aus dem 5. und 6. Jahrhundert, herrühren, und wodurch dieſe ſich dem dort begrabenen betreffenden Märtyrer oder Biſchof und ſeiner Fürbitte empfehlen oder ihn ehren und verherr-

lichen wollen. Besonders zahlreich sind diese Einkritzelungen in der merkwürdigen Gruft der römischen Bischöfe des dritten Jahrhunderts, die de Rossi, nach vorhergegangener, auf die sorgfältigsten Studien begründeter genauer Fixirung ihrer muthmaßlichen Lage, 1854 wirklich glücklich entdeckte. Da heißt es z. B. bei einer Menge von Namen christlicher Verehrer der Todten: Gedenket des Eleghius, des Dionisius u. s. w., oder: Heiliger Sixtus gedenke in deinem Gebete des u. s. w. Oder es finden sich bestimmte Gegenstände erwähnt, für die die Fürbitte des Heiligen nachgesucht wird, wie z. B.: Bittet, daß Verecundus mit den Seinen eine gute Seereise habe; oder: Erflehet meinem Vater und meinem Bruder die ewige Ruhe, daß sie leben mit dem Allmächtigen. Ein frommer Besucher der Gräber verewigte an verschiedenen Stellen in den Katakomben, die er betrat, eine gewisse Sofronia, der er wünscht, daß sie leben möge in Gott.

Wenn wir hier in diesen, nachträglich an die Wände der Katakomben und auf die Grabsteine eingeschriebenen Graffiten aus den spätern Jahrhunderten schon mehr das Vertrauen auf die Todten gesetzt finden, so machen die aus früheren Jahrhunderten herrührenden eigentlichen Grabschriften in den Katakomben einen durch ihr kindliches Gottvertrauen, ihre originelle Einfachheit und ihr inniges Glaubensleben um so ergreifenderen, erbaulichen und vielfach rührenden Eindruck. Was zunächst ihr Alter betrifft, so gehören nach de Rossi diejenigen Grabschriften, die keine Zeitangabe haben, großentheils in die drei ersten Jahrhunderte; die allerältesten haben auch keine Bestimmung des Lebensalters des Verstorbenen; die mit einem, meist nach dem Consulat bestimmten Datum aber stammen aus der Zeit nach Kaiser Constantin. Diese letzteren Inschriften haben gewöhnlich auch das erwähnte Monogramm Christi, meist schlecht geschriebene lateinische Buchstaben und umständliche Angabe des Namens, Datums u. dgl. mehr. Die sehr häufig vorkommenden Inschriften mit dem Symbol des Fisches gehören in das Zeitalter Constantins, sind aber zum Theil auch älter. Oft ist dem Namen des Verstorbenen auch eines der andern einfachen Symbole, deren wir früher Erwähnung thaten, zugefügt. Wenn, wie das vielfach geschieht, außer Geburts-, Todesjahr und Alter, auch der Stand des Verstorbenen beigefügt ist, so kann sich daran ein besonderes Interesse knüpfen, wie z. B. aus den Gräbern von Dienern der Kirche zu ersehen ist, daß wenigstens seit dem Schluß des ersten Jahrhunderts die Aemter: Bischof, Presbyter, Diakon oder Minister unterschieden werden. Seit dem Ende des zweiten kamen dazu die Aemter: Lector, Exorcist und Fossor (Todtengräber), zu Anfang des 4. dann auch Subdiakone, Akoluthen oder bischöfliche Diener, Ostiarii oder Thürhüter.

Was die Namen auf den Grabsteinen betrifft, so haben sie nur zum Theil ein besonderes christliches Interesse, weil sie großentheils noch die altheidnischen sind, indem es früher nicht Sitte war, bei der Taufe einen neuen Namen zu geben. Dennoch interessiren uns besonders Namen wie Renovatus, Erneuerter, Anastasia, Auferstandene, Irene, Friede, Fructuosus, Fruchtbringender, Sabbatia, Festtägliche, Diodorus, Gottesgabe, Adeodatus, von Gott gegebener. Wenn die letzten beiden Namen auch aus dem Heidenthum herübergenommen sein können, so haben sie doch offenbar im Munde und auf Gräbern der Christen eine andere neue Bedeutung gewonnen.

Am häufigsten findet sich nun namentlich in der ältesten Zeit bei dem Namen des Entschlafenen einfach das Wort in Frieden, in pace, oder auf griechisch en Eirene; z. B. Faustinus in Frieden, Viktoria in Frieden u. s. w. Auch wohl: schläft in Frieden; z. B. Hier schläft Artemidora in Frieden. Oder auch wohl: im Frieden der Kirche, oder: entschlafen im Frieden der Kirche. Oder: Hier ruht im Schlafe des Friedens Renovatus. Bei dem Unfrieden, der Angst und Verfolgung, die die ersten Christen in der Welt auszustehen hatten, macht es einen überaus wohlthuenden Eindruck zu sehen, wie sie sich dieses Friedens Gottes und ihres Friedefürsten Christi, den die Welt nicht geben und nicht nehmen kann, an den Gräbern ihrer Entschlafenen für sie und sich so still getrösten.

Eine andere einfache und sehr beliebte Grabschrift ist dann die: Er ruht wohl, oder auch: Er schläft, und dann besonders die: vivit, er lebt, oder: Lebe ewig. Dieses wird auch oft als Wunsch gefaßt und dabei ausdrücklich auf den Namen Gottes oder Christi verwiesen, z. B.: Lebe im Namen Christi; oder: Regina mögest du leben im Herrn Jesus, Dädalia lebe in Christo; oder: Die Seele ruht in Frieden im Namen Christi. Weiter: Lebe in Frieden in Christus dem Gott. Dann: Mögest du leben in Gott und Christus, oder: Mögest du leben in Gott, oder: Hermoniscus, Licht, du lebest in Gott dem Herrn Christus. Das ewige Licht leuchte dir. Gott erquicke dich in Christo. Hie und da wird dann auch wohl der Name eines Heiligen, z. B. Petrus genannt, und auf dessen Fürbitte Bezug genommen, oder überhaupt gesagt: Mögest du leben mit den Heiligen z. B. Vernacula, dein Geist mit den Heiligen! Fructuosus, deine Seele ist mit den Gerechten. Der Wunsch wird dann auch wohl etwas näher bestimmt: Mögest du eingegangen sein in Christus; oder: Mögest du des Lebens theilhaftig sein mit deinen Brüdern. Oder es wird ein Gebet für die Seligkeit des Gestorbenen z. B.: Gott, der Du zur Rechten des Vaters sitzest, stelle an den Ort deiner Heiligen die Seele des Nektarius.

In gar vielfältiger Weise wird dann die freudige Hoffnung über das Grab hinaus ausgedrückt. Oft ist es das bloße Wort:

Hoffnung! welches bei dem Namen steht, oder: Meine Hoffnung in Christo, oder: Meine Hoffnung ruht in Christo dem gekreuzigten Heilande, oder: Süßer Longinus lebe in der Hoffnung auf Christus den Gekreuzigten. Oft wird dann auch bestimmt Bezug genommen auf die jenseitige Welt, z. B.: Alexander ist nicht todt, sondern er lebt über den Gestirnen; nach einem gar kurzen Leben strahlt er nun im Himmel. Sein Geist ward aufgenommen in das Licht des Herrn. Du lebest in der Herrlichkeit Gottes, im Frieden unsers Herrn Christus. Oder: Der wohlverdienten Soxonia. Sie ruht in Frieden im ewigen Hause Gottes. Auf Grund dieser sichern Hoffnung wird dann auch oft dem Todten in direkter Anrede Muth eingesprochen, z. B.: Sei gutes Muthes. Sei getrost. Vertraue! Und wie ergreifend und doch so schön und einfach ist der Trostspruch: Sei nicht traurig, mein Kind, nicht ewig ist der Tod. Eben so schön und getrost ist eine Inschrift aus der Gruft der Priscilla in Rom, die also lautet:

Nicht verließest das liebliche Licht du, Maritima Semne;
Trugst ja in dir das Unsterbliche Alles in jeglicher Weise,
Dein Gott fürchtender Sinn leitet dich immer empor.

Der Sieg Christi aber über Tod und Hölle wird in folgendem Gebet auf einem Grab zu Ipsambul in Nubien gefeiert: O Gott, der Geister und alles Fleisches, der du dem Tode die Macht genommen und die Hölle niedergetreten und Leben aller Welt gespendet hast: laß ruhen die Seele deines Knechtes im Schooß Abrahams, Isaaks und Jakobs. — Wie ächt biblisch in Gedanke und Ausdruck sind doch alle diese Grabschriften! Sie zeigen uns die ersten Christen fest auf dem Glaubensgrund der heiligen Schrift stehend und getrost in die jenseitige Welt hinüberschauend. Ebenso schön tritt uns aber auch das rein menschliche Element darin entgegen.

Besonders reich sind die Grabschriften in den Katakomben an rührenden und ergreifenden Zügen der Familienliebe, wobei wir nicht vergessen wollen, daß Familiengrüfte, deren es in den Katakomben ja viele gibt, häufig eine ihre Bestimmung andeutende gemeinsame Aufschrift haben, die zuweilen, im Gegensatz zu etwaigen noch heidnischen Familiengliedern, die Gruft nur für die christlichen bestimmt. So heißt es in der Gruft der Domitilla: M. Antonius Restitutus machte diese Gruft für sich und diejenigen Glieder seiner Familie, welche an den Herrn glauben. Oder: Valerius Merkurius für sich und die Nachkommen, welche meiner Religion angehören. Was dann die Einzelaufschriften betrifft, die von Familienliebe zeugen, so reden wir zunächst von der Gattenliebe, die oft noch im Tode verherrlicht wird. Einfach und schön sagt ein Grabstein, der jetzt im vatikanischen Museum zu Rom steht: Ich Eutychis habe

der Soteria, der guten Lebensgefährtin, (das Grabmal) errichtet; sie lebt in Gott. Oder auf einem Grabstein zu Polenza: Hier ruht in Frieden Simplex, genannt Livinia, welche lebte in der unvergleichlichen Liebe des Paulus Justus 13 Jahre; weder Tag noch Nacht hat sie (mit einander) erzürnt gesehen; sie ist gestorben ungefähr 30 Jahre alt am 15. Juli 528. Oder es wird gesagt von dem oder der Verstorbenen: Sie oder er lebte mit mir in heiliger Ehe voll heiliger Zucht und Liebe; in wundersamer Keuschheit, Unschuld, Weisheit und Treue. Die Keuschheit wird auch in folgender Inschrift gefeiert, die ein Gatte widmet: Seiner süßesten Gattin Pudicissima, der ehrwürdigen und in seltenem Grade keuschen Ehefrau, die als Gläubige niemals mit ihm Unfrieden haben konnte. Ferner: Exsuperia, meiner keuschesten Gattin, welche lebte 34 Jahre, bestattet am 22. Juli in Frieden. Die gemeinsame Arbeit in der Ehe wird gerühmt in folgenden beiden Grabschriften: Vitalis der süßesten Rufina, welche lebte 32 Jahre 2 Monate 10 Tage, der liebsten Gattin, welche mit mir wohl gearbeitet hat. Dann: Seiner heiligen und süßen Ehegenossin in Christo Felicitas, von unnachahmlicher Emsigkeit und haushälterischer Treue.

Auch zwischen Geschwistern wird die gemeinsame Arbeit gerühmt. So in einer Inschrift aus der Gruft der Ciriaca in Rom: Florentinus dem heimgegangenen Felix, dem süßesten und liebsten Bruder, welcher lebte und arbeitete mit ihm 24 Jahre 11 Monate und 15 Tage, dem guten Bruder in Frieden!

Die Liebe der Eltern zu den Kindern, namentlich kleinen Kindern, macht sich auch auf Grabsteinen in oft sehr rührender Weise geltend. Für sie ist die Bezeichnung der Unschuld besonders beliebt, z. B. in der Callixtusgruft: Januarius dem unschuldigsten in Frieden. Oder: Hier ruht in Frieden ein unschuldiger Knabe, Namens Valentinianus, der lebte 3 Jahre 25 Tage. — Der guten unschuldigen Lea, welche lebte 10 Jahre. Laurentius, eine unschuldige Seele, ein unbeflecktes Lamm, der aus der Welt geschieden ist. Er lebte 15 Jahre 5 Monate 3 Tage. Eine Inschrift in der Callixtusgruft lautet einfach: Dem Severus, dem süßesten Sohn, sein Vater Laurentius. Eine andere: Unserm süßesten Clodius, der nach 32 Monaten starb. Dein Geist lebe im guten Christus (Christus ist durch das Bild eines Fisches angedeutet). Die Kinder werden auch wohl dem Herrn in einem kurzen Gebete besonders empfohlen. So: Demetrius und Leontia der Syrika, ihrer wohlverdienten Tochter: gedenke Herr Jesu unseres Kindes. Oder: Hier, o süßester Sohn, ward des Lebens Ziel dir vollendet. Doch, allmächtiger Vater, ich fleh', erbarme dich der Leiden unsers Lieblings, erbarme dich durch Christum. Eine Grabtafel vom Jahr 368 ist geweiht dem Andenken des in Jesu Christo unserm Herrn wohlverdienten Sohnes Marion,

welcher 12 Jahre alt am 21. September die Gnade des Herrn empfing und am 22. September starb. Mögest du leben unter den Heiligen. Ueber den Tod eines frühe abgerufenen Töchterleins trösten sich die Eltern in folgenden, ihm in den Mund gelegten Versen:

Nachdem ich wenig gekostet das Licht des Lebens, liege ich hier
Und habe der Eltern Zureden verstummen gemacht;
Doch hoch freut sich meine Seele, daß ich den verderblichen Netzen
Und den jämmerlichen Schlingen der Sünde entkommen bin.

Es vollendete die Magd Gottes Maria, auch genannt Patricia, am 10. April, 6 Jahre alt.

Ausdrücke wie Magd Christi, Jungfrau Gottes, auch wohl gesegnete Jungfrau, geweihte, starkmuthige Jungfrau, sind beliebt zur Hervorhebung der Jungfräulichkeit der Geschiedenen. Schön sind in der Hinsicht folgende zwei Inschriften: In dieser Gruft schlummert das jungfräulich geweihte Mägdlein Alexandra, das in den Himmel aufgenommen, Christo entgegenzueilen verdiente. Dann die andere: Eusebia, das dem Herrn geweihte Mägdlein, verdiente den klugen Jungfrauen gleich, Christus als Bräutigam zu besitzen. Führen wir noch zwei ähnliche an: Der würdigen und verdienten Jungfrau Adeodata, sie ruht hier in Frieden auf Geheiß ihres Christus. — Den 31. Mai entschlief Pretiosa, ein erst 12jähriges Mägdlein Jungfrau und Magd Gottes und Christi. Kurz und einfach lauten folgende Grabschriften: Hier ruht Victoria, die Jungfrau Gottes. — Varrenius Filumenus errichtet dies seiner Tochter, der Magd Jesu Christi.

Ein Beispiel einer Grabschrift, in der die kindliche Liebe zu den Eltern, namentlich hier zu der Mutter hervortritt, führen wir an aus der Gruft des Saturninus. Die Grabschrift lautet: Der guten Regina hat ihre Tochter (das Grabmal) errichtet, der guten Regina ihrer verwittweten Mutter, welche den Wittwenstand einnahm 60 Jahre und die Kirche niemals beschwert hat, nachdem sie eines Mannes Weib gewesen. Wenn bei dieser Grabschrift einmal die eigenthümliche Hervorhebung auffällt, daß die Verstorbene die Kirche nie beschwert habe, so andrerseits ihr überaus langer Wittwenstand, der aber wohl daraus sich erklärt und daran erinnert, daß in der alten Kirche wenigstens in manchen Fällen die Jungfrauen schon in sehr frühem Alter in den Ehestand eintraten. Das folgt z. B. aus einer Grabschrift zu Nola: Hier ruht in Frieden F. Januaria, welche lebte ungefähr 29 Jahre, mit ihrem Gatten 15 Jahre 11 Monate 10 Tage, bestattet am 13. Januar 538. — Hiernach muß die Verstorbene offenbar in dem Alter von ungefähr 13 Jahren sich verheirathet haben.

Nicht selten findet sich auf den Gräbern namentlich von Kindern, aber auch von Erwachsenen eine ausdrückliche Hervorhebung der empfangenen Taufe. So: Dem Aquitanus, dem in Gott neugetauften, dem guten, welcher lebte 26 Jahr 5 Monate 4 Tage. Dann steht auf dem durch seine ausgezeichneten Bildwerke berühmten Sarkophag des Junius Bassus zu Rom: Junius Bassus, welcher lebte 42 Jahr 2 Monate, ist als Präfekt von Rom neugetauft zu Gott gegangen am 25. August 359. Ein ander Mal heißt es: Dem Äquitius, dem in Gott neugetauften, dem guten, welcher lebte 26 Jahre 5 Monate 4 Tage. Er schied am 3. August. Eine andere, für die Taufe wichtige Grabschrift lautet: Hier ruht Fortunatian, welcher wiedergeboren im himmlischen Wasser lebt in (Ewigkeit). Auf dem Grabe eines Ehepaares ist einmal besonders hervorgehoben: Es taufte und salbte sie der Presbyter Gottes Probianus. Wieder einmal heißt es: Martin, Neugetaufter, dir stehen die Himmel offen, du wirst in Frieden leben. Außer dem Ausdruck Neugetaufter ist auch der Neophytus, Neugepflanzter, nämlich in Christus eingepflanzt, beliebt. Ohne Zweifel auch auf die Taufe zu beziehen ist die alte Grabschrift in der Vorhalle der Gereonskirche zu Cöln: Hier liegt ein Knabe mit Namen Valentinianus, welcher lebte 3 Jahre 3 Monate und 16 Tage und in dem weißen Kleide mit Frieden geschieden ist. Bei kleinen Kindern wird die empfangene Taufe oft dadurch bezeichnet, daß für sie das gläubig geworden sein in Anspruch genommen wird. So z. B.: Hier liegt Maria, Tochter des Johannes aus dem Ort Nikerata; sie lebte 3 Jahre 3 Monate 16 Tage. Gläubig endete sie am 4. Xanthikus 417. Oder es heißt von einem kleinen Kinde: Ein Gläubiger von Gläubigen (stammend) Zosimus liege ich hier, da ich gelebt habe 2 Jahre 1 Monat 25 Tage. Oder auf einem Grabstein zu Aquileja: Die unschuldige Seele, welche der Herr erwählt hat, sie schied in Frieden gläubig. Dabei findet sich dann eine Darstellung der Taufe. Auch das Erleuchtet sein wird wohl als Folge der Taufe hervorgehoben. Wenigstens läßt sich folgende Inschrift bei einem so kleinen Kinde wohl nicht anders verstehen: Hier schlummert Achillia, die erst kürzlich erleuchtete. Sie lebte 1 Jahr und 3 Monate. Auf mehreren Grabschriften findet sich dann auch der nicht ganz klare Satz: Er erhielt, empfing, erlangte, mit oder ohne den Beisatz: gratiam, Gnade, was Einige auf die drei Sakramente der Kirche: Taufe, Firmung und Abendmahl beziehen wollen. Von der Erneuerung und Heiligung des Geistes gläubiger und getaufter Christen zeugt eine Grabschrift wie die folgende, aus dem Jahr 269 stammende: Diesen Stein setzte Leukes der Severa, der herzliebsten Tochter und deinem heiligen Geiste.

So viel Werth nun in den alten Grabschriften auf die Her-

vorhebung dieſer empfangenen kirchlichen Segnungen und Gnadengüter gelegt wird, ſo beſcheiden ſind dieſelben ſonſt in Lob und Ruhm der Todten. Denn ein Ausdruck wie der: von Gott geliebt, z. B. auf einem Grabſtein in Tivoli: Hier ruht der Leib des ſeligen Quirinus, des von Gott geliebten Prieſters, der im Frieden der Kirche entſchlafen iſt, kann doch wohl kaum als Lob aufgefaßt werden. Und ſonſt wird, wenn ja ein Lob geſpendet wird, gern ein Schuldbekenntniß hinzugefügt. So auf dem Grabſtein eines andern Prieſters: Adeodatus, ein unwürdiger Erzprieſter der heil. Kirche von Nola, ruht hier, geliebt von Gott und den Menſchen in ſeinem Prieſterthum. Denn er war in der Rede wahrhaft, im Urtheil gerecht, im Anvertrauten treu, Alles hatte er, was Chriſtus geliebt hat: Glaube, Liebe und das Übrige. Oder: Hier liegt Marianna, welche erhaben und tugendhaft gelebt hat in dieſer Welt und zum Herrn gegangen iſt, in einem Alter von 37 Jahren, ihre Schuld bezahlend, ſie liebte aber Gott. Ein einfaches und ſchönes Lob enthält folgende Grabſchrift: Cinnanius Opas Lektor vom Pfarrtitel der Faſziola, ein Freund der Armen.

Wenn in den meiſten der erwähnten Inſchriften die Hoffnung auf die Auferſtehung als ſtillſchweigende Vorausſetzung gilt, ſo wird dieſelbe doch zuweilen noch ausdrücklich hervorgehoben, z. B. in folgender Grabſchrift: Kolokeros, dem Macedo und der Soſigenia, den ſüßeſten Eltern, die Ruheſtätte bis zur Auferſtehung. Und eine Grabſchrift zu Vienna lautet: Irene, 41 Jahre alt, endigte im Jahre 441 am 6. Peritius (Jan.) und am 7. ward ſie begraben, einem Rüſttage, die ſie die Auferſtehung am Tage Chriſti erfleht hat.

Der Glaube an die Auferſtehung des Leibes veranlaßt nun in einigen Grabſchriften eine Warnung vor Verletzung des Grabes. So heißt es z. B.: Niemand öffne ſein Grab. Oder in der Grabſchrift der Licinia: Sie beſchwört beim Tage des furchtbaren Gerichtes, daß Niemand jemals wage, dies Grabmal zu verletzen. Oder auf dem Grab einer Marianna: Verletze nicht mein Grab und zeige mir nicht das Licht des Tages. Wenn du aber wollteſt mir das Licht zeigen, möge dir Gott das Licht des Zornes geben.

Ehe wir ſchließen haben wir noch der treffenden und ſchönen Bezeichnungen zu gedenken, die auf den alten Grabſchriften für das Sterben ſich uns darbieten, z. B.: Er vollendete, gläubig endete ſie, er iſt aus der Welt geſchieden, er ſchied gläubig, ſie ſchied in Frieden, er iſt entſchlafen, im Frieden der Kirche entſchlafen, iſt zu Gott gegangen. Und in der Callixtusgruft zu Rom heißt es einmal: Dem Severus, dem ſüßeſten Sohn, ſein Vater Laurentius dem guten, welcher lebte 4 Jahre 8 Monate 5 Tage, geholt von den Engeln. Oder zu Ajello: Hier ruht in Frieden ein Knecht

Gottes, der ehrwürdige Presbyter Joannic., der lebte 80 Jahre, abgerufen von dem Herrn. Oft kommt vor: zu dem Herrn gegangen, oder: ist eingegangen in den Schlaf des Friedens. Eine sehr alte griechische Inschrift in den römischen Katakomben sagt: Hier ruht das Fleisch der Julia Evaristа, der Gottgeliebtesten; ihre Seele aber, erneuert durch den Geist Christi, ward in Engelhülle mit den Heiligen in das himmlische Reich Christi aufgenommen. Und wie das Sterben, so wird auch das Begrabenwerden mit den zartesten wohlthuendsten Bezeichnungen ausgedrückt, z. B.: Pektorius, der herzliebe, zog in den Friedhof ein am 9. Juli und ward am darauffolgenden Märtyrerfest beigesetzt. Oder: Hier ruht Vitalis, der Müller, er wurde in Frieden beigesetzt. Und das Begrabenliegen heißt dann: schlummern, in Frieden schlafen, in Frieden ruhen u. s. w.

Wir schließen hiermit diese kleine Blumenlese von Inschriften von den Grabstätten der ersten Christen.*) Möchten diese kindlich einfachen, herzlich gläubigen und fröhlich Gott ergebenen Sprüche aus den Katakomben doch den Grabschriften späterer Jahrhunderte, der Christenheit mehr zum Muster gedient haben und noch dienen! Sie lehren uns doch wohl den Ausspruch des Chrysostomus wenigstens in seinem zweiten Theile verstehen und würdigen: „Nicht nur die Gebeine der Märtyrer, sondern auch ihre Gräber und Reliquienschreine sind voll Segnungen." Ja diese einfachen Sinnsprüche und Herzens-Ergießungen der ersten Christen auf den Gräbern der Ihrigen bilden einen Todtenkranz so duftig und freundlich, so zart und lieblich, so innig und sinnig, wie nicht leicht ein zweiter in der Christenheit zu finden sein dürfte. Es ist eben die frische Morgenzeit der Kirche, die, trotz aller Verfolgung und Noth, so siegesfroh und hoffnungsfreudig uns entgegenhaucht. Die Inschriften der Sarkophage, Grabsteine, Wände und Kapellen der Katakomben bilden den herrlichsten Commentar zu dem apostolischen Wort: Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn, und zu dem andern: Ich halte es dafür, daß dieser Zeit Leiden nicht werth ist der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbart werden. So ist das Dunkel des Grabes in den Katakomben auf's Schönste verklärt durch das Licht des ewigen Lebens und der ewigen Liebe, die stärker ist als der Tod. Ja der Tod ist verschlungen in den Sieg, der Schmerz ist verklärt zur Freude, die Furcht ist verkehrt in Hoffnung, die Klage in Lobgesang. Wir meinen in den Katakomben schon die Klänge des evangelischen Sterbeliedes zu vernehmen:

*) Man vergleiche dazu den Aufsatz in Piper's Ev. Kalender von 1855: „Die Grabinschriften der alten Christen", und außer den obengenannten Schriften über die Katakomben auch die neueren von Aler, von Wolter u. A.

Freu' dich ſehr, o meine Seele,
Und vergiß der Noth und Qual!
Chriſtus, dem ich mich befehle,
Ruft mich aus dem Jammerthal,
Aus der Trübſal dieſer Zeit
Führt er mich zur Herrlichkeit,
Die kein Ohr je hat gehöret,
Und die ewig, ewig währet.

So erſcheinen uns die Inſchriften und Bilder in den Katakomben wie ein Requiem, in welchem nicht, wie in der ſpätern Todtenmeſſe der römiſchen Kirche, das Gloria in excelsis Deo (Ehre ſei Gott in der Höhe und Friede auf Erden) fehlt, ſondern recht herzlich und freudig mitangeſtimmt wird. Wer ſo Glaubensfroh und Siegesgewiß iſt, der kann getroſt ſingen und beten: Requiem aeternam dona eis Domine! Ewige Ruhe gib ihnen, o Herr! Und wenn das Licht von jenſeits ſo hell in das dieſſeits der Grabes-Nacht hineinleuchtet, dann betet man erſt recht zuverſichtsvoll, daß das ewige Licht den Dahingeſchiedenen leuchten möge: Et lux perpetua luceat eis!

# V.

## Der Drachenkampf und die militärischen Märtyrer, namentlich am Rhein.

Wenn wir an unserm herrlichen Rheinstrom entlang fahren oder wandern und lassen unsere Blicke nach beiden Ufern hin schweifen, so tritt uns da, außer dem vielen Großen und Schönen, was die Gegenwart geschaffen hat, vor Allem auch ein Lebensbild aus vergangenen Jahrhunderten entgegen, das wahrlich eines der bedeutendsten genannt werden muß. Es gibt wenig Stromgebiete in der Welt, in denen das Leben der Völker in verschiedenen Zeitaltern so mächtige Wogen geschlagen hat, als in den Landen am Rhein, und kaum irgendwo anders sind von diesem bewegten Leben so großartige, deutliche und anziehende Spuren auf die Nachwelt gekommen, als hier. Das nationale und politische, das industrielle und künstlerische, das kirchliche und wissenschaftliche Leben, namentlich des Mittelalters, aber auch schon der früheren Zeit, tritt uns an den mit Reben umkränzten Ufern des Flusses, den der alte Arndt mit Recht Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze nannte, in ergreifender Weise vor Augen; in großartigen Ruinen, wenn es ein mit der Zeit abgestorbenes Leben ist, in noch großartigeren Gestaltungen, die aus alten Tagen in die Jetztzeit hinüber gerettet worden sind, insofern sie einem Leben entkeimten und dienten, das nicht zum Untergang bestimmt war und sein konnte. Ersteres gilt namentlich von den Burgresten und Trümmern der alten Ritterherrlichkeit, die von den Felshöhen am Rhein und seinen Nebenflüssen träumerisch in die Fluthen hinabschauen, und von den zerfallenen Mauern, Thorthürmen und Zwingern der im Mittelalter freien und mächtigen Städte, deren fleißige tapfere Bürger, einst Rittern und Grafen, Fürsten und Bischöfen Trotz boten; Letzteres von den, zum Theil wenigstens erhaltenen, schönen Rathhäusern und Kaufhäusern, Häfen und Werkstätten, die uns das rege und reiche Leben der Gewerbe und des Handels in vergangenen Jahr-

hunderten vergegenwärtigen, namentlich aber von den zum größten Theil die Zeitströmungen überdauernden und zu neuer Schönheit hergestellten Domen und Kirchen, die von der hohen Bedeutung Kunde geben, welche das religiöse Leben einst hier einnahm, und von der Macht zeugen, die die Kirche im Volk und über das Volk auszuüben wußte.

Namentlich dieses kirchliche Leben ist es, das im rheinischen Lande stark pulsirte; waren doch nicht weniger als drei rheinische Churfürsten Geistliche, und diese pflegten in der Geschichte der Kaiserwahlen und der Kaiserregierungen meist die Hauptrolle zu spielen. Und die Menge der Kirchen und Klöster, Kapellen und Wallfahrts- oder Gnadenorte, mit ihren zahllosen Thürmen und Thürmchen, Hallen und Bogen drückt dem landschaftlichen Bilde der Rheingegend sein eigenthümliches Gepräge auf. Nicht umsonst heißt seit alter Zeit der Rhein „die große Pfaffengasse Deutschlands", und damit ist denn auch die Schattenseite bezeichnet, die eine weniger deutsch-nationale, als vielmehr ultramontan-römische Leitung des kirchlichen Lebens für unser deutsches Volk haben mußte. Aber das darf uns doch niemals blind machen, weder einerseits für die sehr hohe Bedeutung, die die Kirche im Mittelalter für den Fortschritt des gesammten Culturlebens unserer alten Germanenstämme gehabt hat, noch andrerseits für die Förderung, die dem Christenthum überhaupt dadurch zu Theil wurde, daß ihm in alter Zeit schon die religiöse Empfänglichkeit unserer Burgunden, Schwaben, Franken, Allemannen eine so vorzügliche Pflanz- und Pflegestätte bereitete.

Gehen wir unserer ältesten Profan- und Kirchengeschichte nach, verfolgen wir sie namentlich auch da noch mit Liebe und Theilnahme, wo sie sich in die, nur noch von der nebelhaften Dämmerung mondbeglänzter Zaubernacht halbbeleuchteten Gebiete der Sage und Legende verliert, woraus aber oft mehr für die eigentliche Charakteristik eines Volkes zu lernen ist, als aus mancher mehr oder minder der Willkür und Laune eines Menschen entsprungenen Einzel-Thatsache der Geschichte, so ist es unverkennbar, daß für die Besiegung des Heidenthums durch das Christenthum in der germanischen Welt überhaupt gerade die ältesten Erscheinungen des Volkslebens am Rhein, sowohl nach der weltlichen, wie nach der kirchlichen Seite hin von der allergrößten Bedeutung sind. Ja Sage und Legende unserer ältesten Vorzeit, die uns sicherlich das reale Volksleben abspiegeln und zur Würdigung desselben unentbehrlich sind, stellen uns die uralten, man möchte sagen ewigen Ideen des großen Geisteskampfes dar zwischen Licht und Finsterniß, Wahrheit und Lüge, Recht und Unrecht, zwischen dem Glauben an den einigen Gott und der Vielgötterei, dem Christenthum und dem Heidenthum, und zwar in den lebensvollsten Gestaltungen, in den

gedankenreichsten Zügen, in den tiefsinnigsten Anschauungen. Achten wir näher darauf, indem wir eine der interessantesten Partieen unseres altrheinischen Sagen und Legenden-Gebietes etwas eingehender beleuchten: das der Drachentödter und der ältesten militärischen Märtyrer am Rhein, die von seiner Quelle an bis in die Nähe seiner Mündung, von St. Maurice in der Schweiz bis Xanten, unweit der holländischen Grenze, seit 15 Jahrhunderten hochverehrt wurden und noch werden. —

In dem helldunkeln wunderreichen Gebiete der Volkspoesie tritt uns gar oft die innere Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit von Sage und Legende, von weltlichen Nationalhelden und kirchlichen Heiligen, von übermenschlichen Siegesthaten und göttlicher Kraft entstammenden Wundern entgegen, so daß wir an die heidnische Mythologie erinnert werden, in der die nationalen Heroen zugleich die religiösen Halbgötter waren und wurden. Vor Allem drängt sich diese Beobachtung auf, wenn wir auf das weite und reiche Sagengebiet von den Drachen und ihrer Besiegung eingehen.

Die fabelhafte Mißgestalt des Drachen, der in der Sage der meisten heidnischen und christlichen Cultur-Völker eine so große Rolle spielt, ist doch eigentlich immer und überall, wie verschieden auch Kopf und Schwanz, Haut und Haare, Hörner oder Schuppenpanzer, Flügel oder Füße, Basiliskenblick oder Löwengebrüll, Pesthauch oder Giftzahn des Drachen gedacht oder ausgemalt sein mögen, einfach das Symbol des Verkehrten, des Unberechtigten, Schlechten, Rohen, Widergöttlichen, zum Untergang bestimmten, das aber mächtig und gefahrdrohend dem Göttlichen, Wahren, Guten, Rechten, Schönen sich entgegenstellt und es durch seine vernichtende und verneinende Thätigkeit zum Kampf auf Leben und Tod herausfordert. Der Drache ist kurz gesagt das böse Prinzip. Schon 1 Mose 3 tritt der Verführer zur Sünde in Gestalt der Schlange auf, und nachher kommt oft im alten Testament der Drache als das Böse vor. Jesaias (Cap. 27, 1) verkündet eine Zeit, wo der Herr heimsuchen wird mit seinem harten, großen und starken Schwert den Leviathan und erwürgen den Drachen im Meer; und Cap. 51, 9 ruft der Prophet auf den Arm des Herrn, der einst den Drachen durchbohrt hat. Ewald verweist zur Erklärung des Drachen auf geistige mythologische Ungeheuer, und Stier sagt: „Seit Hiob, wie abermals Jesaias 27, 1 heraushebt, bedeutet der große Drache, mit der Schlange verwandt, etwas auf Satan und den Antichrist Zielendes (Offenb. 13, 1), worüber viel zu sagen wäre, bis in die älteste Naturgeschichte und Geologie zurück." Ötinger aber sieht in der Stelle Jesaias 51, 9 einen Wink auf das erste Entstehen des Chaos und Luciefers Erhebung. Nach Jesaias Cap. 30, 6 sind gegen Mittag

im Lande der Trübsal und Angst Löwen und Löwinnen, Ottern und feurige fliegende Drachen. Und Psalm 44, 20 klagt, daß Israel zerschlagen sei im Land der Drachen und bedeckt mit Todesschatten. Einige Ausleger verstehen hier unter dem Land der Drachen den Aufenthalt unter den Heiden, während andere an Seeungeheuer oder Schakale denken. Israel's Feinde und Dränger werden als Drachen bezeichnet, so beim Propheten Ezechiel (29, 3) Pharao: So spricht der Herr Herr, siehe ich will an dich Pharao, du König in Egypten, du großer Drache, der du in deinen Strömen liegst und sprichst: mein Strom ist mein und ich habe ihn mir gemacht. Und beim Propheten Jeremias (51, 34) Nebukadnezar. Es wird da die Klage Gottes und seines Zion laut: Nebukadnezar, der König zu Babel, hat mich gefressen und umgebracht, er hat aus mir ein leeres Gefäß gemacht, er hat mich verschlungen wie ein Drache, er hat seinen Bauch gefüllet mit meinem Köstlichsten, er hat mich hinausgestoßen. In der neutestamentlichen Offenbarung erscheint dann der Drache geradezu als der Teufel. Offb. Joh. 12: Im Himmel erschien ein Zeichen, ein großer rother Drache; der hatte sieben Häupter und zehn Hörner, und auf seinen Häuptern sieben Kronen. Und es erhob sich ein Streit im Himmel: Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen, und der Drache stritt und seine Engel und siegte nicht, auch ward ihre Stätte nicht mehr gefunden. Und es ward ausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die da heißt der Teufel und Satan, der die ganze Welt verführt; und ward geworfen auf die Erde und seine Engel wurden mit ihm geworfen. Darauf wird dann in dem Himmel ein Freudenruf laut, daß das Heil und die Kraft und das Reich unseres Gottes und die Macht seines Christus geworden ist, weil der Ankläger unserer Brüder verworfen ist, der sie anklagte Tag und Nacht vor unserm Gott. Und über Erde und Meer wird ein Wehe gerufen, denn der Teufel ist zu euch hinabgekommen und hat einen großen Zorn, dieweil er weiß, daß er wenig Zeit hat. Und da der Drache sah, daß er verworfen ward auf die Erde, verfolgte er das Weib, die das Knäblein geboren hatte (Vers 13). Und der Drache ward zornig über das Weib und ging hin zu streiten mit den Uebrigen von ihrem Samen, die da Gottes Gebot halten und haben das Zeugniß Jesu Christi (Vers 17). — Hiernach wird Eusebius von Cäsarea, der Zeitgenosse und Biograph Kaiser Constantins, in Bezug auf das alte Testament Recht haben, wenn er sagt: „Als Drachen bezeichneten die biblischen Aussprüche der Propheten das Kampfthier, welches die Kirche Gottes durch die Tyrannei der Gottesläugner umringt und ängstigt", während im neuen Testament der Drache den Teufel darstellt.

In der alten Mythologie tritt uns meistens der Drache

als feindſeliger Wächter entgegen, wie er von den Heroen bekämpft wird, die dadurch ein hohes Gut, ein Kleinod erwerben oder auch eine menſchliche Unſchuld retten und die Umgegend vor den Verwüſtungen des Drachen ſicher ſtellen wollen. So tödtet Herkules die 100köpfige Schlange im Garten der Hesperiden, die Juno dort zum Wächter der goldenen Äpfel hingeſtellt hatte, und die 9köpfige lernäiſche Schlange, die im Pelopones verheerend wüthete. Jaſon tödtete einen Drachen in Geſtalt einer ungeheuren Hyder, die den Baum bewachte, an dem das goldene Vließ hing. Perſeus überwältigte einen dem Meer entſtiegenen Drachen, um die demſelben zur Beute an den Felſen angeſchmiedete, ſchöne unſchuldige Andromeda zu befreien. Apollo erlegte den Drachen Python, der das delphiſche Orakel bewachte.

So wird der Drache bei den dem Idealen zugewandten Griechen als das Verkehrte, dem Guten Hinderliche bekämpft, und auch die Perſer wiſſen von einem Kampf, in welchem Mithras, der erſte Lichtgeiſt, den Drachen der Finſterniß tödtet. Uebrigens erſcheint der Drache, der ſchon bei Homer als Ungeheuer vorkommt, auch in Griechenland wohl als der Artemis, dem Bachus und dem Ares geheiligt, und bei Völkern niederer Culturſtufe wird er vielfach verehrt.

Wie es in heidniſchen Culten nicht ſelten einen Teufelsdienſt gibt, eine Verehrung, die dem böſen Princip gewidmet iſt, ſei es aus Scheu um ſich vor ihm zu ſchützen, ſei es um ihm in Sündendienſt zu huldigen, ſo können wir uns nicht wundern, wenn wir bei alt-aſiatiſchen und alt-europäiſchen Völkern den Drachen in hohem Anſehen finden. Älian berichtet von einem 70 Ellen großen Drachen, der zu Alexander des Großen Zeit in Indien göttlich verehrt ward. Aus der unter den 14 Apokryphiſchen Büchern unſerer Bibel befindlichen Schrift vom Drachen zu Babel folgt, daß auch daſelbſt ein großer Drache war, den die zu Babel anbeteten. Der König beruft ſich dem Daniel gegenüber darauf, daß er doch von dieſem nun nicht ſagen könne, er ſei nichts als ein eherner Götze, denn er lebe ja, eſſe und trinke. So möge er ihn anbeten, denn er ſei ja ein lebendiger Gott. Daniel aber erbittet ſich die Erlaubniß, ihn ohne Schwert und Stange umzubringen und thut es, indem er Pech, Fettes und Haare durcheinander kocht, Küchlein daraus macht und dieſe dem Drachen in's Maul wirft, worauf derſelbe mitten entzwei geborſten iſt. Und Daniel ſprach: Sind das eure Götter? Die zu Babel aber vermerken das ſehr übel, machen einen Aufruhr und ſprechen: Unſer König iſt Jude geworden, denn er hat den Bal zerſtört und den Drachen getödtet und die Prieſter umgebracht. So fordern ſie: Gib uns den Daniel heraus, wo nicht, ſo wollen wir dich und dein ganzes Haus umbringen. Der König muß der Gewalt

weichen, und der muthige Drachenbesieger wird in den Löwengraben geworfen. Die Bestien thun ihm aber nichts zu Leide, und auf Veranlassung des Engels des Herrn muß ein Prophet Habakuk den Daniel daselbst speisen. Als dann nach 6 Tagen Daniel sicher unter den Löwen wandelt, bekennt der König: O Herr, du Gott Daniels, du bist ein großer Gott und ist sonst kein Gott wie du. So wird der Prophet herausgeholt und seine Feinde werden den Löwen vorgeworfen, die sie gleich verschlingen. — In China steht der Drache noch jetzt in göttergleicher Verehrung. Bei den griechischen Heroen erscheint derselbe oft als Schildbild, auch als Helmschmuck für Krieger und Feldherrn. Die Indier, die Scythen, die Dacier, die Assyrer hatten eine geflügelte Schlange oder Drachen als Feldzeichen. In Japan dient er als Fahnenknopf und wird mit Füßen, Händen und Hörnern abgebildet. In China ist er das Staats- und kaiserliche Wappen. Von den Assyrern kam die Drachenfahne auf die Perser, wo Cyrus sie einführte. Dem persischen König Darius nahm Alexander der Große sie ab und führte sie in die griechische Welt ein, zu einer Zeit, als diese dem Verfall entgegenging. Auf die erobernden Römer kam die Drachenfahne zuerst von den Daciern, aber in Rom galt doch in der bessern Zeit der Adler mehr, sowohl als Feldzeichen wie als Helmschmuck. Erst nach Verfall des römischen Reiches bei Kaiser Constantin zeigt sich der Drache als Heerzeichen auf der römischen Fahne, wie aus Münzen jener Zeit hervorgeht. Es kommt aber der Drache auch in voller Gestalt als Heerzeichen vor, indem man an einen metallenen Drachenkopf mit aufgesperrtem Rachen einen schlangenartigen Schlauch meist aus rothem Zeug befestigte, an dessen unterm Schwanzende Luftlöcher waren. Dem Wind entgegengetragen, fing das Drachenbild ihn mit dem Maule auf, er drang durch den Schlauch, und der Leib schwoll flatternd und schlängelnd auf, worauf das Entweichen des eingepreßten Windes aus den Schwanzlöchern ein Zischen verursachte wie das einer Schlange.

Wenn nun bei Kaiser Constantin der Drache als kriegerisches Feldzeichen auftritt, so zeigt es sich gerade bei ihm auch durch ein anderes besiegt. Kaiser Constantin ist bekanntlich derjenige Kaiser, unter dem zuerst das Christenthum, nachdem es lange von der Macht des Bösen durch die grausamen Kaiser verfolgt war, zur Anerkennung als Staatsreligion kam. Der feindliche Drache des Heidenthums ist da zuerst besiegt. Constantin ist derjenige christliche Feldherr und Kaiser, unter dem und durch den gerade auf dem Schlachtfelde das Kreuzeszeichen über das Drachenzeichen siegt. Touto nika, „hierdurch siege", das war die Inschrift, die Constantin im Jahr 311 auf dem entscheidenden Zuge gegen Maxentius unter dem leuchtenden Kreuzeszeichen am Himmel

erblickte. Er folgte der himmlischen Weisung, die ihm in der kommenden Nacht näher klar wurde durch ein Traumgesicht, in welchem ihm Christus gebot, eine jenem Kreuz ähnliche Fahne, des Labarum, zum Feldzeichen zu machen. Constantin besiegte bald darauf im Jahr 312 den Maxentius. Das Labarum, mit welchem Ausdrucke schon früher römische Feldzeichen benannt wurden, bekam durch Constantin, der das Kreuzeszeichen auf die Reichsfahne setzen und in Rom als rettendes Siegeszeichen aufpflanzen ließ, seine christliche Bedeutung. Es wurde nun von dem christlichen Heere besonders verehrt und von 50 Kriegern bewacht. Eusebius beschreibt im Leben Constantin's das Labarum als „langen Spieß mit einem Querbalken, in Gestalt des Kreuzes. An der obern Spitze befindet sich eine aus Gold und Edelsteinen gebildete Krone und hieran das Monogramm Christi, wie es der Kaiser später auch am Helm zu tragen pflegte. An der Querstange hing ein seidenes Tuch, so breit als lang, worauf in Gold das Brustbild Constantin's und diejenigen seiner Söhne zu sehen waren", oder nach Prudentius das Bild Christi. Nach kurzer Unterbrechung unter Julian führten Valentinian und Gratian Constantin's Einrichtung des Labarum wieder ein, und es wurde dann dieser Name oft mit Kreuz und kirchlichem Feldzeichen verwechselt. Später im Jahre 324 ließ der Kaiser seiner Statue zu Rom das Kreuz beifügen und die Inschrift darunter setzen: „Durch dieses rettende Zeichen habe er die Stadt vom Tyrannenjoch befreit". (So Eusebius im Leben Constantin's I, 40.) Er führte seitdem das Kreuz nicht bloß in der Fahne, sondern auch vielfach an Helm und Schilde, auch wohl statt dessen das Monogramm Christi, das griechische X mit dem P obendarin, oder auch statt des letzteren das Kreuz.

Indessen Kaiser Constantin hat auch noch deutlicher seine Besiegung der feindlichen heidnischen Drachengewalt durch das christliche Zeichen des Kreuzes zu dem eigentlichen Symbol seines Hauses und seiner Familie gemacht. Eusebius von Cäsarea erwähnt (Buch III, Cp. 3): „Der Kaiser Constantin habe in den Vorhöfen der kaiserlichen Wohnungen auf einem hochaufgerichteten Tafelbilde, damit es von Jedem gesehen werden konnte, über sein und der Seinigen Haupt das Kreuz anbringen lassen, unter den Füßen aber einen Drachen, dessen Leib von einem Geschoß durchbohrt war." Hiebei bezieht sich Eusebius ausdrücklich auf die biblisch prophetische Bezeichnung und Bedeutung des Drachen als das feindselige Ungeheuer, welches dem Reiche Gottes oft in der Herrschaft der Gotteslängner entgegentritt. Nach Eusebius hatte Constantin bei allen kaiserlichen Wohnungen dieses Symbol der Drachenbesiegung durch das Kreuzeszeichen anbringen lassen, bei seinem Bilde sowohl als dem seiner Angehörigen, woraus man vermuthen kann, daß

solche Bilder auch in unserm Trier waren, wo des Kaisers älältester Sohn Constantin schon 336 als Beherrscher des Abendlandes residirte. So wurde die Idee, die Besiegung der feindlichen heidnischen Macht durch das Christenthum unter dem Bilde des vom Kreuze besiegten Drachen sich zu denken, eine den Franken, die schon längere Zeit dort hausten, vertraute; und die Trier'schen Soldaten, die damals im Odenwalde, am Pfahlgraben, im Taunus und in den Lahngegenden standen und die Römercastelle besetzt hielten, trugen diese Idee von der schon in der heiligen Schrift vorher verkündigten Besiegung des Drachen Heidenthum durch das Christenthum weiter hinaus. Dieselbe ist eine in jenen ältesten Zeiten herrschende geworden, und namentlich die militärischen Glaubenshelden und Märtyrer sind es gewesen, denen man die Drachenbezwingung zuschrieb und sie als solche Drachensieger verehrte. Wenn die Kirche den Kaiser Constantin selbst, der eigentlich als der erste und vornehmste Drachenbesieger zu gelten hätte, da er das Heidenthum zurückdrängte, das Christenthum zur Staatsreligion erhob, in jeder Weise förderte und selbst christliche Kirchenversammlungen zusammenberief, 314 zu Arelate, 325 zu Nicäa, als solchen nicht verehrte, so hatte das darin seinen Grund, daß er sich doch sonst in seinem Leben viel Unchristliches hat zu Schulden kommen lassen, so die Erdrosselung des Maximianus, das unschuldig vergossene Blut seines Sohnes Crispus und manches Andere, und darin, daß er selbst erst kurz vor seinem Tode im Jahre 337 die christliche Taufe angenommen hat.

Es traten dann aber dafür andere christliche Helden ein. Zunächst ein Heiliger aus dem Himmel, der Erzengel Michael. Der Name dieses Engels bezeichnet nichts Geringeres als: „Wer ist wie Gott." Er wird schon beim Propheten Daniel (10, 13) als der vornehmsten (Engel) Fürsten einer genannt, welcher einem andern Engel zu Hülfe kam wider den widerstrebenden heidnischen Fürsten des Königreichs im Perserland. Von ihm wird dann am Schlusse des Capitels V. 21 nochmals gesagt: „Es ist Keiner, der mir hilft wider jene, denn euer Fürst Michael." Dann Cp. 12, 1 wird er der große Fürst Michael genannt, der für das Volk stehet, und verheißen, daß er sich aufmachen werde. Im neuen Testament ist ferner im Briefe Judä, V. 9, ausdrücklich von dem Streit des Erzengels Michael mit dem Teufel über die Gebeine Mosis die Rede, in dem er dann aber das Urtheil der Verwerfung in aller Bescheidenheit dem Herrn überläßt und nur spricht: Der Herr strafe dich. Bestimmt als Drachenbekämpfer wird Michael dargestellt in der Offenbarung Johannis (12, 7—9). Und es erhob sich ein Streit im Himmel: Michael und seine Engel stritten mit dem Drachen, und der Drache stritt und seine Engel und siegte

nicht; auch ward ihre Stätte nicht mehr gefunden im Himmel. Und es ward ausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die da heißt der Teufel und Satanas, der die ganze Welt verführet, und ward geworfen auf die Erde und seine Engel wurden auch dahin geworfen. Mit Michael's Sieg wird dann der Sieg der späteren Glaubenszeugen und Märtyrer in Verbindung gebracht, die so alle auch unter seiner Anführung als Besieger des Drachen und Teufels erscheinen. Denn es heißt Vers 11 von den Brüdern diesem ihrem Verkläger gegenüber: „Sie haben ihn überwunden durch des Lammes Blut und das Wort ihres Zeugnisses und haben ihr Leben nicht geliebt bis in den Tod. Darum freut euch ihr Himmel und die darin wohnen." Hernach Offenbarung 20, 1 ist dann die Rede von einem vom Himmel fahrenden Engel, der hatte den Schlüssel zum Abgrund und eine große Kette in seiner Hand. Und er griff den Drachen, die alte Schlange, welche ist der Teufel und der Satan, und band ihn tausend Jahre. Ohne daß hier der Engel ausdrücklich als Michael bezeichnet ist, wird doch auch diese Stelle auf ihn bezogen und der ritterliche Engel oft so dargestellt, mit dem Schwert in der einen, mit der Kette in der andern Hand, den Drachen fassend und hinunterstürzend. — Es ist dann in der kirchlichen Sage und Legende von verschiedenen Erscheinungen des Erzengels Michael die Rede; so in Constantinopel, woselbst ihm in Folge dessen eine Kirche erbaut und geweiht und der Tag des 6. September gewidmet wurde. Dann soll er erschienen sein auf dem Berge Gargano in Apulien am 8. Mai. Hievon sagt Beda Venerabilis (674—735) zur Zeit des ersten Aufblühens der der angelsächsischen Kirche in einer Predigt auf den Tag der Erscheinung des heil. Michael: „Dies war die erste Ursache, daß das Gedächtniß der Engel auf Erden war; von jener Zeit bis in die gegenwärtige gibt es Kirchen und Feste derselben zu Ehren Gottes." Weiter ist auch die Rede von einer Erscheinung des Drachenbezwingenden Erzengels auf dem Berge Tumba in der Normandie am 11. Mai, und besonders in Rom bei der großen Pest, der durch ihn am 25. April ein Ende gemacht worden sein soll. Er erschien da bei dem Grabmal Hadrians, auf welchem dann am 29. Sept. von dem Papst Gregor I. oder Bonifacius III. dem Erzengel Michael zum Dank eine Kapelle geweiht wurde. Das Dedicationsfest zu Ehren Michaels soll aber schon 493 von Papst Gelasius I. eingeführt sein. Auch eine Statue wurde dem Erzengel Michael hoch oben auf dem Mausoleum Hadrian's errichtet. Sie stellt ihn dar mit dem Schwert in der Hand, sei es die drohende Pest würgend, sei es als Würgengel das Schwert senkend, so daß die Pest aufhörte. Die kirchliche Verehruug Michaels, der am 29. Sept. seinen Tag hat, nahm seitdem sehr zu. Nachdem in Cöln schon, nach der freilich schwer zu begründenden Mittheilung des Gellenius, im Jahr 310

an die Stelle des Tempels des Mars gradivus innerhalb der Marspforte eine Kapelle des heiligen Michael getreten sein soll, wurde seine Verehrung für Deutschland 813 durch das Concil zu Mainz allgemein eingeführt. Der siegreiche Erzengel Michael gilt seitdem namentlich als Schutzpatron der Krieger. Er galt als Symbol der Besiegung der Feinde des Christenthums und hatte so, nachdem die kriegerischen Germanen Christen geworden waren, in seiner ritterlichen Erscheinung einen besondern Reiz für sie. Lange Zeit prangte auch der Erzengel Michael als Drachentödter und Teufelsbezwinger auf der deutschen Haupt-Reichsfahne, und unter seinem Schutz eilten fromme Christen und tapfere Kämpfer zum Siege. Wo der Drache sich noch befand, mußte er dem Michael weichen. So hatten, nach dem Zeugniß Witichinds, die heidnischen Sachsen noch einen fliegenden Drachen in ihrer Fahne; als aber die christlichen Sachsen unter Heinrich I. gegen die Ungarn kämpften, führten sie einen Engel in ihrer Fahne. Erst im 11. Jahrhundert ist derselbe aus der deutschen Reichsfahne entschwunden und Gottfried von Bouillon hatte in der Schlacht an der Elster 1080 auf dem kaiserlichen Banner nicht mehr den Michael, sondern einen Adler. So war auch 1158 bei der Eroberung Maylands ein schwarzer Adler in gelbem Felde auf der Reichsfahne Kaiser Friedrichs. Als der Adler dann rothen Schnabel, rothe Zunge und rothe Klauen bekam, entstand daraus die schwarz-roth-gelbe Farbe des deutschen Reichs. (Vgl. Heber: die vorkarolingischen Glaubenshelden S. 281.)

Im Morgenlande hat wohl Michaels Verehrung sich angeschlossen an die Besiegung des Heidenthums in einer besondern Weise, indem Eutychius erzählt von einem Götzen, genannt Micail, der in einem von Cleopatra erbauten Tempel in Alexandrien stand und hoch verehrt wurde. Unter dem Patriarchen Alexander von Alexandrien sollte dieser Tempel zerstört werden, als aber das Volk für seine Erhaltung sich erklärte, zertrümmerte der Patriarch das Götzenbild Micails, stellte das Kreuz an seine Stelle und machte den altheidnischen Micailstempel zu einer Michaelskirche. Der Drachentödter hat sich also auch hier als Besieger des Heidenthums unter dem Kreuzeszeichen bewährt.

Michael gilt nun in seiner kirchlichen Verehrung, die ja Anfangs auch von der evangelischen Kirche beibehalten wurde, als Repräsentant der Engel überhaupt, und sein Tag wird in der anglikanischen Kirche ausdrücklich als Fest Michaels und aller Engel bezeichnet. Auch die Wolfenbütteler Kirchenordnung und die preußische von 1544 bestimmen das Fest als Gedächtnißtag aller Engel und Dankfest für göttliche Wohlthaten, namentlich in der Erndte bewiesen, wozu der in den Herbst fallende Termin veranlaßte. Die Wittenberger Kirchenordnung von 1533 zieht die christliche Kinderzucht

mit hinein. Diese Nebenbedeutung als Kinder- und Schulfest hat der Michaelstag vielfach erhalten, wozu das Wort Jesu im Evangelium des Tages Matthäi 18, 1—11, wo von den Engeln der Kinder gesagt ist, daß sie allzeit sehen das Angesicht des Vaters im Himmel, Veranlassung gab, indem ein besonderes Schutzengelfest, zu welchem 1608 und 1670 in der katholischen Kirche Ansätze gemacht wurden, doch nicht volksthümliche Bedeutung gewann. Wenn dann der Herr Lucä 16, 22 sagt, daß Lazarus getragen wurde von den Engeln in Abraham's Schooß, so gab das Veranlassung, namentlich den Erzengel Michael als Führer der Seelen zum Himmel darzustellen, wie ja denn Alles, was von den Engeln im Allgemeinen in der Bibel gesagt ist, vorzugsweise auf diesen einen übertragen wurde: daß sie die Menschen behüten und auf den Händen tragen (Psalm 91, 11), daß sie dienstbare Geister sind für die, die selig werden (Hebräer 1, 14), daß der Engel des Herrn sich um die her lagert, die Gott fürchten, und ihnen aushilft (Psalm 34, 8), daß sie starke Helden sind, Gottes Befehle auszurichten, (Psalm 103, 20). Dieser vornehmste starke Held und Besieger des Drachen, Michael, wird dann aber auch wohl als Todtenrichter dargestellt mit der Wage der Gerechtigkeit in der einen, mit der Posaune des Gerichtes in der andern Hand.

---

Der nächste Haupt-Drachentödter ist der soldatische Held St. Georg, bei dem es wohl kaum minder schwer ist, als beim Erzengel Michael, zu entscheiden, was in seiner reichhaltigen, in den buntesten Farben der Romantik ausgemalten, in den verschiedensten Jahrhunderten und Gegenden verschieden gestalteten Legende Thatsache und Wahrheit, was Sage und Dichtung sei. Wenn es einmal wirklich in alter Zeit einen solchen christlichen Helden Georg gegeben hat, was Calvin bezweifelt, so hat sich, wie bei so mancher Figur der Sage und Legende, um ihn gesammelt, was im Volk von solchem Ideale eines christlichen Heldenthums lebte und in Lied und Wort von Mund zu Mund ging. Den Schauplatz seiner Thätigkeit verlegt die Sage nun nicht in die Rheingegend, sondern in den Osten, er ist aber vorzugsweise am Rhein verehrt. Georg soll der Sohn eines hochgestellten wohlhabenden römischen Befehlshabers gewesen sein, den die Sage Gerontius nennt, und wurde im 3., nach Andern gegen Ende des 2. Jahrhunderts nach Christo in der Provinz Cappadocien geboren. Seine beiden Eltern waren Christen, starben aber früh, und Georg wählte des Vaters Beruf und stieg unter Kaiser Diocletian zu einer höheren militärischen Würde empor, in der er an der Spitze seiner Schaar, die den Ehrennamen der Unbesiegbaren führte, voll Verlangen für alles Gute und Rechte

zu kämpfen, tapfere Thaten ausrichtete, namentlich im Kriege gegen die Perſer und gegen Syrien. Von ihm wird nun vor Allem gerühmt einerſeits ſein Kampf mit dem Drachen und andrerſeits ſein chriſtliches Märtyrerthum. Namentlich Jacobus de Voragine, Biſchof von Genua im 13. Jahrhundert, feiert in ſeiner Legenda Aurea den St. Georg als Drachentödter. Bei Berytus am Carmel, nach Andern in einer Lagune Libyens, ſoll ein Drache gehauſt haben, von einem böſen Dämon beſeſſen, alſo zugleich Teufel, der viel Schaden that. Er hatte namentlich eine ſchöne und edle Königstochter mit Namen Margaretha ihrem Vater geraubt. Oder, wie eine andere Lesart der Sage lautet: Es wurden dem Drachen, um ihn von völliger Verheerung des Landes abzuhalten, täglich erſt zwei Schafe und hernach ein Schaf und ein unſchuldiges Kind nach dem Looſe zum Opfer gebracht, ſo daß die Gegend ſchon faſt keine Kinder mehr hatte. Da kam auch an den König die Reihe, das Ungeheuer dadurch zu beſchwichtigen, daß er ihm ſein einziges innigſt geliebtes Töchterlein zum Opfer weihte. Selbſt begleitete der König die Geliebte nach der Unglücksſtätte, und ſchon ſchien ſie verloren, indem der Lindwurm in ſeinem Schuppenpanzer ſchon auf ſie eindrang, als plötzlich unverhofft Rettung kam. Ritter Georg hatte den männlichen Entſchluß gefaßt, ſie zu erlöſen und zu retten. Er legte ſeine Waffenrüſtung an, und von einem Steine aus, den man bei Damascus in Syrien noch zeigt, ſchwang er ſich auf ſein Roß, ritt dem Drachen entgegen und beſiegte ihn, mit dem erſten Stich ihm den Kopf ſpaltend, mit dem andern das Herz durchbohrend. So befreite er die edle Jungfrau. Als aber der glückliche Vater ihm den gebührenden Dank zollen wollte, war der edle Ritter verſchwunden, und Volk und König konnten nun nur dem Gott der Chriſten Dank ſagen, der ihnen ſeinen Erzengel Michael in Menſchengeſtalt zur Hülfe und Rettung in der Noth geſendet habe. Nach einer andern Lesart der Sage wurde der Drache von Georg zuerſt nur niedergeſchlagen und mit einem Gürtel der Jungfrau gebunden, während der Ritter nur, wenn die heidniſchen Bewohner an Chriſtum glauben würden, ihn zu tödten verſprach. So ließen ſich ihrer an dem Tage 20,000 taufen, und nun tödtete Georg den Drachen, worauf der König ihm und der Maria zu Ehren eine Kirche baute.

Daß hier nicht geſchichtliche Thatſache vorliegt iſt klar. Manche glauben abſichtlich, vielleicht durch die Arianer ſei die Lebensgeſchichte Georg's verdunkelt oder gefälſcht worden. Die Deutung ſeiner Haupttheldenthat aber liegt nahe. Der Name der Königstochter, für die er kämpft, Margaretha, das heißt Perle, weiſt ſchon darauf hin. Wird doch das Reich Gottes von dem Heiland im Gleichniß mit der köſtlichen Perle verglichen, für die Einer Alles

daran wagen muß. Es ist das Christenthum, die große Reichssache Gottes, für die Georg in den Kampf zieht, und an deren Errettung von dem Drachen des Heidenthums er Blut und Leben setzt und Alles wagt. Denn so wird weiter von ihm erzählt, als er 22 Jahre alt in Rom vernahm, daß in den nächsten Tagen der Beschluß zur Verfolgung der Christen gefaßt werden sollte oder von Kaiser Diocletian schon gefaßt worden war, suchte er das Unheil abzuwenden und wollte sich dafür zum Opfer bringen. Alles, was er hatte, sein Gold und seine Kleider, verschenkte er an die Armen, gab seinen Sclaven die Freiheit und eilte hinauf zur kaiserlichen Residenz. Seine militärische Stellung verschaffte ihm sofort Einlaß in die Versammlung, die gerade mit der schließlichen Berathung und Ausfertigung des Gesetzes gegen die Christen beschäftigt war. Offen trat er dagegen auf und beschwor den Kaiser Diocletian davon abzulassen, indem er freimüthig Jesum Christum als Sohn Gottes bekannte und dem Vater und dem heiligen Geist die Ehre gab. Der Kaiser und Alle, die um ihn versammelt waren, waren nicht wenig verwundert und versuchten Alles, ihn für sich zu gewinnen und zum Götzenopfer zu überreden, aber Georg blieb bei seinem freudigen Bekenntniß zu Christus. Die Legende läßt dabei zwischen Georg und dem kaiserlichen Freund und Consul Magnentius ein Gespräch sich entspinnen, das theilweise wohl dem Verhör des Landpflegers Pilatus mit Jesu nachgebildet zu sein scheint. Der Consul sprach: „Wer gibt dir den Muth, Georg, das Ohr dieser hohen Versammlung mit einem Bekenntniß zu beleidigen, wie wir es eben vernommen haben? — Die Wahrheit, antwortete der Gefragte. — Was ist Wahrheit? — Die Wahrheit ist Jesus Christus, den ihr verfolgt. — Also auch du ein Christ? — Mein höchster Ruhm ist Christi Knecht zu sein.“ Der Kaiser mischte sich hier selbst in die Unterredung und sprach: „Bleibe der unsere, tapferer Held, und opfere den Götzen.“ Georg aber antwortete: „Ich hoffe, ehe du mich abtrünnig finden wirst, huldigst du mit mir dem wahren und lebendigen Gott.“ So ward Georg selbst das erste Opfer des Christenhasses, den er von der Kirche abzuhalten vergebens versucht hatte. In's Gefängniß geführt, wurde sein Leib von Marterwerkzeugen zerrissen und zerstochen, aber er wankte nicht, und Gott, für den er aufgetreten war, heilte ihn sehr rasch. Da ward er dann auf's Neue vor den Kaiser geführt und bekannte sich ebenso freudig wieder zu der Sache Christi, so daß Viele von der Umgebung des Kaisers davon ergriffen und getrieben wurden, sich auch zu Christo zu bekennen. Dadurch wird der Kaiser so erzürnt, daß er diesen muthigen Glaubenszeugen alsbald ergreifen und zum Tode führen läßt. Aber die gegen Georg gerichtete Lanze biegt sich wie Blei; er muß einen schweren Stein auf der Brust tragen, aber ein Engel befreit ihn davon. Er wird auf's Rad gespannt, aber ein Jüngling

in weißem Gewand rettet ihn. Er soll in siedenden Kalk geworfen werden, er kommt aber nicht darin um, sondern geht, Gott laut preisend, daraus hervor. So wird er zu neuem Bekenntniß und zu neuer Marter vor den Kaiser geführt. Er muß in glühenden Schuhen mit nach Innen gekehrten Nägeln gehen, muß einen Gifttrank nehmen, der ihm aber nichts schadet, und wird zuletzt, nachdem vergebens die Kaiserin Alexandra, eine heimliche Christin, für ihn eingetreten war und sich selbst dadurch die Todesstrafe zugezogen hatte, zur Hinrichtung geführt. Mit der Bitte um Vergebung und Erleuchtung für seine Feinde, um gnädige Annahme bei Gott für sich, und mit Preis des Namens Jesu Christi leidet er den Tod, indem ihm das Haupt abgeschlagen wird. So erwirbt er die unvergängliche Märtyrerkrone, nach den Einen in Rom, nach den Andern in Nicomedien.

Die Kirche hat den heiligen Georg nun sehr bald als den eigentlichen Großmärtyrer und namentlich als christlichen Kriegshelden verehrt und seinen Tag, wie der des ersten Märtyrers Stephanus auf das Weihnachtsfest folgt, nahe dem Osterfeste angeschlossen und auf den 23. April angesetzt. Das Märtyrerthum dieses tapfern Drachentödters wird in das Jahr 303 verlegt, und schon Kaiser Constantin war ein großer Verehrer St. Georgs und beförderte seinen Cultus sehr, wie man ja denn später auch in ihm den Triumph der Kirche unter Constantin über die heidnischen Mächte symbolisirt sah. Der Bischof Ambrosius von Mailand, der von 374 bis 397 diese Stelle inne hatte, feierte Sanct Georg's Gedächtniß in seiner weiten Diöcese, die sich bis nach Oberallemannien hin ausdehnte. Papst Gelasius I. (492—496) erkannte ihn als Heiligen an, zählte ihn aber zu den Märtyrern, „welche mehr Gott als den Menschen bekannt sind", womit wohl auf die historische Unächtheit der über ihn vorhandenen Akten hingewiesen wird. Papst Gregor I. (590—604) hat eine dem Einsturz nahe St. Georgskirche (St. Georgio in velabro) erneuert. Aus Gregor von Tours (540—594) wissen wir, daß Georg damals in Gallien hoch verehrt wurde. Die Burgunder am Rhein und die Franken, sobald sie Christen geworden waren, hielten vor Allem den Ritter Georg hoch, und die fromme burgundische Prinzessin Klothilde, die mit Veranlassung dazu war, daß ihr Gemahl, der Frankenkönig, Christ wurde, hat das von ihr zu Cala errichtete Nonnenstift dem heiligen Georg als Schutzpatron gewidmet. Chlodwig errichtete ihm eine Kirche zu Cambray, und der Dichter Venantius Honorius besingt in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts eine vom Bischof Sidonius in Mainz erbaute St. Georgskirche folgendermaßen:

Strahlend erhebt sich die Wölbung Georg's, des heiligen Martyrs,
Dessen endloser Ruhm unser Weltall erfüllt.

Im Gefängniß, in Schlägen, in Hunger, in Kälte und Flammen,
Chriſtum bekennend, den Herrn, ſtieg er zum Himmel empor.
Siehe der Wunderwirker, begraben in Morgenlands Ferne,
Zeigt auch im Abendland ſeine helfende Näh'.
Bau und Tempel, wie ſich's geziemet, weihte der Biſchof
Dort, Sidonius, ein, ſei's ihm denn ſelber zum Heil!

In der Stadt und dem Bisthum Worms waren über 20 Kirchen, Klöſter und Altäre dem St. Georg gewidmet und dieſelben gehen in die älteſte Zeit zurück. So war der Drachentödter Georg in den Landen am Rhein einer der vornehmſten Heiligen. Er wird auch gefeiert in der alten, in Heidelberg aufgefundenen Handſchrift Otfrieds, in einem Lied, welches man in das 9. Jahrhundert zurück verlegt. Es heißt da ungefähr ſo:

„St. Georg zum Kampfplatz fuhr mit großem Heer. Von der Landmark fuhr er zum Gerichtskreis, zum geſetzlichen Tag. Der Tag, an Ruhm der reichſte, war für Gott der liebſte. Weltreich verließ er, Himmelreich gewann er, dieſer Georg der Markgraf. Gott that Alles, was St. Georg ihn bat; er that Zeichen und Wunder. Gefangen und geſchlagen von den Heiden erhob er ſich und predigte ihnen. Von Neuem gebunden, an's Rad geheftet und zerbrochen, erhob er ſich wieder und ſtand unter ihnen. Mit Peitſchen gehauen, in den Brunnen geſtürzt und mit Steinen bedeckt, erhob er ſich wieder, hieß ſie zu ſich kommen und predigte ihnen, ſagend, ſie ſeien verloren, vom Teufel betrogen. Dem Höllenhund gebot er, und der fuhr zum Abgrund."

Nichts war nun natürlicher, als daß die Blüthezeit des deutſchen Ritterthums, die Kreuzzüge, der Verehrung St. Georgs neuen Anſtoß geben mußten. Zogen die deutſchen Grafen und Herrn unter ſeinem Schutz und zum Theil unter ſeiner Fahne in den Orient zur Eroberung des heiligen Grabes, und war er es, der zu ihren Kämpfen und Abenteuern ſie begeiſterte, ſo fanden ſie dort, in dem eigentlichen Heimathland des muthigen Drachentödters, denſelben auch hoch verehrt und brachten ſeinen Dienſt ſo gewiſſermaßen zum zweitenmale aus dem Morgenland in's Abendland mit heim. Kamen die Kreuzfahrer in den Hellespont, ſo begegneten ſie ihm, indem die Meerenge nach einer in Conſtantinopel an ihr gelegenen Kirche den Namen Arm St. Georgs führte. Näherten ſie ſich der Stadt Damascus, ſo zeigte man ihnen den Stein, von welchem aus ſich Georg zu ſeinem großen Drachenkampf zu Roß geſchwungen haben ſoll. Begegneten ſie auf ihren Zügen zu Land oder zu Meer Armeniern, Georgiern, Genueſen, bei Allen fanden ſie ihren St. Georg hoch in Ehren. Was Wunder, daß ſie glaubten, ihr St. Georg, der uralte chriſtliche Beſieger des Drachen Heidenthum, ſtreite perſönlich für ſie, nun es galt, das Grab ihres Er-

lösers aus der Gewalt der Ungläubigen zu befreien. Die schwierigen Kämpfe, die abentenerlichen Erscheinungen, die gefährlichen Thiere, die den Kreuzrittern im Morgenland aufstießen: Alles ließ die Helden bei Ueberwindung dieser Schwierigkeiten zumeist als Nachfolger St. Georg's erscheinen, und sie sahen in ihm das Ideal des Ritterthums nach allen Seiten hin verherrlicht: als christlicher Ritter und Märtyrer, der sein Leben für seinen Glauben gelassen, als Retter der verfolgten Unschuld, für die er in den Kampf gegangen, als Huldiger der Frauen, der für die schöne Königstochter Leib und Leben eingesetzt, als Ehrenmann, der, ohne von Menschen Dank zu begehren, nur für seinen Gott und seine Ehre stritt, als kühner Abenteurer, dem der gefährlichste Kampf der liebste war.

So stellt der Ritter und Märtyrer Georg in sich die merkwürdige Vereinigung von Ritterthum und Christenthum dar, die die Kreuzzüge charakterisirt, und Kirche und Staat verbanden sich zu seiner Verehrung; Kreuz und Schwert vereinigten sich in ihm, wie sie in der That nur in Gemeinschaft das Heidenthum und den Muhamedanismus in Europa zurückzudrängen im Stande waren, wozu die Bildung geistlicher Ritterorden so wesentlich beitrug. Kaiser Friedrich III. gründete im Jahr 1468 einen besonders aus Geistlichen und Rittern bestehenden Georgs-Orden zur Bekämpfung der Türken, dessen Ordensmeister in einem Salzburgischen Kloster seinen Sitz haben sollte. In Schwaben wurde 1392 die Gesellschaft des St. Georgsschildes gegründet und dabei ausdrücklich ausgesprochen, „daß ein Deutscher, wo man gegen Heiden ziehe, das St. Georgenbanner in der Hand führen solle". Und auch im Jahre 1475 stritten die Schwaben und die Franken am Niederrhein darüber, wer die Ehre haben solle, die St. Georgsfahne voranzutragen, worauf der Kaiser einen Wechsel nach Tagen dafür festsetzte. Aber auch in England wurde der kühne Drachentödter sehr hoch gehalten, und im Jahr 1222 bestimmte das National-Concil zu Oxford seinen Tag zu einem gebotenen Festtag; als dann 1330 Eduard III. den Hosenbandorden stiftete, konnte er ihn unter keines Andern Protection stellen, als unter die St. Georg's, in dessen Namen er bei Crecy siegte.

Nahe lag nun der Gedanke, daß St. Georg bei den Kämpfen seiner getreuen Ritter persönlich sich betheilige. So namentlich in den Kreuzzügen. Bei der Eroberung von Jerusalem soll, als man auf den inspirirten Rath eines Priesters die Reliquien Sanct Georgs vor die Stadt brachte, Hülfe gekommen sein, indem der Held in schneeweißem Kleide, eine weiße Fahne mit rothem Kreuz in der Hand, erschien und den Christen voran die Mauern der Stadt erstieg. Und bei der Belagerung von Antiochien 1098 soll er einem Kaplan erschienen sein als Träger des Kriegsbanners gegen die Ungläubigen, daher nun noch häufiger sein Bild auf die Kriegs-

fahne gebracht wurde. Auch den Spaniern hat St. Georg nach der Sage, die Uhland in einem Gedichte besingt, in der Gestalt des Pascal Vivas, während dieser fromme Heerführer in St. Georg's Kapelle betete, den Sieg über den Maurenkönig Almansor erkämpft.

Noch in verschiedenen andern Gegenden localisirt sich die Sage von Georg. In Schwaben gibt es in der Nähe von Imendorf einen St. Georgswasen, auf welchem in uralter Zeit ein Lindwurm lagerte. Jedes Jahr mußte ihm ein durch's Loos bestimmtes Menschenopfer gebracht werden, bis eines Tages, als eben wieder eine Jungfrau ihm zur Speise gegeben werden sollte, der Ritter St. Georg sie rettete. An der Stätte, wo sein Schloß gestanden haben soll, steht jetzt die St. Georgskirche des Orts, und bei dem St. Georgswasen ist das St. Georgsbrünnlein, die Georgenwiese und die Georgenäcker. Der Georgentag aber ist auch in Imenstadt ein Hauptfesttag, der mit Volksbelustigungen gefeiert wird. (Vergl. Panzer Beiträge zur deutschen Mythologie II, 77.) Auch in Sachsen bei Leipzig spielt eine St. Georgsgeschichte ähnlicher Art, wie Backhaus in den Sagen Leipzigs erzählt. Der Drache soll da vor dem Ritter geflohen, aber in der jetzigen Ritterstraße von ihm eingeholt sein, wobei das Roß ein Hufeisen verlor, welches in eine alte Linde fuhr, aus der es in die an ihrer Stelle erbaute Nicolauskirche kam. Der Drache wurde nach der Sage entweder auf dem St. Thomaskirchhof, oder bei dem St. Georgenhaus getödtet. An beiden Orten ist St. Georg mit ihm kämpfend abgebildet. Auch in Unterfranken in der Stadt Marktbreit am Main soll ein Lindwurm, im Stadtgraben liegend, sein Menschenopfer gefordert haben, bis er erlegt wurde, und zum Dank dafür prangt St. Georg in Stein gehauen am Rathhause. Ja noch aus dem 16. Jahrhundert wird von einem Ritter Georg von Frankenstein erzählt, der einen Lindwurm erschlägt, dabei aber selbst um's Leben kommt. Ferner wird aus den Niederlanden von einer St. Georgsthat berichtet, die bei Oudenarde geschehen sein soll. Der Drache wurde getödtet, als er eben eine Königstochter verschlingen wollte, und seine Haut ward von dem König in einer zum Dank dafür erbauten Kapelle, „de Kesel" genannt, aufgehängt, wo sie noch in den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts gezeigt wurde. Aber auch in Ost-Europa wurde St. Georg hoch verehrt, besonders in Rußland, woselbst alte Münzen aus dem 14. Jahrhundert ihn verherrlichen und sein Bild als Drachentödter zeigen. In der Krim namentlich wird St. Georg hoch gefeiert. Auch die Walachen kennen und verehren ihn als Schutzpatron. Dort soll eine Tagereise oberhalb Orzowa St. Georg den Kopf des Drachen in eine Höhle geworfen haben, und aus seiner verwesenden Zunge hätten sich dann die gefährlichen giftigen Fliegen jener Gegend gebildet, wie Schott

in den wallachischen Sagen erzählt. Auch in Prag steht St. Georg's Statue in Bronze auf dem Hradschin. Er ist ferner Schutzpatron Englands, Baierns, der Städte Ulm, Eisenach, Mansfeld u. s. w., und der Kirchenpatron unzähliger Kirchen in Städten und Dörfern des Rheinlandes, wo in Stein gehauen, in Holzschnitt, oder als Gemälde das Bild des muthigen Drachentödters hoch auf weißem Roß in glänzender Rüstung prangt, und sein Tag am 23. April oder dem nachfolgenden Sonntag festlich begangen wird.

So war nicht nur St. Georg in den verschiedensten Gegenden Deutschlands ein beliebter Volksheiliger, sondern es wurde auch seine That als eine öfter an verschiedenen Orten von verschiedenen Rittern wiederholte dargestellt, was ja seinen guten Sinn hat, wenn man ihre symbolische Bedeutung im Auge behält, den Sieg des Christenthums über den Drachen Heidenthum, wo und wie dieses im Einzelnen immer noch der Gemeinde als der Braut des Herrn gefährlich war. Georg's Märtyrerthum kommt dabei weniger zur Sprache; allein auch das galt ja viel, was namentlich daraus hervorgeht, daß nicht weniger als fünf Kirchen in verschiedenen Gegenden das Haupt des Heiligen und dreizehn einen von seinen Armen zu besitzen behaupten.

Drachen und Dämonen vertrieben zu haben wird nun auch verschiedenen alt-germanischen Heidenbekehrern, z. B. einem Fridolin und Gallus nachgerühmt, was sich leicht erklärt, wenn man ihre Lebensaufgabe als Besieger des Heidenthums durch Wort und Leben in's Auge faßt. Auch ein Schüler des Gallus, der heilige Magnus, wird als Drachensieger in Ober-Deutschland genannt. Als er mit einem Presbyter und seinem Freunde Theodor zu Füssen im Gebet war, kam der Lindwurm auf sie zu. Magnus stand auf und ging mit dem Krummstab des heiligen Gallus und dem Kreuz auf ihn zu und bedrohte ihn also: „Im Namen meines Herrn Jesu Christi befehle ich dir, daß du hier liegen bleibst und daß der Teufel, der in Dir sich verbirgt, dich selbst erschlägt." Er schlug ihn dann mit dem Krummstab auf den Kopf, daß er starb. — Eben so weiß die kirchliche Sage in Frankreich von einer ganzen Reihe von Drachen an verschiedenen Orten, die von den ersten Verkündern des Christenthums daselbst getödtet worden sein sollen. In der Vendôme hauste ein großer Drache in einer Höhle und ergriff die Vorübergehenden, bis St. Bié oder Bienheureux, ein Schüler Martin's von Tours, ihn mit seinem Stab tödtete; in Mans wurde der Drache von dem ersten Bischof der Stadt, Julian, erschlagen; in der Pariser Vorstadt St. Marcel von dem heiligen Marcellus. In Bordeaux war ein Drache, der eine Jungfrau in einem Thurme gefangen hielt, bis man ihm den Stab des heiligen Martial vorhielt, vor welchem er floh und verschwand; in Rouen hieß der heilige Romanus der Drachentödter; in Metz hat der erste

Bischof der Stadt, der heilige Clemens, einen in einem Thurm hausenden Drachen getödtet, dessen Name Graoulli genannt wird. Die Stola des Bischofs hat nach einem dort vorhandenen Bilde den Drachen wie eine Kette umschlungen. Seitdem wurde bis zur französischen Revolution zu Ehren dieses Drachentödters, ähnlich wie in Poitiers, ein Drachenbild jährlich in feierlicher Prozession mitherumgeführt und zuletzt von den Kindern ausgepeitscht. Während sonst die Drachenbezwinger unbestritten als Besieger des Christenthums über das Heidenthum zu gelten haben, wie auch die alte Sage von dem in Metz bezeugt, haben, nach dem Berichte des Präfecten Dupin, die Benedictiner in neuerer Zeit ihren Schülern die Lehre vorgetragen, es sei die ganze Drachengeschichte nur Allegorie um die Erstickung des Monstrums der Ketzerei*) durch den Bischof Clemens I. darzustellen. Der Akademiker Lenoir, dessen Berichte in den Abhandlungen der Celtischen Akademie in Frankreich Heber in obengenannter Schrift die Mittheilungen über die französischen Drachentödter entnommen hat, gibt als Resultat seiner Darstellung folgendes Resüme: „Folglich sind der heilige Georg als Drachenbesieger, der heilige Michael als Besieger eines ähnlichen Monstrums, welches man den Teufel nennt, der heilige Romanus, welcher Rouen, der heilige Clemens, welcher Metz, der heilige Marcellus, welcher Paris von dem giftigen Drachen befreite, ganz einfach, wenn man sie ihrer allegorischen Hülle entkleidet: die Tugend, welche über das Laster siegt." Aber sie sind mehr, wie wir gesehen haben, sie sind das Christenthum, welches über das Heidenthum siegt.

---

Wir kommen jetzt zu einer Reihe von Siegern des Christenthums über das Heidenthum in West-Europa, die ganz einfach den Namen Victor, Sieger, tragen, und großentheils ihrem Stande nach nicht, wie die zuletzt genannten Drachenbesieger, Geistliche, sondern Krieger sind. Christliche Kämpfer nahmen ja von der ältesten Zeit her eine besondere Stelle ein als Zeugen des Evangeliums und als Märtyrer, wie Sebastianus, Marcellus, Martin von Tours, Mauritius u. A., und für unsere Rheingegend werden namentlich die Soldaten der Thebaischen Legion als Zeugen des Christenthums genannt. Unter ihnen ist mehr als ein Victor.

In den ersten Jahren des 4. Jahrhunderts hat es einen Märtyrer St. Victor in Marseille gegeben, der als ein Streiter abgebildet wird, welcher den Drachen siegreich unter seine Füße tritt.

*) So ist es auch wohl zu verstehen, wenn man in neuerer Zeit mit Vorliebe den Pabst darstellt, wie er einen ihn angreifenden Drachen bedroht.

So ſteht er auch auf der alten Marſeiller Chronik von Quesnäus. Er wurde in dieſer Stadt ſehr hoch gehalten und ihm eine Kirche gebaut, die der berühmte fränkiſche Chroniſt Gregor von Tours kennt. Er erzählt im 9. Buch ſeiner Chronik Cp. 22, daß bei einer durch ein ſpaniſches Schiff eingeſchleppten verheerenden Peſt in Marſeille im Jahr 588 der Biſchof Theodorus, während die meiſten Einwohner geflohen waren, mit den wenigen Zurückbleibenden ſich in den Mauern der Kirche des heiligen Victor aufhielt und dort ſo lange die Peſt in der Stadt wüthete, die Barmherzigkeit Gottes anflehte. Auch die Stadt Mainz hat ihren Victor, der gleichfalls ein Krieger war. Im 10. Jahrhundert wurde ihm das St. Victorsſtift daſelbſt gegründet. Auf deſſen Siegel wird er dargeſtellt als ein Geharniſchter, in der Rechten eine Lanze mit einer Fahne, in der Linken ein Schild mit dem Kreuze; an dem abgebrochenen Rande des Siegels ſcheint wohl der Drache geweſen zu ſein. Ferner iſt ein St. Victor zu nennen, der für die Ausbreitung des Chriſtenthums in der Gegend von Worms und Speier Bedeutung gewonnen hat. Er war der erſte Biſchof von Worms und ſoll um 370 gelebt haben. In der Chronik von Worms heißt es von ihm: Dieſer Victor ſoll die Wormſer zum chriſtlichen Glauben bekehrt haben juxta versus:

Victor Vangionum victricia signa triumphi,
Erexit praesul non sine laude piis.

An den Rand hat dem eine andere Hand beigeſchrieben: „nebſt zu Worms auch zu Speier das Chriſtenthum ausgebreitet haben.“ Heber bringt mit ihm in Verbindung die Taufe von 80,000 Burgunden bei Worms im Jahr 413. Wir kommen ſpäter näher auf den eigenthümlichen Zuſammenhang zwiſchen dem Viktor von Worms, dem Viktor von Xanten und dem Siegfried von Xanten, der nach dem Nibelungenlied nach Worms zog, zurück. Vorab ſei aber noch ein Victor von Mayland erwähnt und ein Victor von Genf. Von erſterem weiß man wenig Anderes, als daß er um 303 daſelbſt den Märtyrertod erlitten haben ſoll. Biſchof Ambroſius von Mayland erwähnt denſelben. Der Victor von Genf gehört, wie der von Xanten und wohl auch jener von Mayland, der in der chriſtlichen Sagengeſchichte berühmt gewordenen Thebaiſchen Legion an. Es erzählt nämlich der fränkiſche Chroniſt Fredegar (Cap. 22), daß um das Jahr 600 in der Kirche zu Genf der Leichnam eines Märtyrers der Thebaiſchen Legion ausgegraben ſei; des Nachts ward einem der drei daſelbſt anweſenden Biſchöfe im Traum geoffenbart, daß es der heilige Victor geweſen ſei. Dieſe Mittheilung kann mit den Burgunden und ihrem Victor inſofern in Zuſammenhang ſtehen, als jene Kirche in Genf von der burgundiſchen Prinzeſſin Sedeleuba, Schwägerin Chlodwigs, um 500 erbaut ſein ſoll.

Der niederrheinische Victor zu Xanten, wo die Römer ihr Castra vetera und ihre Colonia Trajana hatten und das zur Frankenzeit als Klein-Troja blühte, wird nun als ein Cohortenführer und Märtyrer der im ganzen Frankenreiche so hoch verehrten Thebaischen Legion genannt. Diese wird ihrem Ursprung nach in die Thebais zurückgeführt und auch Thebäi genannt. Sie soll, wie Einige wollen, vom Bischof von Jerusalem bekehrt, aus lauter Christen bestanden und damals 6600 (oder auch 6666) Mann gezählt haben. Aus dem Orient soll sie dem Kaiser Maximian zu Hülfe gesandt sein. Dieser begann aber nun mit seinem Mitregenten Diocletian eine heftige Christenverfolgung, und als die Truppen beordert wurden, den Götzen zu opfern und die Christen zur Strafe zu führen, weigerten sie sich, und die Legion zog von Oktodurum in die agaunischen Engpässe, wo jetzt St. Maurice liegt. — Maximian soll sich damals gerade auf einer Reise ermüdet zu Oktodurum, jetzt Martigny, am Fuße des großen St. Bernhard, aufgehalten haben. Er ließ die seinem Befehl ungehorsame Legion decimiren, d. h. jeden zehnten Mann tödten, und als das nicht half, nochmals decimiren. Aber die übrig gebliebenen weigerten sich noch, die Hand zur Christenverfolgung zu bieten. Hierin bestärkte sie ihr Anführer Mauritius, der Unterweiser in der Kriegskunst Exuperius und ein dritter Candidus. So schickten sie Botschaft an Maximian, daß sie in Allem, was nicht gegen Gott streite, ihm gehorsam sein und tapfer gegen Feinde und Gottlose, aber nicht gegen Fromme und Bürger streiten wollten. Sie seien Christen und könnten daher gegen die Christen nicht auftreten. Ihre Genossen priesen sie wegen ihres Märtyrerthums und erklärten sich auch bereit, Alles zu erdulden. Der Kaiser befahl nun, Alle zu tödten, worauf die Thebäer ohne Widerstand die Waffen niederlegten und für ihren Herrn Christus den Tod litten. Der Boden war bald mit den Leibern der Erschlagenen bedeckt und Ströme von Blut flossen in die Rhone hinab. So erzählt Bischof Eucherius von Lyon zwischen 430 und 440 diese Legende. Nach einer andern Lesart rückte um 286 oder 287 unter Kaiser Diocletian die aus lauter Christen bestehende Thebaische Legion gegen Gallien vor, um einen Aufstand daselbst zu dämpfen. Im Rhonethale, nahe bei den agaunischen Pässen, sollte die Kämpferschaar einem Götzen Opfer darbringen. Die Thebaische Legion weigerte sich dessen beharrlich und wurde mit ihrem Anführer Mauritius niedergehauen. An der Stelle ihres Märtyrerthums, am Fuße des St. Bernhard, wurde ein Kloster gegründet, das agaunische, welches, wie Gregor von Tours (Chronik B. III Cp. 5) erzählt, der Burgundenkönig Sigmund nach seinem Verfall 516 wieder herstellte. Der Ort wurde bald nach dem Namen des Haupt-Märtyrers der Thebaischen Legion St. Maurice genannt.

Die Existenz dieser Thebaischen Legion und ihres Märtyrer-

thums steht nach genauen kritischen Untersuchungen doch wohl historisch fest, wenn sie auch nicht ausschließlich aus Christen bestanden haben mag; die Zeugnisse dafür gehen bis in's 5. ja 4. Jahrhdt. zurück. Unter der Regierung Maximians und Diocletians waren mehrere Thebaische Legionen entstanden, und daß in denselben viele, wahrscheinlich die meisten Soldaten Christen sein mußten, ist zu schließen aus dem Kirchenhistoriker Eusebius, der bezeugt, daß bei der Christenverfolgung Diocletians in der Thebais eine unendliche Anzahl Christen den Märtyrertod mit seltener Standhaftigkeit starben. Auch begann die Verfolgung bei dem Heere, und es steht fest, daß Maximian zu der Zeit, in die das Märtyrerthum der Thebaischen Legion verlegt wird, im September 302 in der Nähe von Agaunum sich aufhielt, indem er, nach dem Abgang des Constantius nach Britanien, im August 302 in Cöln gewesen war, aber bald zur Dämpfung eines Aufstandes in Afrika durch das Walliser Land nach Italien zog. Ein von ihm am 1. November 302 in Brunduſium vollzogenes Gesetz beweist das. (Vergl. den Aufsatz Mauritius in Piper's Ev. Kalender von 1869.) Sonach steht einer derartigen Thatsache, wie sie Eucherius berichtet, die historische Möglichkeit zur Seite, ohne daß ihre Einzelnheiten genau erwiesen wären. Eucherius beruft sich für seine Mittheilung auf seine Erkundigungen beim Bischof Isaak von Genf. Er sagt in dem Begleitschreiben seines Berichtes über die Märtyrer an den Bischof Sylvius von Oktodurum: „Ich sende dir die Leidensgeschichte unserer Märtyrer, denn ich besorgte, daß durch Saumseligkeit das Andenken eines so herrlichen Märtyrerthums verloren gehen könnte. Ich habe den wahren Hergang der ganzen Sache von tüchtigen Leuten erforscht, von solchen nämlich, welche die Geschichte dieses Leidens von dem heiligen Isaak, Bischof von Genf, gehört zu haben behaupten, der sie wieder, wie ich glaube, von einem Manne aus viel früherer Zeit erfahren hat.“ Er wird damit wohl den Bischof Theodor von Wallis meinen. —

Es liegt am Ende nur ein Zeitraum von 70 bis 80 Jahren zwischen der Zeit des Märtyrerthums der Thebäer und seiner frühesten Bezeugung. Denn schon Ambrosius von Mailand, der 397 starb, sagt in einer Rede zu Ehren des heil. Nazarius: „Jede Stadt rühme sich, wenn sie einen Märtyrer den ihrigen nenne; Mailand dürfe sich deshalb mit Recht rühmen, daß es eine ganze Armee himmlischer Soldaten die seinige nenne.“ Ein weiteres Zeugniß findet sich in der Schrift des heil. Victricius, Bischof von Rouen, „Vom Lob der Märtyrer,“ aus dem Jahr 390, der berichtet, daß gegen Ende des 4. Jahrhunderts der mailändische Priester Cario zwei Phiolen des geheiligten Blutes der militärischen Märtyrer von Agaunum für ihn und für den heiligen Martin von

Tours mitgenommen habe, deren beider Bekanntschaft Ambrosius 378 auf seiner Reise zu Maximus nach Trier gemacht hatte, weßhalb er ihnen Reliquien sandte. Ferner ist zu erwähnen ein Zeugniß in der einem Mitgliede des Klosters zu St. Mauritius dedicirten Biographie des heiligen Romanus aus dem Jahr 520, welcher seine Reise nach Agaunum zu den Castra martyrum, sowie einen schon damals existirenden Bericht über ihr Märtyrerthum erwähnt, womit wohl der des Eucherius gemeint sein wird. Er theilt dann mit, daß die Basilika und das Castrum zu Agaunum nicht die Gebeine der ganzen Legion habe umfassen können. Diese Reise des Romanus scheint zwischen 460 und 70 stattgefunden zu haben. Von Bedeutung ist dann aber auch für die Thebaische Legion ein vorhandenes Bruchstück von einer Homilie, die Bischof Avitus von Vienne um 517 bei der neuen Einweihung des schon früher über dem Grabe der Märtyrer entstandenen, jetzt vom Burgunden-König Sigismund erweiterten Klosters von Agaunum gehalten hat. In dieser Homilie kommt schon der wesentliche Inhalt der Sage von den Thebäern, namentlich das zweimalige Decimiren vor. Die Schenkungsurkunde des Königs Sigismund findet sich bei den Acten eines Concils, welches im Jahr 523 im Kloster zu Agaunum gehalten worden sein soll, aber diese Acten tragen Spuren späteren Ursprungs an sich, so daß sie vielleicht zur größeren Verherrlichung des Klosters später der Schenkungsurkunde vorgelegt sein könnten. Es kommen in den Acten auch außer Mauritius die andern drei Anführer: Exuperius, Candidus und Victor schon vor, die mehr den Martyrologien als der Geschichte angehören. Auch das Leben des Victor von Marseille bietet ein Zeugniß für das Märtyrerthum der Thebäer. Ebenso weiß Gregor von Tours (540–94) von der Erbauung des Klosters zu Agaunum zu Ehren derselben, sowie von ihrer Verzweigung nach Cöln hin, und der gleichzeitige Dichter Venantius Fortunatus, Bischof von Poitiers, der um 609 starb, erwähnt in einem seiner Gedichte die Legio felix agaunensis. Auch hat man im Bette der Arve zu Genf einen Schild gefunden, der die Thebäer darstellen soll mit der Unterschrift: D. M. Valentiniani Augusti. Nun regierte Kaiser Valentinian I. von 364 bis 375, Valentinian II. von 375 bis 392 und Valentinian III. von 425 bis 455. Die Ächtheit des Schildes und seine Deutung auf die Thebäer angenommen, wäre derselbe also, welcher Valentinian auch gemeint sein mag, immerhin ein sehr altes Zeugniß für diese Märtyrer.

Wenn nun mit all diesen Zeugnissen auch die Existenz einer, eine Anzahl für ihren Glauben sterbender Christen zählenden Thebaischen Legion zu Ende des 3. oder zu Anfang des 4. Jahrhdts. erwiesen ist, so ist damit doch nicht bewiesen, daß diese Legion gerade ausschließlich aus Christen bestanden habe, und ihre völlige

Niedermetzelung durch die Heiden (nach einer Lesart der Legende sollen sich die Christen sogar aus übertriebenem Gehorsam gegen den kaiserlichen Befehl selbst untereinander getödtet haben) ist vollends unwahrscheinlich. Einmal hatten die Kaiser damals gerade die Soldaten viel zu nöthig, als daß Einer zu solch einem Schritte hätte übergehen sollen, und dann müßte ein so außerordentliches Ereigniß, das einer ganzen Legion den Untergang gebracht hätte, auch jedenfalls in den gleichzeitigen und spätern Berichten über die Diocletianische Verfolgung mitgetheilt sein, was aber nicht der Fall ist. Rechberg, der in seiner Kirchengeschichte Deutschlands eingehende Untersuchungen über die Thebaische Legion anstellt, macht namentlich auf das desfallsige Schweigen des Eusebius aufmerksam, der wohl, wie wir hörten, von vielen Märtyrern aus der Thebais weiß, aber nicht von dem Leiden einer Thebaischen Legion in der Schweiz, wobei nun freilich zu bedenken ist, daß er überhaupt die Angelegenheiten des Abendlandes weniger genau kennt. Aber auch der spanische Geschichtschreiber Orosius, zu Anfang des 5. Jahrhdts., der von dem Zug Maximian's gegen die Bagauden in Gallien redet, weiß nichts davon, und ebenso wenig Sulpitius Severus, der Dichter Prudentius und der Zeitgenosse Lactantius, welcher von den „Tödtungen der Verfolgten" schreibt und die Grausamkeit des Maximian schildert. Hiernach dürfte sich doch wohl das Märtyrerthum der Thebaischen Legion auf eine kleinere Anzahl von christlichen Soldaten in derselben beschränkt und Ambrosius von Mailand wie Eucherius etwas stark übertrieben haben.

Mit der Angabe der in Agaunum niedergemetzelten vollständigen Legion von 6600, die vielleicht des Eucherius Gewährsmann Theodorus von Wallis aus irgend einer, wer weiß von was für einem Kampf- oder Begräbnißplatze herrührenden, sehr großen Anzahl aufgefundener Leichname mag geschlossen haben, steht nun eigentlich auch die weitere Ausbildung der Legende selbst in Widerspruch, wodurch sie auf den Niederrhein hinüber gezogen wird. Denn wenn die christliche Legion in der runden Zahl von 6600 schon in Agaunum unter dem Schwert der Heiden gefallen ist, woher kamen dann noch ihre Reste nach Bonn, Cöln und Xanten? Die auch vorkommende etwas größere runde Zahl von 6666 erklärt das noch nicht hinreichend. Denn dahin geht doch die weitere Ausbildung der Legende, daß die Thebaische Legion vor ihrem Märtyrerthum den unter Führung von Armand und Älian ausgebrochenen Aufstand der Bagauden, des Landvolks in Gallien, habe niederkämpfen sollen, und erst auf dem Rückmarsch niedergemetzelt sei. Es sei dann aber noch der Usurpator Carausius in Britanien zu bekämpfen gewesen, zu welchem Zweck Theile der Thebaischen Legion rheinabwärts gesandt wurden, während das Gros derselben nach

Italien zurückmarschirte und auf diesem Wege bei Agaunum wegen Weigerung den Göttern zu opfern niedergemetzelt wurde. Da sei dann derselbe grausame Befehl auch für die unter Cassius und Florentius, Gereon und Victor nach dem Niederrhein detachirten Abtheilungen ergangen, und heidnische Truppentheile zur Ausführung desselben ihnen nachgeschickt worden. So seien in Bonn (Verona) die erstgenannten beiden Cohortenführer mit 7 Genossen, in Cöln, der alten Colonia Agrippina, der Fahnenträger Gereon (früher auch Malosus) mit 318, und in Xanten, der alten Colonia Trajana, Victor mit einer halben Cohorte, 330 oder 333 Mann, getödtet worden. Gereon wird zuerst in einem Martyrologium aus dem 8. Jahrhundert genannt, er soll Signifer, Fahnenträger, gewesen sein, Victor wird als Cohortenführer, als Fahnenträger oder auch als Veteran dargestellt, der eigentlich nicht zu den Thebäern gehört habe, was auch von Cassius und Florentius unsicher ist. Für Trier wird auch noch ein gewisser Thyrsus genannt, und von einem Ursus und Victor, welche zu Solothurn den Märtyrertod erlitten haben sollen, gibt Eucherius selbst zu, daß die Legende sie zu Thebäern gemacht habe. Es sollen nachher auch noch 300 Mauritaner Theil genommen haben an dem Märtyrerthum der niederrheinischen Thebäer. Im Martyrologium Hieronymianum werden am 9. Okt. für Cöln 317 Märtyrer ohne Nennung eines Namens aufgeführt, dann am 10. Okt. Cassius, Florentius und Victor, und für Cöln ein Mallusius mit 330 Gefährten. Eucherius schon läßt nach vollendetem Blutbade einen Veteran Victor bei der Thebaischen Legion eintreffen und sterben, aber dabei ist Xanten noch nicht genannt. Das Martyrologium Beda's führt für den 10. Okt. St. Victor mit seinen Gefährten an. Gregor von Tours berichtet einfach, daß 50 Mann der Thebaischen Legion in Cöln als Märtyrer gestorben seien. Daraus ist wohl nach und nach, theilweise erst im 10. und 11. Jahrhundert, die weitere Ausbildung der berühmten Legende von den Thebäern für den Niederrhein entstanden, wofür die historischen Anknüpfungspunkte nicht nachzuweisen sind, und auch die kirchlich erbauliche Darstellung weiß für sie nur zu wiederholen, was von denen in der Schweiz gilt; aber soviel ist sicher, daß die Verehrung der Gebeine der Märtyrer an diesen niederrheinischen Orten gleichfalls in eine sehr alte Zeit zurück fällt, wie die in Agaunum oder Martigny. Dort wurden ja sehr frühe schon in der 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts von überall her Wallfahrten zu den Gräbern dieser militärischen Märtyrer veranstaltet. Eucherius schreibt an den Bischof Sylvius von Oktodurum: „Man kommt aus verschiedenen Provinzen hieher (nach Agaunum), um die kostbaren Reliquien dieser Heiligen zu verehren und ihnen Gold, Silber und dergl. darzubringen." An diesen Grabstätten sollen dann auch Wunder, namentlich Kranken-Heilungen und Dämonen-Austreibungen

geſchehen ſein. Einſt ſollen die Heiligen einem heidniſchen Schmied, der an der für ihre Verehrung beſtimmten Baſilika auch des Sonntags arbeitete, erſchienen und dieſer dadurch bekehrt worden ſein. Und das über ihren Gebeinen entſtandene alte Kloſter zu Agaunum bedurfte, wie wir ſahen, zu Anfang des 6. Jahrhunderts ſchon einer Erweiterung. Von dem Abt dieſes Kloſters, dem hochangeſehenen Severin, begehrte dann der große Frankenkönig Chlodwig im Jahr 506 von ſeinen körperlichen Leiden geheilt zu werden, wie denn die Reliquien und das Blut der Thebäer, wie oben bemerkt, ſchon zu Ende des 4. Jahrhunderts bei den Franken in Anſehen ſtanden.

Für die niederrheiniſchen Märtyrer der Thebaiſchen Legion führt nun die Legende die Sammlung und Verehrung ihrer Gebeine auf die Mutter des Kaiſers Conſtantin, die heilige Helena, zurück, welche in dem damals ſchon vom Chriſtenthum erfaßten Trier einen Palaſt gehabt haben ſoll. In Xanten ſollen ſie an ſumpfige Örter, in Cöln in einen Brunnen geworfen und dann von der genannten Fürſtin an beiden Orten — für Cöln wird die Zeit zwiſchen 318 und 320 angegeben — geſammelt und Kapelle oder Baſilika darüber erbaut worden ſein. So viel iſt ſicher, daß, was Cöln betrifft, ſchon Gregor von Tours gegen Ende des 6. Jahrhunderts von einer prächtigen Baſilika daſelbſt weiß, in der 50 Mann von der Thebaiſchen Legion gemartert ſein ſollen. Er rühmt ihre Pracht an muſiviſcher Arbeit und Gold, ſo daß ſie vom Volk „zu den goldenen Heiligen“ genannt wurde, und weiß auch von der Wunderkraft der Märtyrergebeine in Cöln, namentlich, daß Biſchof Ebregiſilus von Cöln durch Staub aus ihrem Grabe von Kopfweh geheilt ſei. Ohne den Namen zu nennen, meint Gregor von Tours ganz gewiß die uralte St. Gereonskirche in Cöln*). Auch die erſte Gründung der Bonner Münſterkirche zu Ehren der Thebäer Caſſius und Florentius wird auf die Kaiſerin Helena zurückgeführt. So viel iſt ſicher, daß dieſe alten Kirchen, wie Sanct Gereon in Cöln und St. Victor in Xanten, von der früheſten Zeit her zu den bevorzugteſten und berühmteſten Stätten des chriſtlichen Cultus am Rhein gehört haben und gehören. In der Frankenzeit beſtätigte unter Anderen Kaiſer Lothar I. um 853 einen Erlaß des

*) An der alten Bezirksſtraße von Cöln nach Venlo, ¼ Stunde vom Ehren- und Hahnenthor entfernt, am jetzigen Ehrenfeld gibt es ein uraltes unterirdiſches Gewölbe, welches zur Zeit der Römerherrſchaft den Chriſten in Cöln als geheime Verſammlungsſtätte gedient haben ſoll. Es iſt jetzt verſchüttet, aber doch noch kenntlich und mit einem Denkmal geziert. Da ſoll denn auch zugleich die Begräbnißſtätte der in Cöln gefallenen Märtyrer der Thebaiſchen Legion geweſen ſein. Das Gewölbe und ſeine Umgebung wird daher auch Mechtern genannt. 1110 baute Erzbiſchof Philipp von Heinsberg darüber das Kloſter Mechtern.

Erzbischofs Gunthar von Cöln, durch welchen von Cöln emancipirt und privilegirt werden „die Münster des heiligen Märtyrers Christi Gereon und seiner Genossen, St. Severin, St. Cuniberts, der seligen Jungfrau, des heil. Cassius und Florentius, des heil. Victor, des heil. Panthaleon."

Mag es nun also auch mit der Legende in ihren einzelnen Zügen ein fragliche Sache sein, so steht doch die Thatsache der hohen Verehrung dieser militärischen Heiligen, von denen Xanten seit dem 9. Jahrhundert sogar seinen Namen Sancten trägt, unter den Franken am Rhein seit der frühesten Zeit fest. Und das weist einmal auf die besondere Vorliebe dieses tapfern, kriegslustigen Volkes hin, das an diesen muthigen Glaubenskämpfern, namentlich wenn sie überdies noch aus dem Kriegerstande hervorgegangen waren, besonders Wohlgefallen fand; dann aber auch darauf, daß doch römische Soldaten, darunter solche, die für ihren Glauben starben, ohne Zweifel auf die Bekehrung der alten Volksstämme am Rhein zuerst einen durchgreifenden Einfluß müssen geübt haben.

Was das erste betrifft, so ist recht charakteristisch eine Stelle in dem Prolog zu den salischen Gesetzen, wo es von den Franken also heißt: „Denn dies ist das Volk, welches, da es stark und von mächtiger Kraft war, das sehr harte Joch der Römer im Kampf von seinem Genicke abschüttelte, und nachdem es die Taufe erhalten, die Leiber der seligen Märtyrer, welche die Römer mit Feuer verbrannten oder mit dem Schwerte erwürgt oder den wilden Thieren zum Zerreißen vorgeworfen hatten, mit vielem Aufwand mit Gold und kostbaren Steinen schmückte." Und wie sich die Gunst der Franken besonders dem reichen, ruhmgekrönten Chor der militärischen Märtyrer zuwandte, zeigt ein Blick auf die Kirchen und Altäre in unsern rheinischen Landen, die vorzugsweise solchen gewidmet sind. Nehmen wir z. B. die Metropole des Rheinlandes, das heilige Köln! Da gibt es, außer einer 1389 abgebrannten, wahrscheinlich aus einem Marstempel entstandenen alten Michaelskapelle, eine ganze Reihe von Kirchen, die militärischen Märtyrern oder aus dem Militärstand hervorgegangenen Heiligen gewidmet sind: St. Georg, St. Martin, St. Gereon, St. Mauritius, St. Marcellus; dazu kommen dann Cassius und Florentius in Bonn, Victor in Xanten und namentlich auch der heilige Sebastian, jener römische Hauptmann aus Narbonne, aus dem Gefolge des Kaisers Diocletian, der, weil er Christum nicht abschwören wollte, an einen Baum gebunden, zur Zielscheibe für die Bogenschützen gemacht wurde. In außerordentlich vielen Kirchen am Rhein sieht man den heiligen Sebastian am Baumstamm von Pfeilen durchbohrt als Statue oder Bildniß. Auch Eustachius, sonst auch Placidus genannt, der Feldherr Kaiser Trajan's, der, zum Christenthum bekehrt, nach Egypten in die

Wüste sich zurückzog und, weil er den Göttern nicht opfern wollte, im Jahr 119 unter Kaiser Hadrian in einen glühenden Ofen geworfen wurde, wird am Rhein verehrt, wenn er auch freilich mehr der orientalischen Kirche angehört; ebenso der Hauptmann Gordius von Cäsarea in Cappadocien, der, nachdem er aus dem Kriegsdienste ausgetreten war, wegen seines Zeugnisses für Christus im Circus im Jahr 303 den Märtyrertod erlitt, und der heilige Theodor aus Syrien oder Armenien, der als junger Christ in das römische Heer getreten, unter Maximian und Galerius den Feuertod erlitt.*) — Wie aber gerade der Soldatenstand dazu kam, so viele ausgezeichnete glaubensmuthige Märtyrer zu liefern, geht treffend hervor aus einer Äußerung, die von dem edeln Hauptmann Marcellus berichtet wird, daß er, seines kriegerischen Schmuck sich entäußernd, gesagt habe: „Wenn das der Soldatenstand mit sich bringt, daß man den Göttern und Kaisern opfern soll, so werfe ich den Hauptmannsstab, den Gürtel hin und entsage den Fahnen und verlasse den Dienst." Wem das nun als Soldat oder Offizier nicht gestattet wurde, der mußte für sein Bekenntniß zu Christo nicht nur seine Soldatenehre, sondern auch sein Leben daran geben, und das thaten dann so viele muthig und tapfer, wie es ihrem Stande ziemte. Ist derselbe ja doch auch schon zur Zeit Christi und der Apostel geehrt durch Männer, wie der Hauptmann von Capernaun, von dessen Glauben der Herr sagt, er habe einen solchen in Israel nicht gefunden (Matthäi 8, 10), der Hauptmann der Kreuzeswache, welcher Christus als frommen Menschen und Gottes Sohn bekannte (Matthäi 27, 54, Lucas 23, 47), und der Hauptmann Cornelius von Cäsarien, in dessen Hause Petrus zuerst eine Schaar von Heiden taufte (Apostelgeschichte 10).

Wenn nun das christliche Bekenntniß in der frühesten Zeit so vielfach schon im römischen Kriegsheere verbreitet war, so ist es natürlich, daß es durch dasselbe zu den fremden Völkern gebracht werden mußte, die die Römer bekämpften, in die Länder, die sie eroberten und besetzten. Wie die römischen Soldaten in diese Länder, namentlich also auch nach Gallien und an den Rhein, Cultur und Bildung brachten, so die christlichen unter ihnen vor Allem auch das Christenthum. Das hat mehr für sich, als die Sage, daß schon ein Maternus, Schüler des Apostels Petrus, oder ein Crescens, Schüler des Apostels Paulus, am Rhein, namentlich z. B. in Cöln, Christum verkündigt hätten. Wir können annehmen, daß wo

*) Die Legende weiß auch von einem heiligen Julius von der Thebaischen Legion, der zu Gelduba in Thracien ruhen soll. Man deutet das auf eine Trajerheide oder Trajansschanze, die bei Gelduba, dem jetzigen Dorf Geldub oder Gelb bei Urdingen, an der alten Römerstraße wird gelegen haben.

die Römer in den Jahrhunderten nach Christi Geburt in Gallien ein Castrum, ein Castellum oder Municipium errichteten und unter den noch ungebildeten Stämmen unserer Vorfahren festen Fuß faßten, sie damit, ohne es zu wollen, nach Gottes wunderbarer Fügung eine Pflegestätte des Christenthums gründeten. Das ist z. B. auch zu schließen aus einer merkwürdigen Stelle des Kirchenvaters Tertullian, der um 160 geboren wurde. Er sagt in seiner Schrift wider die Heiden: „Wir haben alles das Eurige erfüllt: Städte, Inseln, Kastelle, Municipien, Marktflecken, selbst die Lager.“ So wurden die tapfern römischen Kämpfer muthige Bekämpfer des Heidenthums in unserm Vaterlande, und die ruhmgekrönten römischen Sieger wurden glorreiche Viktoren, deren mit der Märtyrerkrone geschmücktes Haupt nun die kirchliche Legende mit einem wunderreichen Heiligenschein umgab. Und je mehr hiebei oft, wie namentlich z. B. bei dem Victor von Xanten und seinen niederrheinischen Genossen und andern Victoren, über das historisch Nachweisbare hinausgegangen ist, desto klarer zeigt es sich, daß sich's dabei um die Verkörperung einer Idee handelt, der Idee der Besiegung des Heidenthums durch das Christenthum, der Vernichtung der heidnischen Macht durch christliche Helden.

---

Diese Idee tritt nun aber nicht bloß in den kirchlichen Legenden von St. Michael, St. Georg und den vielen andern Drachentödtern, sowie von den militärischen Märtyrern und Victoren auf, sondern ebenso auch in der Profansage unseres deutschen Volkes. Und nicht selten ist dabei die Zusammenstimmung Beider auch in Ort und Name so genau, daß man wirklich meint, in den weltlichen Volkshelden und in den kirchlichen Märtyrern dieselbe Person vor sich zu haben. So ist namentlich der Siegfried von Xanten und der Victor von Xanten offenbar die Verkörperung derselben Idee, die sich in der weltlichen Sage so, in der kirchlichen so gestaltet. Schon der Name Beider stimmt überein. Victor heißt zu deutsch bekanntlich: Sieger, und das ist gleich Siegfried. Die Endung „fried“ ist eben eine oft in deutschen Namen und Eigennamen vorkommende, z. B.: Gottfried, Ottfried, Bergfried u. s. w. Der sagenberühmte niederrheinische Siegfried, Sohn von Sigmund und Sigelind in Xanten, hat nun zuerst schon als Schmiedeknecht an einer Linde einen Drachen und noch andere Lindwürmer getödtet, und nachher, ganz ähnlich wie einst St. Georg, den Drachen in einem Felsen besiegt und eine Königstochter befreit. In dem alten Lied vom gehörnten Siegfried wird diese Sage in so ächt christlichem Sinn und mit so viel christlichen Anspielungen dargestellt, daß man oft meinen könnte, eine kirchliche Legende vor sich zu haben. Der

Drache entführt in Worms die Tochter des Königs Gibich, die Kriemhild am Ostertag und droht ihr, sie werde mit Leib und Seele zur Hölle fahren. Trotzig fügt er hinzu: „Will Gott sich dein erbarmen, das thu er, wenn er kann.“ Kriemhilde befiehlt sich in demüthigem Gebet, dem Herrn Christus, als dem „der gewaltig ist im Himmel und auf Erden, und mit einem Worte seines Mundes auch die Hölle zerbrochen hat.“ Auf seinen Jagdzügen kommt nun Siegfried in die Nähe des Riesensteins und erblickt den Drachen. Er erschreckt und seufzt zu Gott empor: „Der Teufel hat mich betrogen.“ Der Zwergkönig Eugel kommt und tröstet ihn und theilt ihm mit, wer seine Eltern seien, was er seither nicht wußte, und wie Kriemhilde, von Christenleuten geboren, hier von dem bösen Drachen gefangen gehalten werde. Mit Hülfe Eugels rüstet er sich zum Kampf und sein Motto ist: „Gott sei zur Hülf' erkoren; der soll mir seine Stärke und seine Macht verleih'n.“ So überwindet er zuerst den Riesen Kuperan, der über 1000 Riesen im Riesenland gebietet und den Schlüssel zu dem Felsen hat, in dem Kriemhild gefangen gehalten wird. Die Riesen sind bekanntlich in der altdeutschen Sage, ebenso wie die Drachen und auch der Teufel, Reste der alten Götter und Repräsentanten des rohen, Gottwidrigen aber starken Heidenthums. Und wenn der Helfer im Kampf gegen den Riesen in Gestalt eines Zwerges erscheint, so ist darin wohl eine sinnige Hindeutung darauf zu sehen, daß der Christ nicht auf die äußere Größe und Kraft sich verlassen soll, sondern Gottes Kraft in der Schwachheit mächtig sich erweisen will, eben wie auch im alten Volk Israel der Riese Goliath durch den Knaben David besiegt wird (1. Samuel 17). Als Siegfried sich nun der Jungfrau im Felsen nähert und ihr seine Absicht sie zu retten enthüllt, freut sie sich und klagt doch zugleich:

Nun lohne Gott dir, Siegfried, du Ritter auserkannt,
Doch fürcht' ich, du thust nimmer dem Drachen Widerstand:
Er ist der grimmste Teufel, der jemals ward geseh'n.

Siegfried antwortet: „Wär' er der Teufel selber, so griff ich doch ihn an.“ Er muß nun noch einmal mit dem Riesen kämpfen, und während er das thut, betet sie zu Gott vom Himmel und ist entschlossen sich, wenn er unterliege, vom Felsen hinabzustürzen. Aber Siegfried besiegt den Riesen und stürzt ihn vom Felsen herab. Bald hernach erscheint der Drache, ganz wie sonst auch der Teufel in der Sage, mit donnerähnlichem Getöse und einem langen Feuerstrom, und erregt solche Gluthhitze, daß Eugels Brüder, die Nibelungssöhne, in der Befürchtung, der Berg stürze zusammen, den Schatz, den Hort der Nibelungen, hinwegtragen und an den Fuß des Drachensteins niederlegen. Siegfried muß vor der Gluthhitze den Berg hinunterfliehen mit der Jungfrau, die er tröstet mit den

Worten: „Ich habe stets vernommen, wer sich auf Gott verlassen, der sei noch nicht verloren.“ Und mit dem Ausruf: „Und sollen wir beide sterben, so sei es Gott geklagt!“ faßt er das Schwert und schlägt den Drachen todt. Nachdem er sich von der schrecklichen Ermattung des Kampfes erholt hat, läßt er sich von Eugel die Zukunft deuten, daß er nämlich mit seiner eroberten Gattin Kriemhild nur 8 Jahre zusammen leben werde und dann ganz ohne sein Verschulden um's Leben kommen. Das bestimmt ihn, den Nibelungenhort, den er mitnimmt auf der Reise von Xanten nach Worms, in den Rhein zu versenken, da er doch über 8 Jahre herrenlos sein werde. Er kommt dann nachher nach Worms zu König Gibich, seinem Schwiegervater, wo er freudig empfangen wird, gerecht, kräftig und weise waltet und von Allen werth gehalten ist, bis er von Hagen von Tronegge (gleich Klein Troja, fränkischer Name von Xanten) heimtückisch erstochen wird. Der diabolisch listige Hagen, der sich in das Vertrauen Kriemhild's einzuschleichen gewußt, hat diese unter dem Vorgeben ihren Gatten schützen zu wollen, veranlaßt, die einzige Stelle zu bezeichnen, wo der sonst durch das Bad im Drachenblut unverletzbar gewordene Siegfried verwundet werden kann. Sie thut das durch Aufnähen eines Kreuzes auf sein Gewand, und durch dieses Kreuz hindurch ersticht nun nachher der tückische Hagen den frommen, Gott vertrauenden, tugendhaften Helden Siegfried. Derselbe stirbt also auch als ein Märtyrer schuldlos durch Veranlassung des Kreuzes, und seine Gemahlin spendet nachher von dem reichen Gold des Nibelungenhorts, das so viel Unglück über ihr Haus gebracht hat, reichlich an die Armen in ächt christlicher Wohlthätigkeit.

Der mit Darangabe des eigenen Lebens und persönlichem Märtyrerthum verbundene Sieg des Christenthums über das Heidenthum tritt also in dieser weltlichen Sage vom Xantener Siegfried dem Drachentödter fast ebenso deutlich hervor, wie in der kirchlichen von St. Georg, St. Victor von Xanten und andern Drachenbesiegern und Victoren, deren Einer, der Bischof Victor von Worms, vielfach als Bekehrer der Stadt zum Christenthum betrachtet, mit dem Victor der Thebaischen Legion in Xanten in der kirchlichen Sage in nahem Zusammenhang stehen mag, wie der Siegfried der weltlichen Sage ja auch an beiden, in der fränkischen Zeit wichtigen Orten Xanten und Worms auftritt.

In Xanten befinden sich an der vor der St. Victorskirche stehenden, jetzt als Durchgang zu ihr benutzten Michaeliskapelle, zwei uralte Steinbilder, in die Mauer eingelassen, die man in das erste Jahrzehnt des 11. Jahrhunderts verlegt. Sie stellen beide alte Ritter vor im Panzerhemd mit niedrigem Helm, auf den Schild gestützt. Der links stehende tritt auf einen Drachen, den er mit

der Kreuzesfahne durchbohrt. Wer will sagen, ob das Siegfried oder St. Victor von Xanten, vielleicht auch St. Georg oder Sanct Michael sein soll? Es läßt sich nicht entscheiden und braucht auch nicht entschieden zu werden, denn es kommt so ziemlich auf Eins heraus. — Und am Portal der uralten Kirche des nahe bei Gießen gelegenen Städtchens Großenlinden, woselbst im 12. Jahrhundert der Name Siegfried bei Männern sehr gebräuchlich war, auch in der Nachbarschaft der Name Burgund und nahe an dem vorbeistreichenden Pfahlgraben der Name Nibelungswiesen vorkommt, — am Portal der Kirche dieses Städtchens befindet sich eine dreifache Darstellung der Drachenbesiegung in Stein gehauen. Auf der ersten steht ein Mann mit einem Streitkolben über einem großen Drachen, im Begriff ihn zu tödten, und dabei zwei Figuren, die ein Kreuz und eine Fahne hochhalten. Darüber steht wieder der grimmige Drache und hinter ihm ein Mann mit einem Schmiedehammer und Ambos; es ist wohl Siegfried, der sich selbst das Schwert bereitet. Und wieder darüber bedroht ein Drache, eine Menschenfigur umschlingend, eine gegenüber auf einem Stein sitzende Frauengestalt, aber ein wohlgerüsteter Kämpfer schützt diese und bedroht den Drachen. Das dürfte wohl auf St. Georg und St. Michael zu beziehen sein. (Vergl. Heber a. a. O.)

Der Drachenkampf findet sich nun auch sonst noch vielfach in Deutschland lokalisirt in Ortsnamen, Ortssagen und Ortssitten. Erwähnen wir zuerst den allberühmten und allbekannten Drachenfels nicht weit von Bonn am Rhein, schräg gegenüber dem auch noch durch seinen Namen an den heidnischen Gottesdienst erinnernden Godesberg. Auf der halben Höhe des imposanten Felsberges zeigt sich die Höhle, woselbst der Drache gehaust haben soll, den der niederländische Siegfried tödtete und in seinem Blut badend sich die Hornhaut erwarb. Das Drachenblut hat aber auch dem am Drachenfelser Steinbruch, der von dem Cölner Dombau so genannten Domkaul, wachsenden Weine den Namen geben müssen. Die Sage vom Drachenfels führt uns nun, eben wie auch die von St. Georg, eine unbefleckte Jungfrau vor, die seine Beute werden soll. Es ist eine Christenjungfrau, die aber unschuldiger Weise durch ihre wunderbare Schönheit schon viel Zwietracht gesäet und schon manches edeln jungen Ritters Tod veranlaßt hat. Deßhalb wird sie endlich mit Kränzen umwunden und am Drachenfels ausgesetzt. Als aber nun der Drache auf sie zukommt, um sie zu verschlingen, hält sie ihm das Kreuz vor; und gerade so wenig wie der Teufel, kann sein Halbbruder der Drache den Anblick dieses Symbols des Christenthums ertragen. Er entflieht alsbald vor demselben und stürzt in den Abgrund der Hölle. Auf's Tiefste ergriffen von diesem Siege des Kreuzes eilen die Heiden herzu, lassen

ſich von der frommen Jungfrau Chriſtum predigen und werden von ihr getauft. Seitdem iſt das Land vom Drachen, den hier das Kreuz ſelbſt in der ſchwachen Hand einer Jungfrau beſiegt hat, für immer befreit geblieben, d. h. das Chriſtenthum hat in den Landen am Rhein das Heidenthum gänzlich zurückgedrängt.

Einen Drachenfels oder Drachenſtein gibt es aber auch, wie Heber erinnert, am Oberrhein, nämlich in der Rheinpfalz im Limburger Walde bei Dürkheim an der Haardt. Drei Thäler, das Rebelkappendäll, das Drachendäll und das Teufelsdäll, ſind an den Abhängen des Berges, und darüber zieht ſich eine hohe Steinwand hin, der eigentliche Drachenſtein. Sie enthält einen Durchbruch, das Drachenthor oder Drachenbogen genannt, und eine Höhle, die Drachenkammer. Hier ſoll nach der Volksſage der gehörnte Siegfried, der große Held der Nibelungen, den Kampf mit dem Drachen beſtanden und die gefangene Königstochter glücklich nach Worms zu ihren Eltern zurückgebracht haben.

So hat faſt jede Gegend unſeres Vaterlandes ihre Drachen-Geſchichte. Am Niederrhein z. B. hat ſich eine ſolche in der Weiſe localiſirt, daß auch die Orts- und Geſchlechtsnamen damit in Verbindung gebracht werden. Dort hauſte, wie z. B. auch in Bechſtein's Märchenbuch Seite 123 nachzuleſen, zur Zeit Karl's des Kahlen, in dem weiten offenen Lande zwiſchen Rhein und Maas ein Drachen-Ungethüm, welches Menſchen und Thiere verzehrte und, wenn es Hunger hatte „Gelre, Gelre" ſchrie. Die Menſchen wichen vor dem unüberwindlichen Ungethüm, bis ein Ritter Leupold von Pont (ſo heißt noch jetzt ein Dorf bei der preußiſchen Kreisſtadt Geldern) den Drachen an einem voll Miſtelpflanzen ſtehenden Birnbaum entdeckt. Als er den Ruf „Gelre, Gelre" vernahm, ging der Ritter dem Unthier zu Leibe und tödtete es. Zum Dank dafür wählte ihn das Volk zum Oberherrn, und an dem Ort ſeines Drachenkampfes baute er ſich ein Schloß, welches er nach dem Drachenruf Gelre nannte. Daraus iſt denn der Name Geldern entſtanden.

In einer andern Gegend Deutſchlands nicht weit von der böhmiſchen Grenze, zu Furth in der Oberpfalz, erinnert ein Volksfeſt an den Drachenkampf, der einſt hier auch von einem Helden Siegfried gegen einen die Gegend unſicher machenden Drachen beſtanden worden ſein ſoll. Das Feſt wird Drachenſtich genannt und es wird dabei die Königstochter, der Drache und der ſiegreiche Siegfried leibhaftig vorgeführt; letzterer muß das Ungethüm in den Rachen treffen, aus dem dann eine mit Ochſenblut gefüllte Blaſe ihren rothen Inhalt ergießt.

In deutſchen Märchen ſind nicht ſelten Drache und Teufel vollſtändig identiſch geworden. So z. B. in dem von den Gebrüdern

Grimm (Kinder- und Hausmärchen II, 125) mitgetheilten Märchen vom Teufel und seiner Großmutter. Drei Deserteure versteckten sich in einem Kornfelde, wo sie fast verhungert wären, bis ein feuriger Drache durch die Luft geflogen kam, sie in Sicherheit brachte und ihnen eine Peitsche schenkte, mit der sie sich Gold erpeitschen konnten. Er war aber der Teufel und forderte zum Lohn für seinen Dienst nach sieben Jahren ihre Seelen, jedoch sollten sie frei sein, wenn sie dann seine drei Räthsel errathen könnten. Der Drache erinnert hier also an die Sphinx der Alten, ein Ungethüm, das, bei Theben lagernd, den, der sein Räthsel nicht errathen konnte, zerriß. In unserm Märchen kommt Einer der drei Soldaten, mit Hülfe von des Teufels Großmutter, hinter die Lösung der Räthsel, als der Teufel sie eben sicher zu haben glaubte. Er ärgerte sich, mußte aber als überwunden von ihnen lassen. Hier ist es also nicht die Gewalt, sondern die List, wodurch der Drachen-Teufel besiegt wird, ein häufiger in deutschen Märchen vorkommendes Motiv.

Schließlich wollen wir doch auch noch an den Drachenkampf erinnern, den uns Schiller in seinem bekannten Gedicht darstellt. Dasselbe beruht auf einer Geschichte, die in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts geschehen sein soll, indem da der Johanniter Ritter Diodato di Gozon unter dem Großmeister Helion de Villeneuve mit einem Drachen gekämpft haben soll. Der Drachenkampf ist auch hier schön auf seine geistige Bedeutung zurückgeführt, indem der siegreiche Ritter, der in Eigenmächtigkeit wider das Verbot des Großmeisters den Kampf unternommen, dafür mit Entziehung des Ordenskreuzes bestraft wird, welches er aber wieder erhält, sobald er in christlichem Gehorsam und wahrer Demuth sich beugend, den größeren Kampf wider den Drachen Stolz und Eigenliebe in seinem Herzen glücklich bestanden hat.

Das frohe Siegesbewußtsein über die glückliche Besiegung des Drachen Heidenthum hat sich nun in unserm Volke in verschiedener Weise symbolisch ausgeprägt. Einmal indem der Drache nebst andern Unthieren als Wasserspeier draußen oben an die Dachrinne der gothischen Dome verwiesen, als ein völlig aus dem Heiligthum ausgeschlossener und verbannter erscheint, den man zu niedrigem Dienst gebraucht; dann indem der Drache als unter die Füße getretener gern dargestellt wird auf Teppichen und Fußböden, über die man in die Kirche eintritt, in Erinnerung zugleich an das Wort in Psalm 91, 13: „Auf Löwen und Ottern wirst du gehen und treten auf junge Löwen und Drachen.“ Und endlich, ist ja der einst so gefürchtete Drache zum Kinderspott und Kinder spielgeworden, indem die Jungen gern einen fliegenden Drachen im Winde auf-

ſteigen laſſen, ihn aber dann an dünnen Seilen wie einen Gefangenen allezeit feſthalten und nach Belieben wieder herunterziehen.

Dank und freudiger Triumph über den beſiegten Drachen, ſei es das Heidenthum, ſei es der Teufel, ſei es das Reich des Todes, worin dieſer herrſcht, ſei es die Gottwidrige Welt, tönt aber auch noch durch unſere evangeliſchen Kirchenlieder hindurch, wie z. B. in folgender Strophe von Johann Frank:

Trotz dem alten Drachen,
Trotz des Todes Rachen,
Trotz der Furcht dazu!
Tobe Welt, ich bringe
Gott die Ehr' und ſinge
In gar ſich'rer Ruh.
Gottes Macht hält mich in Acht:
Erd und Himmel muß vergehen,
Doch mein Fels bleibt ſtehen.

# VI.

## Martinus von Tours,

### der Apostel Galliens, der Volksheilige Deutschlands.

Es ist eine unläugbare historische Thatsache, daß die Religionsgeschichte der Menschheit mit der Culturgeschichte derselben nahe zusammenhängt, ja einen ihrer Hauptabschnitte bildet und sie zum größten Theil bedingt und bestimmt. Große Hauptepochen in der Geschichte der Gottesverehrung haben allemal auch der Geschichte der Menschheit, oder doch wenigstens allen davon näher oder entfernter berührten Völkern eine durchgreifend neue Wendung gegeben. Das ist keine theologische Behauptung, sondern ward zu aller Zeit von allen tiefer denkenden Philosophen, Historikern, Künstlern thatsächlich zugegeben und bestätigt. In jedem irgendwie neuschöpferischen System des menschlichen Wissens hat die Religionsphilosophie naturgemäß eine Hauptstelle eingenommen. Kein Mensch hat es versucht oder kann es versuchen, eine Culturgeschichte zu schreiben, ohne dabei zuerst und vor Allem die Religion als treibende Kraft und cultivirendes Element zu berücksichtigen. Und als der große Maler Kaulbach den Auftrag erhielt, in sechs großen Wandgemälden in dem prachtvollen Treppenhause des neuen Museums in Berlin die Hauptepochen der Culturgeschichte der Menschheit zu veranschaulichen, wurden drei, eigentlich vier derselben unwillkürlich zu Darstellungen entscheidender Momente aus der Religionsgeschichte. Das erste vergegenwärtigt den Thurmbau zu Babel, jenes merkwürdige Ereigniß, wodurch die Titanen der Bibel, da sie in selbstsüchtigem Trotz den Himmel stürmen wollten, in alle vier Winde zerstreut, mit verwirrter Sprache in einzelne Völker zertheilt wurden und zur vollendeten Abkehr von Gott, zum Versinken in das Heidenthum kamen. Das dritte zeigt die Zerstörung Jerusalems, wodurch die alttestamentlich israelitische Offenbarung des einzig wahren Gottes der neutestamentlich christlichen definitiv den Platz in der

Culturgeſchichte der Menſchheit räumte und die alte Zeit der neuen Zeit wich; das ſechſte das Zeitalter der Reformation, dieſe große das Mittelalter abſchließende, die neuere Geſchichte beginnende und ſo weſentlich beſtimmende Erneuerung innerhalb des Bereiches der chriſtlichen Religion. Auch das fünfte dieſer Kaulbach'ſchen Wandgemälde, die Ankunft der Kreuzfahrer vor Jeruſalem zur Eroberung des heiligen Grabes und Anbetung an der Todesſtätte Chriſti, ſtellt ein Ereigniß dar, welches mit der Religion ebenſo nahe, wenn nicht noch näher zuſammenhängt, als mit der Politik, wie ja denn das ganze Mittelalter in ſeiner Entwickelung und ſeinem Charakter ſo weſentlich von der Kirche beherrſcht war. —

Ja Cultus und Cultur ſind ohne Zweifel Correlatbegriffe, die in ſteter Wechſelwirkung zu einander ſtehen, und das Verhältniß zwiſchen beiden iſt ein ſo inniges, daß jede neue Religion bald auch neue Sitte und Bildung den Völkern bringt, eine neue Kunſt, eine neue Poeſie, eine neue Philoſophie, eine neue Geſchichtsbetrachtung. Das Judenthum, die heidniſchen Religionen, das Chriſtenthum, der Muhammedanismus beweiſen dies hinreichend, mögen wir ihre Tempel und ſonſtigen öffentlichen und Privatbauten betrachten, ihre Gemälde und Statuen anſchauen, ihre Dichtungen leſen, in ihre Syſteme der Weltweisheit uns vertiefen, ihre Hiſtoriographen ſtudiren, oder ihr Hausweſen und Familienleben in Betracht ziehen, ihr verſchiedenes Verhältniß zum Weibe, ihre Stellung zur Ehe, ihre Kinder-Erziehung, ihre hohen und niedern Schul-Einrichtungen vergleichen: überall zeigt ſich der Einfluß, der enge Zuſammenhang von Cultus und Cultur, von Religion und Sitte, von Glauben und Leben. —

Hiernach werden wir wohl nicht zu viel behaupten, wenn wir ſagen, daß die Apoſtel einer neuen Religion auch die Träger und Vermittler einer neuen Cultur für ein Volk ſind, und es wird alſo weſentlich darauf ankommen, ob dieſelben auf ihren Wegen zu den Nationen ſchon eine hohe, mehr oder minder fertige Cultur vorfinden, der ſie zu begegnen und die ſie gewiſſermaßen zu überwinden haben, oder ob ſie eine Nation noch mehr in ihrem unfertigen Naturzuſtande, in dem Anfang ihrer Bildung und Entwickelung treffen. Im erſten Falle wird die neue Religion, wenn ſie von dem alten hochcultivirten Volke angenommen wird, demſelben in ſeiner bisherigen Stellung und Exiſtenz bald den Untergang bringen; im zweiten wird die Annahme der neuen Religion das junge friſche Volk nun erſt heben und kräftigen und zu Dem machen, was es ſein kann und ſein ſoll. Das iſt der große wichtige Unterſchied, der uns entgegentritt bei der Verbreitung des Chriſtenthums unter den hochcultivirten Völkern des claſſiſchen Alterthums einerſeits und den noch erſt in ihrem Kindesalter ſtehenden germaniſchen Völ-

kern in West- und Mittel-Europa andrerseits. Jerusalem ward zerstört wenige Jahrzehnte nachdem Christus daselbst aufgetreten war. Dem Reiche der Cäsaren mußte das Christenthum bald den Untergang bringen, und in die Stadt der römischen Kaiser zogen die römischen Päpste ein. Das griechische Kaiserthum aber fiel vor dem Muhammedanismus, und die Sophienkirche zu Constantinopel ward zur Moschee, ihr Kreuz, das seinen rechten Glanz verloren hatte, wich dem Halbmond, der sich nun schon bald ein halbes Jahrtausend hindurch dort behauptet hat. Dem innerlich und äußerlich, politisch und religiös zerfahrenen Wesen des alten byzantinischen Reiches gegenüber mußte ja die muhammedanische Cultur und Macht damals in einer gewissen Berechtigung erscheinen, aber es fehlt ihr jetzt an allen wahren frischen Lebenselementen, und so ist auch ihr Untergang besiegelt und der Sieg des Christenthums nur eine Frage der Zeit.

Für die Völker Galliens, Germaniens, Spaniens, Großbritaniens war aber die Verbreitung des Christenthums der Impuls und die Ursache ihres Aufblühens, ihrer nationalen Größe und Herrlichkeit, wie sie denn eigentlich dazu bestimmt waren, die vornehmsten Gefäße des christlichen Geistes, die Hauptträger der christlichen Cultur zu sein. Und wenn wir uns die Frage vorlegen, wie es doch eigentlich gekommen sei, daß nachher keines der edeln Fürstengeschlechter und keiner der alten germanischen Volksstämme Süd- und Mittel-Deutschlands in der neueren Geschichte dazu im Stande war, das deutsche Volk um sich zu schaaren und zur Einheit zu führen, sondern diese Aufgabe dem an der fernen, minder fruchtbaren Nordostecke Germaniens angesiedelten Volksstamme und seinen Fürsten zu Theil wurde, so liegt der Grund wieder auf religiösem Gebiete, darin, daß die Fürsten und Völker der Mark Brandenburg und des Herzogthums Preußen sich zur Zeit der Reformation zuwandten und so fähig wurden die Fortschritte der Zeit in Schule und Kirche, in Wissenschaft und Kunst, in Leben und Streben sich anzueignen.

Gehen wir auf den Anfang des Christenthums in Deutschland zurück, so haben wir die Apostel Jesu im Abendlande, die frommen Missionare, die unsere Väter zum Glauben an den Einen unsichtbaren Gott und an den Heiland brachten, als die eigentlichen vornehmsten Träger und Förderer der Cultur der germanischen, fränkischen, alemannischen Stämme zu betrachten, und andrerseits lag eine gewisse politische Nothwendigkeit darin, daß die Unterjochung der Sachsen durch Carl's des Großen Schwert mit ihrer Bekehrung zum Christenthum zu einem Akt zusammenwuchs.

Friedlicher ging es bei den Galliern und Franken, Teutonen und Alemannen her. Da waren es einfache fromme Mönche, die mit dem Christenthum zugleich den Völkerstämmen die neue Cultur

brachten. So ist ihr Verdienst nach allen Seiten hin nicht hoch genug anzuschlagen, und es ist nur sehr zu beklagen, daß ihr Leben, ihre Meinungen und Thaten sich vielfach in ein undurchdringliches Dunkel der Vergessenheit, oder in den nebelhaftesten Schleier der Sage, oder in den täuschenden Heiligenschein der Legende hüllen. Hier im Einzelnen nachzuforschen, wer und was diese alten fränkischen und angelsächsischen Apostel des Christenthums und Lehrer der Germanen gewesen sind, wie in der Kirche ihr Lebensbild sich gestaltet und was das Volk aus ihnen gemacht hat, das ist gewiß eine ebenso interessante als lohnende Arbeit.

Wir haben nun zwei verschiedene Perioden der Ausbreitung des Christenthums in den Gegenden des Ober- und Mittelrheins und Galliens zu unterscheiden. Die eine ist die des 7., 8. und 9. Jahrhunderts, als Männer wie Columban, Wilibrord, Suidbertus, Gallus, Goar, Winfried, in der Nahegegend Disibodus, Wendelin u. A., meist von England und Irland herüberkamen, um hier die Franken und Alemannen, die Burgunder und Katten zu Christo zu bekehren. Aber schon 4 bis 5 Jahrhunderte früher hatte eine Pflanzung des Christenthums in Gallien und Germanien zur Zeit der Römerherrschaft Statt gefunden, worauf das Christenthum aber nicht Stand hielt, sondern theils durch einen innern Verfall der Sitten, wovon uns Salvian, Priester zu Marseille im 5. Jahrhdt., namentlich in Bezug auf die Hauptstadt des römischen Galliens, Trier, eine Entsetzen erregende Schilderung macht, theils durch die Stürme der Völkerwanderung wieder erlosch. So that denn nachher eigentlich eine neue Verbreitung und Verkündigung des Christenthums Noth. Schon im 1. Jahrhundert nach Christi Geburt ist aber der christliche Glaube von Italien her bereits zu den Völkern jenseits der Alpen gedrungen, die damals noch nicht von den Römern unterjocht waren. Es liegen dafür Zeugnisse vor von Kirchenvätern, wie Justinus Martyr, der um 165 starb, von Irenäus, der 202, und von Tertullian, der 220 starb. Die letzten beiden sagen ausdrücklich, daß zu ihrer Zeit zu den Galliern und Germanen schon das Christenthum gekommen war. Und Bischof Athanasius von Alexandrien, der einige Zeit in Trier lebte, schrieb um 336 in seine Heimath: Die Uebertritte zum Christenthum vermehrten sich in Trier dergestalt, daß die Gläubigen sich in Tempel versammeln müßten, deren Bau noch nicht vollendet sei. Auch Chrysostomus zählt in seiner 7. Predigt als Beweis der Erfüllung der messianischen Weissagung, daß die Wölfe und Löwen gezähmt werden sollten, die Scythen, Thraker, Sarmaten auf, als durch das Christenthum gesittet und aus ihrer Wildheit gebracht. Besonders in dem linksrheinischen Gallien war das Christenthum sehr früh verbreitet, wovon antiquarische Funde an den verschiedensten Orten Zeugniß ab-

legen. Zwei Fingerringe von Bronze mit dem Monogramm Christi, die sich auf dem Terrain des alten Römercastells bei Kreuznach in römischen Gräbern fanden, deuten darauf hin, daß auch hier wohl schon unter den römischen Soldaten Christen gewesen sein mögen. Aber auch auf der rechten Rheinseite finden sich solche Spuren des Christenthums zur Römerzeit. Im Römercastell bei Arnsburg in der Wetterau hat man 1842 zwei römische Inschriften gefunden, von denen die eine in die Form eines stehenden Kreuzes, die andere in die Umrißzeichnung eines Fisches gegraben war, welcher eines der beliebtesten Symbole Christi in alter Zeit bildete. Auch in Wiesbaden hat man beim Bau der Häuser in der Friedrichsstraße einen aus der Römerzeit herrührenden Grabstein mit der christlichen Inschrift: „Hier ruht in Frieden", mit dem Alpha und Omega darunter und zwei Tauben daneben und dem Kreuz in der Mitte gefunden.

Daß nun namentlich auch die römischen Soldaten in den von den Cäsaren besonders auch am Rhein angelegten Castellen und Lagern für die erste Verbreitung des Christenthums in unserm Vaterlande bedeutsam gewesen sein mögen, ist zu schließen aus einer Aeußerung des christlichen Apologeten Tertullian, der am Ende des 2. und Anfang des 3. Jahrhunderts lebte, und sich den Heiden gegenüber ausdrücklich darauf beruft, daß die Christen, wie in die Städte, Inseln und Marktflecken, so auch selbst in die Castelle und Lager der Heiden eingedrungen seien. Wir denken dabei dann auch an die Geschichten oder Legenden von den militärischen Märtyrern, namentlich denen der Thebaischen Legion, gegen Ende des 3. Jahrhunderts, welche besonders auch am Rhein verehrt werden und dort zu den ältesten Kirchengründungen Veranlassung gegeben haben.

Aus dem Militärstande ist nun auch der Mann hervorgegangen, dem wir als einem hervorragenden Träger des christlichen Bekenntnisses und der christlichen Cultur in Gallien im 4. Jahrhundert unsere Aufmerksamkeit näher zuwenden wollen. Erinnert doch schon sein Name Martinus an den alten Kriegsgott Mars. Wenn ohne Zweifel auch er vielfach von der frommen Sage verherrlicht worden ist, die um sein ehrwürdiges Haupt frühe schon den Heiligenschein webte, so zeigt doch seine Gestalt in den Hauptzügen viel festere und conkretere Umrisse, als die der meisten andern Männer aus der Zeit der ersten Pflanzung des Christenthums im römischen Gallien und Germanien, eines Eucharius, Maternus, Crescens, einer heiligen Ursula und der Anführer der Thebaischen Legion.

Martinus, dessen Leben zuerst von seinem Zeitgenossen Sulpicius Severus beschrieben worden ist, war nach der gewöhnlichen Annahme um 319 zu Sabaria in Pannonien, dem jetzigen Stein

in Niederungarn, von heidnischen Eltern geboren. Sein Vater stand in Kriegsdiensten und hatte sich von unten herauf zum Tribunus Militum emporgearbeitet. Die Eltern zogen, als Martinus noch ein kleiner Knabe war, nach Pavia und dort gaben sie ihn in eine Militärschule um Soldat zu werden, aber Martinus, damals 10 Jahre alt, verließ sie, ließ sich wider den Willen seiner Eltern unter die christlichen Katechumenen aufnehmen und zeigte früh Neigung zum stillen eingezogenen Leben. Sein Unterricht scheint sich auf das, was er als Katechumene lernte, beschränkt zu haben, ohne daß er je gelehrte Studien machte, dennoch aber zeigt er später eine gewisse natürliche Beredsamkeit. Als Schriftsteller ist Martinus aber wohl nicht aufgetreten, indem ein Büchlein über die Dreieinigkeit (trinae unitatis et unius trinitatis confessio), im unbeholfenen Styl späterer Scholastik geschrieben, ihm gewiß nur mit Unrecht zugeschrieben wird. Der fromme Knabe, der nie in der Kirche fehlte, ward nun in seinem 15. Jahre gewaltsam von seinem Vater genöthigt, Soldat zu werden. So wurde er ein römischer Reitersmann, der aber auch jetzt noch sich demüthig und bescheiden hielt und nur einen Diener hatte, dem er noch oft selbst soll gedient haben, indem er ihm die Schuhe auszog und abwischte, wohl auch beim Essen aufwartete. Keusch und mäßig, dienstfertig und gütig gegen Alle, ward er von Allen geliebt, und bei seinem sparsamen eingezogenen Leben hielt er für Arme von seinem Solde etwas übrig und pflegte Kranke. Einst kam er mit seinem Reiterflügel nach Gallien; da geschah es in Amiens unter dem Thore, daß bei strenger Kälte ein nackter Bettler den jungen Soldaten um ein Almosen bat, worauf er mit seinem Schwerte seinen Reitermantel zertheilte und dem Armen die eine Hälfte gab. Die Stelle, wo das geschah, ist nachher durch eine Kapelle bezeichnet worden. Die Legende erzählt, daß ihm in der folgenden Nacht Christus im Traum erschienen sei und, bekleidet mit dieser Hälfte des Mantels und umgeben von Engeln, ihn mit den Worten begrüßt habe: „Martin, der Katechumene, hat mich mit diesem Kleide bedeckt." Diese That des Martinus ist es, wodurch er zumeist seine Popularität und Berühmtheit erlangt hat. Sie findet in hundert und hundert Kirchen und vielleicht ebenso vielen Stiftungen und Armen-Anstalten, deren Schutzpatron er geworden ist, sich dargestellt. Gleich nachher ließ er sich nun durch die Taufe vollständig in die christliche Kirche aufnehmen.

Martinus war damals 18 Jahre alt, blieb nur zwei Jahre mehr in Kriegsdiensten und trat darauf, erst 20 Jahre alt, aus dem Heere. Was über die Veranlassung zu diesem Austritt erzählt wird, stimmt mit dieser Zeitangabe nicht genau überein und würde, wenn es so und zu der Zeit sich zugetragen hat, schließen lassen, daß Martinus, wenn er 319 geboren wurde, wenigstens bis in die

dreißiger Jahre seines Lebens Soldat geblieben wäre. Er soll nämlich als Soldat ein freudiges Bekenntniß zu Christo abgelegt haben um das Jahr 355. Damals ward der nachherige Kaiser Julian von seinem Vetter, dem Kaiser Constantius, der 353 nach dem Tode seiner Brüder das Reich Constantins noch einmal unter seinem Scepter vereinigte, zur Rettung der römischen Herrschaft wider den Andrang der Barbarenvölker, namentlich der Vangionen, mit einem großen Heere nach Gallien geschickt. Julian war schon damals ein Feind des Christenthums und so stellte er bei der Armee am Rhein alsbald die heidnischen Opfer wieder her, an denen nun aber die christlichen Soldaten natürlich nicht Theil nehmen konnten und durften. Julian bestrafte diese Weigerung als militärische Insubordination und ließ die Widersetzlichen enthaupten. So ward denn eines Tages vor den Thoren von Worms vor einem Treffen eine Musterung gehalten, bei welcher ein Geschenk tapfern Soldaten ausgetheilt wurde. Ein junger Offizier weigerte sich es anzunehmen, weil er eben unter der Bedingung des Götzenopfers nicht länger unter Julian dienen wollte, und bat ihm zu gestatten, daß er von nun an in Gottes Dienst trete. Er sei ein Christ und dürfe so nicht kämpfen. Julian warf ihm vor, er fürchte sich vor dem Treffen und schiebe es auf sein Gewissen, worauf Martinus erklärte, er sei bereit am andern Tage ohne Waffen im Namen seines Herrn dem Feinde entgegen zu gehen. Darauf hin ward er im Gefängniß verwahrt. Am andern Tage baten die Feinde um Frieden und nahmen die ihnen gestellten Bedingungen an, so daß es nicht zum Kampfe kam. Martinus ist darauf frei gelassen worden. Er soll damals 20 Jahre alt gewesen sein, dann aber müßte er erst 335 geboren sein, da diese Geschichte nicht vor dem Jahr 355 geschehen sein soll und auch, insofern sie mit der Sendung Julian's nach Gallien zusammenhängt, nicht früher geschehen sein kann. Obschon man den Ort in Worms, wo Martinus im Gefängniß gesessen haben soll, noch jetzt zeigt und schon unter den Merowingern dort eine Martinskapelle erbaut worden ist, die später durch eine größere prächtige Kirche zu seinen Ehren ersetzt wurde, so will sich die Geschichte, die der mehrgenannte Sulpicius Severus im dritten Capitel seiner Lebensbeschreibung Martin's erzählt, doch nicht wohl mit den sonstigen Angaben über Martin's Leben vereinigen. Hierdurch und durch die Angabe des Severus, daß er 5 Jahre, und zwar unter Constantius und darauf unter Julian gedient habe, sehen sich neuere Forscher veranlaßt, als Geburtsjahr Martin's das Jahr 335 oder 336 anzunehmen, nur war er dann bei seinem Tod, 400, noch nicht 81 Jahre alt, wie Gregor von Tours will.

Allerdings stimmt die gewöhnliche Zeitangabe in Betreff des Lebens des Martinus nach Sulpicius Severus weiterhin insofern

nicht genau, als er gleich nach seinem Austritt aus dem Kriegsdienst zu Hilarius von Poitiers gegangen sein soll, der ihn für seine Kirche zum Diakon machen wollte. Hatte er aber, 319 geboren, 20 Jahre alt den Kriegsdienst verlassen, also 339, so traf das in eine Zeit, in der Hilarius selbst noch ein Laie war. Martinus muß also später geboren sein, oder Sulpicius berücksichtigt mehrere zwischen seinem Austritt aus dem Militärdienst und seiner Reise nach Poitiers liegende Jahre nicht, oder er ist vielleicht auch länger Soldat geblieben. Martinus war nun, wie berichtet wird, zu demüthig, um die Weihe zum Diakonen schon anzunehmen und ließ sich nur die viel niedrigere Weihe zum Exorcisten ertheilen, welcher bei der Taufe durch Anhauchen den bösen Geist austreiben und den Besessenen während des Gebets in der Kirche die Hand auflegen mußte.

Bald nachher unternahm er, durch ein Traumgesicht gemahnt, eine Reise zu seinen nach Pannonien zurückgekehrten, damals noch heidnischen Eltern, um dieselben zu bekehren. Auf der langen Reise hatte er, wie erzählt wird, mancherlei Gefahren zu bestehen, namentlich auf den Alpen durch Räuber, deren Einer ihn tödten wollte. Martinus stellte ihm aber mit großer Ruhe und Zuversicht auf Gott vor, daß er ein Christ sei und seine Ermordung schlimmere Folgen für die Räuber als für ihn haben würde, indem sie sich dadurch der göttlichen Barmherzigkeit unwürdig machten. Dies machte auf Einen derselben einen so tiefen Eindruck, daß er sich bekehrte, in ein Kloster ging und von da an ein gottesfürchtiges Leben führte. Nachher soll Martinus in der Nähe von Mailand eine Begegnung mit dem Teufel gehabt haben, der ihn fragte, wo er hinaus wolle? worauf er antwortete: Wohin Gott mich ruft. Wohin du gehst, hieß es zu ihm, Satan wird wider dich sein. Aber er tröstete sich mit der Zuversicht: Der Herr ist bei mir, ich fürchte mich nicht, was kann mir ein Mensch thun? worauf das Gesicht verschwand.

In Pannonien gelang es dem frommen Sohne nun nicht, seinen Vater zu bekehren, wohl aber seine Mutter und viele Andere. In dem Lande herrschte der Arianismus, und Martin trat demselben mit dem Bekenntniß zu Christo als dem ewigen Sohne Gottes entgegen, wofür er Kirchenstrafen, ja Mißhandlung und Vertreibung von den der Irrlehre huldigenden Clerikern zu ertragen hatte. Seine Absicht war nun, alsbald zu Hilarius zurückzukehren; allein als er hörte, daß derselbe verbannt sei, ging er nach Mailand, wurde aber auch dort durch den arianischen Bischof Auxentius vertrieben und führte nun auf der kleinen Insel Gallinaria bei Genua im ligurischen Meer ein stilles Leben als Einsiedler, in Begleitung eines Presbyters, von Wurzeln sich nährend. Um das Jahr

360 kehrte Hilarius nach Poitiers zurück und Martinus führte nun bei ihm sein gottseliges einsames Leben weiter fort. Aus seiner Einsiedelei bei Poitiers entstand bald das Kloster Licugé (monastrium locogiacense) zwei Stunden von Poitiers, das erste Kloster in dem damals noch römischen Gallien und eines der ältesten im Abendlande überhaupt, so daß Martinus als der eigentliche Hauptbegründer des Mönchthums im Abendlande anzusehen ist.

In diesem Einsiedlerleben begannen nun, nachdem er schon auf Gallinaria durch eine giftige Wurzel dem Tode nahe, durch sein Gebet gerettet worden, Martin's Wunderwerke, deren Ruhm sich bald weit verbreitete. Das erste soll die Erweckung eines Katechumenen vom Tode gewesen sein. Die Legende erzählt, dieser damals noch nicht getaufte Jüngling sei, während Martinus abwesend war, an einem heftigen Fieber gestorben. Als sein Lehrer zurückkam, war er schon fast drei Tage todt, und Martinus, tief ergriffen von dem Gedanken an die Unseligkeit des noch nicht getauften Heiden, schließt sich mit dem Dahingeschiedenen allein in das Gemach ein, streckt sich über die Leiche hin und betet zwei Stunden lang inbrünstig um das Leben seines Schülers, bis es ihm wieder geschenkt wird und der Todte die Augen aufschlägt. Nun verwandelt sich sofort das Bittgebet des frommen Martinus in lautes Loben und Danken, und die herbeieilenden Freunde und Genossen sehen das Wunder, das Gott gethan auf das Gebet seines Knechtes. Der Auferweckte theilte dann mit, wie es ihm gewesen sei, als stehe er vor dem Richterthron Gottes, höre als Ungetaufter das Urtheil der Verwerfung und werde schon in die Verdammniß abgeführt. Da hätten zwei Engel die Kunde gebracht von der inständigen Fürbitte des Martinus für ihn, und alsbald wäre er diesen übergeben worden um zu dem Betenden in das Leben zurückgeführt zu werden. Hierauf empfing nun der Erweckte die heilige Taufe, auf deren Verherrlichung es in der Legende abgesehen zu sein scheint, und lebte noch lange, um Zeugniß abzulegen von der Wunderkraft seines frommen Lehrers. Martinus soll dann bald nachher auch einen Selbstmörder, einen Sclaven, der sich erhängt hatte, in's Leben zurückgebracht haben. Bei diesem an noch nicht eingetretenen Tod, bei jenem an todesähnliche Lethargie zu denken, liegt nahe. Diesen Wundern schlossen sich nun bald andere an. Sulpicius Severus, Martin's Freund und Biograph, will bei vielen derselben Augenzeuge gewesen sein und versichert, daß er nur Wahres berichte, theilt auch mit, daß Martin ihm oft gesagt habe, er habe als Bischof keine so mächtige Gnade zu Werken dieser Art in sich gefühlt, wie vor dem Episcopat, woraus folgt, daß er selbst an seine Wunderkraft glaubte.

Die Bischofswürde ward ihm nun bald zu Theil, denn sein Ruf war schon so begründet, daß, als um 371—72 Litorius, der zweite

Bischof von Tours, starb, man den Martinus zu seinem Nachfolger begehrte. Aber dieser war zu bescheiden und demüthig, und wollte nicht. Er versteckte sich, wie die Legende sagt, und soll nur durch Geschnatter von Gänsen denen, die ihn suchten, verrathen worden sein. Nach einer andern Erzählung konnte man ihn nur dadurch aus seiner Mönchszelle hervorlocken, daß ein Mann aus Tours, ein gewisser Ruricius, ihn zu Hülfe bat bei seiner, wie er sagte, sterbenskranken Frau, worauf, als Martinus aus seiner Zelle trat, eine Anzahl Bürger von Tours ihn umringten und gewissermaßen gewaltsam zur Stadt brachten. Daselbst erklärte sich die ganze versammelte Volksmenge für ihn und nur wenige waren gegen seine Erwählung zum Bischof, darunter einige Bischöfe, die sich an der rauhen Außenseite und wenig feinen Kleidung des Einsiedlers stießen. Namentlich wird unter Opponenten ein Bischof Defensor, zu deutsch Abwehrer, Vertheidiger, genannt, welcher dadurch überstimmt wurde, daß, als der Vorleser die Lektion des Tages wegen des Volksgedränges am Lesepult nicht vorlesen konnte, Einer der Umstehenden aus dem Psalmbuch eine zufällig aufgeschlagene Stelle las. Es war Psalm 8, dessen dritter Vers nach der alt-lateinischen Bibel so lautet: „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du ein Lob zugerichtet, daß du vertilgest den Feind und den Abwehrenden (defensorem)." Man bezog das auf den abwehrenden Bischof und sein Widerspruch wirkte nichts mehr.

So wurde Martinus zum Bischof von Tours gewählt, am 4. Juli des Jahres 371. Er ließ aber von seiner Vorliebe zu dem beschaulichen Eremitenleben doch nicht ab, sondern wohnte erst in einer einfachen Zelle an der Kirche und gründete nachher nicht weit von Tours sich eine Einsiedelei auf einer von der Loire umflossenen und andrerseits von Felsen eingeschlossenen Halbinsel, die nur schwer zugänglich war. Es fand nun das Beispiel des frommen Martinus bald viele Nachahmung, und allmälig sammelten sich um ihn 80 stille Einsiedler, die meist in Felsgrotten um die einfach aus Holz errichtete Zelle des Meisters herum sich niederließen. So entstand das Kloster Marmoutier, Zusammenziehung aus majoris monasterii, oder so genannt, weil die Mönche wie Murmelthiere in dem ausgehöhlten Fels wohnten. Sie führten unter Martin's strenger Zucht ein beschauliches Leben in Armuth, Gebet und frommen Andachtsübungen.

Sulpicius Severus macht von dem gemeinsamen Leben des Martinus und seiner Genossen folgende Beschreibung: „Niemand unter diesen 80 Schülern hat daselbst Eigenthum. Alles ist gemeinsam. Nichts darf da gekauft oder verkauft werden, wie sonst die Mönche pflegen. Keine Kunst wird dort getrieben, außer der des Schreibens. Und auch diese wird den jüngeren zugewiesen; die

älteren halten an am Gebet. Außer zum Gebetsverein geht selten Jemand aus seiner Zelle. Speise wird, nach den Stunden des Fastens, gemeinsam genossen. Nur die Kranken bekommen Wein. Die Meisten tragen Kleider von borstigen Kameelhaaren; eine zu weiche Kleidung gilt für ein Verbrechen. Und dies ist um so wunderbarer, als viele von ihnen für Edelinge galten, die ganz anders erzogen, zu dieser Demuth und Geduld sich zwingen mußten." — Welch eine Bedeutung und welch ein Ansehen bald diese Einsiedelei bekam, folgt aus der weitern Mittheilung des Sulpicius Severus, indem er von den Genossen dieses frommen Lebens sagt: „Vielderselben haben wir später im Bischofsamte gesehen, denn wo wäre eine Stadt oder eine Kirche, die nicht Priester aus dem Martinskloster zu bekommen wünschte?" — Von diesen und ähnlichen Klöstern oder Ansiedelungen gingen dann aber mehr und mehr die Strömungen aus, durch welche das umherliegende, noch größtentheils dürre heidnische Land mit dem Wasser des ewigen Lebens getränkt wurde, indem die Mönche als Sendboten des christlichen Glaubens umherzogen. So bezeichnet man mit gutem Grund die alten Klöster in heidnischen Landen als die Christenburgen.

Martinus blieb bei all dem mächtigen Einfluß, den er gewann, doch stets in der tiefsten Demuth und war, wie Sulpicius Severus in seinem zweiten Dialog über die Tugenden Martinus von Tours hervorhebt, fern von allem Priesterstolze. Auf den Bischofsstuhl setzte er sich nie, sondern hatte in seinem Gemach in der Kirche ein dreifüßiges Stühlchen, wie für Sclaven und Bauern. Er scheute sich nicht, an den geringsten Arbeiten in der klösterlichen Ansiedlung selbst mit Theil zu nehmen und grub in derselben, wie Gregor von Tours in dem 2. Buch über die Wunder des Martinus erzählt, selbst einen Brunnen und wusch seinen Gästen selbst die Füße. Mit der Demuth paarte sich die Sanftmuth, Geduld und Freundlichkeit gegen Jeden, sowie die stille Ruhe und Harmonie der Seele. Für seine Feinde betete er mit Thränen und war voll Versöhnlichkeit, Barmherzigkeit und Friede. Sulpicius Severus (vita C. 26) rühmt von ihm: „Niemand sah ihn jemals erzürnt, Niemand aufgeregt, Niemand trauernd, Niemand lachend; er war immer ein und derselbige." Nur zuweilen erlaubte er sich einen geistlichen Scherz. So erzählt Sulpicius Severus (Dial. de virt. II, 7) daß er beim Anblick eines geschorenen Schafes gesagt habe: „Dieses hat den Befehl des Evangeliums erfüllt: es hatte zwei Röcke und hat einen derselben gegeben dem, der keinen hatte; so müßt also auch ihr thun." Himmlische Heiterkeit leuchtete in seinem Auge, und er war dabei stets thätig und lebte in Fasten und Beten Tag und Nacht. Auch blieb er immer in der selbstverläugnendsten Armuth. Sein Lager war ein grober Haarteppich auf dem harten Boden, seine Bekleidung

eine grobe kurze Kutte. Dabei übte er stets barmherzige Liebe gegen die Armen. Wie er einst schon als Soldat im Thore zu Amiens einem nackten Armen seinen halben Mantel gegeben hatte, so machte er es einmal ähnlich als Bischof. Ein Halbnackter begegnete ihm einst im Winter auf dem Weg zur Kirche. Er gab seinem Archidiakonus Anweisung, den Armen zu kleiden und zog sich bis zum Beginn des Gottesdienstes in seine Zelle in der Kirche zurück. Da der Arme nicht befriedigt wurde, so folgte er dem Bischof dorthin, und nun zog dieser sein Hemd aus, das er unter dem härenen Ueberwurf trug, und gab es dem Armen. Jetzt sollte der Gottesdienst anfangen und der Bischof an den Altar treten. Aber dem ihn rufenden Diener sagte er, der Arme müsse erst sein Kleid haben. Auf die Entgegnung, der sei ja nicht mehr da, befahl der Bischof: „So bringe mir das Kleid, ich werde ihn schon finden." Eiligst geht nun der Diener hin und kauft ein kurzes rauhes Bauernkleid für einen geringen Preis und bringt es dem Bischof. Dieser legt es alsbald an zum Ersatz für das dem Armen gegebene Unterkleid und erscheint nun ohne Säumen am Altar um den Gottesdienst abzuhalten. Ein ander Mal erhielt er für seine Fürbitte bei einer schweren Krankheit vom Stadthalter Lycontius 7 Pfd. Silber, aber er kaufte damit Gefangene los, und auf die eigene Dürftigkeit hingewiesen, sagte er: „Uns mag die Kirche (weiden) nähren und kleiden, wenn nur wir nichts zu unserm Vortheil gesucht haben."

So lebte er ganz in seinem heiligen Amt und für die Kirche. Es wird von ihm gerühmt, „daß Jesus ihm Alles in Allem war, er Alles in Gott schaute und auf ihn zurückführte, daß man nie eine Leidenschaft an ihm bemerkte, seine Sanftmuth und Milde alle Herzen eroberte, daß Demuth und Bußgeist sein Herz zum reinsten Kristall läuterten, seine Thaten Thaten Gottes und seine Worte himmlische Weisheit und Einfalt waren." Nach dem Zeugniß, welches in einem Briefe an die heilige Radegundis im 6. Jahrhundert sieben gallische Bischöfe von ihm ablegen, und welches Gregor von Tours im 9. Buche seiner Geschichte mittheilt, war Martin „ein von der göttlichen Vorsehung gesendeter und mit apostolischer Gnade ausgerüsteter Apostel." Auch Sulpicius Severus stellt seinen Freund Martinus den Aposteln gleich, und Gregor von Tours selbst nennt ihn in seiner Geschichte (I, 36) „das Licht, welches Gallien mit den Strahlen einer neuen Flamme erleuchtete, denjenigen, der Christum, den Sohn Gottes, durch viele Wunder als wahren Gott den Völkern verkündend, den Unglauben der Heiden besiegte. Er zerbrach ihre Tempel und Götzenbilder."

Das Heidenthum, welches damals nicht mehr so sehr in den Städten als auf dem Lande, sowohl in Gallien als in andern

Theilen des römischen Reiches noch stark verbreitet, womit auch die lateinische Bezeichnung der Heiden als pagani d. h Dorfbewohner zusammenhängt. Namentlich seit der Regierung Kaiser Julian des Abtrünnigen, 361—63, der dem Christenthum geradezu feindlich war, und seiner beiden Nachfolger, Kaiser Jovian (von 363—64) und Valentinian I. (von 364—375), welche zwar Christen waren, aber doch den Heiden wieder volle Religionsfreiheit gewährten, nahm der heidnische Götterdienst wieder zu, besonders auch in Gallien. Sulpicius Severus (vita Martini Cp. 9) sagt, daß bei den Landleuten dort die heidnische Sitte herrschte, „die Bilder der Götzen (daemonum) mit weißer Hülle bedeckt in jammervoller Verblendung durch ihre Aecker hinzutragen." Als daher Martinus einst auf einer Reise in der Entfernung von 500 Schritt eine Schaar Heiden bemerkte, die Etwas in weißer Hülle trugen, glaubte er, es sei ein Zug mit einem Götzenbilde, schritt vor und befahl zu halten, was die Träger, von Schrecken gebannt, alsbald thaten. Sie versuchten dann ihm ausweichend weiter zu gehen, mußten aber wieder stehen bleiben, bis Martin erkannte, daß sie eine mit Leintüchern bedeckte Leiche trugen, worauf er ihnen mit der Hand winkte weiter zu gehen. So groß war seine Macht über die Heiden. Es gab auch noch Statuen und Priester, Tempel und heilige Haine und Bäume der alten Gottheiten. Dagegen trat nun Martinus auf und legte kühn Hand an diese Reste des Heidenthums, ohne die Gefahr zu scheuen. Gott der Herr half dem frommen Mann dabei oft auf wunderbare Weise. So erzählt die Legende, daß, als er eines Tages eben einen Götzentempel zerstört hatte und nun auch die heilige Fichte, die vor demselben stand, umhauen wollte, die Heiden sich zur Wehre setzten. Sie stellten aber endlich sein Gottvertrauen auf die Probe, indem sie ihm den Vorschlag machten, daß sie selbst den Baum umhauen wollten, wenn er dem fallenden seine Schultern unterzuhalten den Muth hätte. Martin war's zufrieden und man stellte ihn gebunden dorthin, wohin der Baum fallen mußte. Derselbe stürzte auch; als aber Martin das Kreuzeszeichen machte, ward der Baum von einem Sturmwind auf die andere Seite hingerissen und hätte beinahe die dort zuschauenden Heiden erschlagen. Diese bekehrten sich nun und traten unter seine Katechumenen ein. Auf Martin's Gebet hat einmal auch ein Sturmwind ein Götzenbild aus seinem Fundament umgestürzt. Ein ander Mal handelte es sich darum, eine hohe feste Säule, auf der oben ein Götzenbild stand, zu zerstören. Auf Martins Gebet soll sich auf dieselbe eine ähnliche vom Himmel herniedergelassen und sie zu Staub zermalmt haben. Wieder einmal hatte er einen Heidentempel angezündet und als der Wind das Feuer in das benachbarte Haus hinüberzutragen schien, stellte er sich entgegen und zwang das Feuer sich zurückzuwenden und bloß den Tempel zu

zerstören. Auch wollte ihn einst ein Heide mit einem Dolche tödten, aber plötzlich fiel derselbe ihm aus der Hand und war nirgendwo mehr aufzufinden. Wenn Martinus hier durch ein Wunder gerettet wurde und zugleich seine Feinde für Christum gewann, so in andern Fällen auch durch seine erhabene Ruhe und Gottergebung. Einst zerstörte er im Lande der Äduer einen Götzentempel; die heidnischen Bauleute überfielen ihn und einer erhob eben das Beil um ihn zu erschlagen. Ruhig hielt Martinus ihm sein Haupt dar, und dies ergriff den Menschen so, daß er auf seine Kniee niederfiel und um Vergebung bat. Auch soll Martinus den Lubentius, einen Freund und Schüler des Bischofs Maximian, getauft haben. Derselbe hat der Christengemeinde zu Coverna vorgestanden und kann als Apostel des Lahnthales gelten. So hat der Bischof von Tours viel für die Bekehrung der Heiden gethan, die in Schaaren sich herandrängten ihn zu sehen und durch seine Predigten und seine Wunder für die Sache Christi gewonnen wurden. Die Legende läßt ihn allein mit Hülfe der Engel den größten und reichsten Tempel in Gallien zerstören, wobei die Heiden stumm und staunend zuschauten. An Stelle der heidnischen Tempel gründete er dann christliche Kirchen und Klöster, ja man kann von ihm sagen, daß „durch ihn das Land sich mit christlichen Kirchen und Klöstern bedeckte, wo vorher nur vereinzelte Christen waren." Gregor von Tours macht eine Anzahl von Kirchen und Gemeinden namhaft, die Martin gründete. Wichtig ist es dabei besonders, daß er stets nur für den rechten Glauben wirkte, niemals für den Arianismus, und wenn die Franken dieser Irrlehre nicht huldigten, wie so viele Völkerschaften im Osten des römischen Reiches, so ist das wohl großentheils mit der christlichen Stellung und dem christlichen Glaubenseifer Martins zu verdanken. Merkwürdig ist auch, was Severus (Dial. II, 14) berichtet von Martin's Glauben in Bezug auf Christi Zukunft, daß er nämlich fest erwartet habe, Nero werde bald wiederkehren und zugleich der Antichrist. Jener werde das Abendland bezwingen und den Götzendienst wieder herstellen, dieser den Orient besiegen, in Jerusalem herrschen und jüdischen Tempeldienst und Beschneidung wieder einführen. Hernach werde der Antichrist den Nero überwältigen und endlich selbst von Christo in seiner Widerkunft überwunden werden.

Von besonderer Bedeutung erscheint uns bei Martin, dem Freunde der Armen, dem Apostel der Heiden, sein Verhältniß zu den Großen und Mächtigen der Erde. Er gab ihnen nicht nach, sondern sie mußten seine Bedeutung anerkennen und beugten sich vor ihm. Ein Beispiel hiervon mit einem fränkischen Grafen Avitianus erzählt Sulpicius Severus. Dieser, ein überaus wilder und roher Mensch, führte einmal eine Menge Gefangener

in die Stadt Tours, die von ihm mit dem Tode bedroht wurden. Da erschien kurz vor Mitternacht Martinus vor seinem Hause und legte sich, da er Alles verschlossen fand, vor die Thüre hin. Aber Avitian konnte nicht einschlafen, und als es ihm endlich doch gelang, wachte er plötzlich wie durch einen Stoß wieder auf und hörte die Worte: „Der Diener Gottes liegt vor deiner Thürschwelle und du überläßest dich hier der Ruhe?" Rasch sprang er auf und rief seinen Dienern zu: „Martinus ist vor dem Thore: lauft und schließt auf, damit der Knecht Gottes keine Unbill erfahre." Diese aber meinten, es sei Niemand da, und Avitian versuchte wieder zu schlafen, aber er wurde noch heftiger aufgeschreckt, und mit dem Ruf: „Martinus steht vor der Thüre", öffnete er ihm nun selbst. Er erkannte alsbald, was er begehrte, ehe er noch gesprochen hatte, ermahnte den Bischof zu gehen, damit nicht der Zorn Gottes ihn verzehre, wenn er vor seiner Thür eine Unbill erführe, ließ in derselben Nacht die Gefangenen los, und zog weg von der dankbar frohen Stadt. — Wichtiger ist Martins Verhalten den Kaisern gegenüber, die damals in Trier Hof hielten, wohin er öfter reiste und großen Einfluß geltend machte. Der Kaiser Valentinian I. erwies sich ihm Anfangs, vielleicht auf Veranlassung seiner dem Arianismus ergebenen Gemahlin Justina, ungeneigt und ließ ihn nicht vor sich, allmälig aber gab er nach, befriedigte die Wünsche des Bischofs und wollte ihm auch noch Geschenke geben, deren Annahme Martinus verweigerte. Der Kaiser lud ihn aber öfter an den Hof nach Trier ein. Einen ernsten Conflikt hatte er mit dem Kaiser Maximus, der in Verdacht stand, den Tod des Kaisers Gratian veranlaßt zu haben. Der Bischof versagte ihm deswegen die Kirchengemeinschaft, bis er sich von diesem Verdachte gereinigt hatte. Da erst ließ er sich auch bereit finden, bei dem Kaiser zu Gaste sein, der nun bei Gelegenheit der Synode zu Trier, deren übrige Bischöfe dem Kaiser devot schmeichelten, ein großes Gastmahl veranstaltete und dabei den Bischof Martinus dadurch ehrte, daß er ihm, der zu seiner Rechten saß, zuerst den Becher reichte. Martinus reichte ihn dann aber, nachdem er getrunken, vorab dem ihn begleitenden Priester, ehe er ihn dem Kaiser zurückreichte. Von nun an rief der Kaiser öfter den Bischof zu sich an den Hof und fragte ihn in manchen Dingen um Rath, wobei Martinus ihm einst sein Schicksal vorausgesagt haben soll, wenn er gegen den jungen Valentinian in den Kampf ziehen werde. Eine besondere Verehrerin Martin's soll die Kaiserin gewesen sein, von der erzählt wird, daß, als der Bischof endlich ihrem Andringen folgte, bei ihr zu Gaste zu sein, sie ihm selbst aufwartete, ähnlich wie einst Martha dem Herrn Christus. Martinus benutzte das kaiserliche Vertrauen oft um für seine Armen Gaben zu erflehen, für Hülfsbedürftige Fürbitte zu thun, für Unglückliche, namentlich auch in den politischen Kämpfen

Compromittirte die Gnade des Kaisers anzurufen, und nahm so eine mannigfach einflußreiche Stellung ein.

Besonders wichtig und für die Stellung und Denkungsart des Martinus von Tours charakteristisch war sein Auftreten in der Sache der Priscillianer. Das war eine vom 4. bis 6. Jahrhundert in Spanien und Gallien herrschende Sekte, welcher gnostische und manichäische Irrthümer vorgeworfen wurden. Sie nahmen nur eine Offenbarungs-, keine Wesenstrinität an, lehrten eine Emanation himmlischer Mächte und Geister von Gott, führten die Schöpfung der Welt auf ein unvollkommenes Gottwesen zurück und schrieben der menschlichen Seele eine Präexistenz zu, in der sie gesündigt habe, so daß sie auf die Erde herabgeworfen wurde und damit in die Wirkungssphäre des Teufels kam, welcher eine große Macht hat, alles Fleischliche erschafft und den menschlichen Körper gestaltet, ehe er das Licht der Welt erblickt. Christus ist zwar zur Erlösung auf der Erde erschienen, hat aber keine wahre Menschheit angenommen, höchstens nur das Fleisch, nicht die Seele des Menschen, er hat sich als Gottwesen zu der irdischen Unvollkommenheit bequemt. Die Priscillianer führten bei solcher Irrlehre ein streng ascetisches Leben und enthielten sich vom Genusse des Fleisches und vom ehelichen Leben; dennoch wurden ihnen Fleischeslüste zum Vorwurf gemacht. Sie verzehrten beim Abendmahl das Brod nicht, während sie sonst Gottesdienste und Feste der Kirche mitfeierten und sich wie katholische Christen hielten, obschon sie nebenbei auch noch ihre geheimen Gottesdienste hatten, wobei auch Magie und Unzucht vorgekommen sein soll. Um ihre Lehre, die sie aus Entstellung und allegorischer Deutung der Bibel herleiteten, geheim zu halten, nahmen sie zu Lüge und Meineid ihre Zuflucht. Auf einer Synode zu Saragossa im October 380 wurden die Häupter der Sekte excommunicirt und die Synode erließ Verordnungen gegen den Unfug derselben, welche Bischof Ithacius von Sobussa ausführen sollte, ein ausschweifender, genußsüchtiger, ungebildeter, gewaltthätiger Mann, dem schon das Fasten und Studiren als Merkmale der Ketzer galten. Derselbe erwirkte ein Edikt des Kaisers Gratian, das den Ketzern mit Verbannung drohte. Nachdem Priscillian, der Bischof von Avila geworden war, vergebens sein Heil in Italien versucht hatte und eine neue Synode zu Bordeaux 384 seine Sache verworfen hatte, berief er sich auf das Urtheil des Kaisers Maximus in Trier. Alsbald erhob sich Martinus von Tours dagegen, daß ein weltlicher Richter in kirchlichen Dingen urtheilen und entscheiden sollte und als man die Ketzerei mit Folter und Tod bestrafen wollte, erklärte er das für eine beispiellose verbrecherische Neuerung. Es sei genug, daß die Ketzer von dem geistlichen Urtheil der Bischöfe auf Synoden excommunicirt und ihrer kirchlichen Aemter entsetzt seien. Bischof

Ithacius versuchte es nun, selbst auch den so für milde Behandlung der Priscillianer eintretenden Martinus der Ketzerei zu beschuldigen, wozu wohl die mönchische Ascese, die damals im Abendland vielfach noch als Schwärmerei galt, mit Veranlassung geben mochte; sah er doch blaß aus vom Fasten und erschien mönchisch gekleidet. Aber es gelang dem Ithacius doch nicht, über Priscillian ein Urtheil zu erwirken, so lange Martinus in Trier anwesend war (384—85). Und als er abreisen mußte, gab ihm der Kaiser auf sein Andringen das Versprechen das Leben des Häretikers zu schonen. Kaum aber war Martinus fort, als seine Feinde, Bischof Ithacius und Idacius und deren Freunde, siegten und das weltliche Gericht, wahrscheinlich nach Anwendung der Folter, zu einem Todesurtheil mit Güterconfiskation über Priscillian und sechs Genossen veranlaßten. 385 wurden sie in Trier hingerichtet. Dieser erste Fall einer Bestrafung eines Ketzers mit dem Tode machte großes Aufsehen; auch der berühmte Bischof Ambrosius von Mailand erklärte sich dagegen und versagte, wie der Bischof Siricius von Rom und Martin von Tours, dem Ithacius die Kirchengemeinschaft. Die zur Ordination des neugewählten Bischofs in Trier versammelten Bischöfe aber traten, geleitet von Ithacius, für das strenge Verfahren ein und billigten des Kaisers weitere Verfolgung der Priscillianisten durch eine nach Spanien zu sendende Militär-Commission. Nun reiste Martinus von Tours 386 wieder nach Trier, zugleich auch um vom Kaiser die Begnadigung der zum Tode verurtheilten Anhänger Gratian's, Narses und Leucadius, zu erwirken. Die Bischöfe in Trier, sich vor Martinus fürchtend, veranlaßten den Kaiser, demselben Botschaft entgegen zu senden, er dürfe nicht nach Trier kommen, wenn er mit ihnen nicht Frieden halten wolle, worauf dieser erwiderte, er komme mit dem Frieden Christi. Martinus sagte sich nun förmlich von der Kirchengemeinschaft mit den zelotischen Bischöfen in Trier los und trug dem Kaiser seine zwiefache Bitte für jene verurtheilten Hofbeamten und für Aufhebung der Militär-Commission gegen die Priscillianisten vor, worauf denn Maximus als Bedingung stellte, daß Martinus mit den Bischöfen sich wieder aussöhne. Er wollte erst nicht, als er aber vernahm, daß die Hinrichtung jener Verurtheilten geschehen sollte und die Commission schon auf dem Wege nach Spanien sei, gab er nach, erklärte dem Kaiser, er sei bereit, wieder in die Kirchengemeinschaft mit den Bischöfen einzutreten, und rettete so die Priscillianisten vor einer schrecklichen Ketzerverfolgung. Er wohnte andern Tags auch der Ordination des Bischofs Felix in Trier bei, ohne jedoch seinen Ordinationsakt zu unterschreiben. Martinus verließ gleich am folgenden Tage Trier, tief gebeugt und in seinem Gewissen sich Vorwürfe machend, über die ihn jedoch die Vision eines Engels tröstete und erhob. Er enthielt sich aber jeder Verbindung mit Ithacius und seinen Anhängern

und betheiligte sich auch an keiner bischöflichen Versammlung mehr. Ueberhaupt scheint er seine Nachgiebigkeit als Niederlage betrachtet zu haben, und Severus erzählt, er habe oft seinen Schülern gesagt, seit jenem Ereigniß habe sich seine Gewalt über die Dämonen vermindert.

Martinus lebte nun, wie Severus sagt, noch 16 Jahre in stiller Zurückgezogenheit und segensvoller Arbeit für seinen Sprengel. Als betagter Greis, 81 Jahre alt, machte er, schon dem Tod in's Angesicht sehend, eine Reise nach Candes, in der Absicht, dort Frieden zu stiften unter den entzweiten Geistlichen. Wie er die Rückreise antreten wollte, erkrankte er heftiger. Als die Seinigen seine Kräfte scheiden sahen, so erzählt Sulpicius Severus, sprachen sie zu ihm: „Vater, warum verlässest du uns? Wem lässest du uns Trostlose zurück? Reißende Wölfe werden deine Heerde überfallen." Martin aber sprach betend: „Herr, Herr, wenn ich deinem Volke noch nothwendig bin, ich weigere mich nicht der Arbeit, dein Wille geschehe!" Als seine Hände schon kalt wurden, erhob er sie doch mit Anstrengung gen Himmel, ebenso wie die schon brechenden Augen. Er lag als ächter Ascetiker auf rauhem Haarteppich, auf einem mit Asche bestreuten Bußsacke und litt nicht, daß seine Schüler ihm ein besseres, wenn auch noch so einfaches Lager bereiteten, denn er sagte: „Es ziemt dem Christen nicht anders, als auf Asche zu sterben." Und als man ihn veranlassen wollte, zu größerer Bequemlichkeit die Lage zu wechseln und sich auf die Seite zu legen, sprach er: „Lasset mich, liebe Brüder, anstatt zur Erde, lieber zum Himmel blicken, wohin mein Geist im Begriff ist, zum Herrn zu gehen." Und den Kampf mit dem Reich der Finsterniß bis zum letzten Augenblick seines Lebens fortsetzend, meinte er in der Todesstunde den Teufel in seiner Nähe zu sehen und rief aus: „Was willst du, wilde Bestie? Du findest nichts an mir. Abrahams Schooß nimmt mich auf." So starb Martinus von Tours zu Candes am 8. November des Jahres 400 oder 401, 16 Jahre nach der Synode von Trier von 385, resp. dem Priscillianischen Streit, wie Severus sagt; „im 81. Jahre seines Alters um Mitternacht in Frieden", wie Gregor von Tours sagt, was eben auf 319 als Geburtsjahr Martins zurückführt. Die Umstehenden, so wird weiter berichtet, sahen das Antlitz ganz verklärt und selbst auch den Leib des Entschlafenen wie verjüngt, als wäre er schon reif zur Auferstehung statt zum Grabe.

Alsbald entstand nun ein Wettstreit zwischen Poitiers, wo Martinus als Einsiedler gelebt hatte, und Tours, wo er Bischof gewesen war, welche Stadt die Ehre seines Leichenbegängnisses und der Aufbewahrung seiner irdischen Ueberreste haben sollte. Der Streit ward dadurch entschieden, daß, wie berichtet wird, „Gott

die von Poitiers in einen so tiefen Schlaf versenkte", daß die von Tours ihn heimlich wegbringen konnten. Bei dem Leichenbegängniß sang die Volksmenge durch das Weinen hindurch Freudenpsalmen über sein seliges Ende, und es betheiligten sich fast 2000 Mönche und viele Nonnen aus der Nähe und Ferne daran. Sulpicius Severus bezeichnet es als ein spezielles Verdienst des Martinus, daß aus seinem Beispiel zum Dienst des Herrn ein so großer Stamm Früchte getragen habe. Schon der nächste Bischof von Tours ließ über dem Grabe seines Vorgängers eine Kapelle errichten, und der Bischof Perpetuus (461—490) baute darüber eine prachtvolle Basilika. Die Grabstätte wurde bald Ziel der Pilgerfahrten von Nah und Fern und ward durch die kostbarsten Gaben und Geschenke auch von Fürsten und Großen verherrlicht. Besonders war es der Ruf der Heilungen am Grabe des heiligen Martinus, der die Frommen von überall her dorthin zog, so daß nach Tours gepilgert wurde wie nach Rom und Jerusalem. Namentlich in Gallien war die Verehrung des heiligen Martin sehr groß; in der Stadt Amiens zeigte man das Haus und das Gemach, wo ihm nach seiner Manteltheilung der Herr im Traume erschienen sei, und ein Stück dieses Mantels behauptete man daselbst noch vor 300 Jahren zu besitzen. Die Könige von Frankreich betrachteten Martinus als den Schutzpatron ihres Reiches, ließen sich als Domherrn des St. Martinsstifts aufnehmen und gebrauchten wohl den Schleier, womit sein Grab bedeckt war, als Heerbanner. Auch wurde seine Kutte (capa) als das größte National-Heiligthum im Palaste der fränkischen Könige aufbewahrt und im Kriege als eine Art Talismann mitgeführt. Von derselben wird sogar der Name Kapelle abgeleitet, indem so der geweihte Raum hieß, in dem diese kleine capa (capella) aufbewahrt wurde, und ihre Hüter hießen Kapellane. Schon zu Clodwigs Zeiten, 100 Jahre nach dem Tode des Martinus, war dessen Verehrung so groß, daß Gregor von Tours erzählt, dieser große Frankenkönig, der sonst gern sein Heer plündern ließ, habe, als er gegen die Gothen kämpfend bei Tours vorbeizog, dem ganzen Heere ein Fasten geboten, der Martinuskirche große Geschenke dargebracht und den Heiligen um den Sieg anrufen lassen. Einen Soldaten, der doch bei Tours Heu wegnahm soll Clodwig selbst getödtet haben mit den Worten: „Wo soll die Hoffnung des Sieges sein, wenn der heilige Martinus beleidigt wird?"

Sulpicius Severus, der um 410 starb, hat sich die Verherrlichung Martins angelegen sein lassen, indem er bald nach seinem Tod ein Buch über sein Leben, drei Dialogen über das Mönchsleben und seine Tugenden und Martins Wunder, sowie Episteln wider die Nachahmer seiner Tugenden, über seinen Tod und über seinen Uebergang zur Unsterblichkeit schrieb. Er drückt die Absicht aus, dem

Orient zu verkünden, daß er sich im Vergleich mit Martinus nicht über den Occident stelle, und sagt, daß es Keinem zweifelhaft sei, daß das Geringste von ihm größer sei, alt das Größte von Andern. Uebrigens haben schon Zeitgenossen Zweifel in manche Mittheilungen des Sulpicius gesetzt, wogegen er sich aber in dem Dialog über die Tugenden der Mönche entschieden verwahrt.

Einer so gewaltigen Erscheinung gegenüber, wie Martinus war, mußte ja der Glaube an außerordentliche unerklärliche Dinge die reichste Nahrung finden, und wenn schon bei Lebzeiten ihm Wunder zugeschrieben wurden, so wuchs die Reihe derselben nach seinem Tode natürlich immer mehr. Hatte dieser Mann wirklich für die Kirche Galliens die große Bedeutung, daß er das fromme, weltentsagende Leben ihr einpflanzte, der kaiserlichen Willkür in kirchlichen Dingen einen Damm entgegensetzte, die Ketzerbekämpfung mit dem äußeren Schwert verwarf, namentlich aber auch zur gänzlichen Ausrottung des Heidenthums wesentlich mitwirkte, indem er die Götzenaltäre und Tempel der Heiden zerstörte und viele christliche Kirchen errichtete, so stellt sich ja sein Leben überhaupt als siegreicher Kampf wider die Macht des Bösen, wider das Reich der Finsterniß dar. Und damit hängen wohl zunächst die verschiedenen wunderbaren Begegnisse mit dem Satan, von denen die Legende zu erzählen weiß, zusammen. Einst soll dieser ihm als Trugbild im königlichen Schmuck des Weltheilandes erschienen sein, als aber Martinus begehrte, daß er die Wundenmale zeige, sei er wie ein Rauch verschwunden. Wenn Sulpicius Severus Recht hat, indem er bei dieser Geschichte hinzufügt (im Leben Martins Cap. 25): „daß das so geschehen sei, habe ich aus Martinns eigenem Munde vernommen, damit man es nicht für fabelhaft halte", so ist es wohl auf einen ähnlichen Vorgang tiefsinniger Phantasie zurückzuführen, wie bei Luther die bekannte Geschichte mit der Teufels-Erscheinung auf der Wartburg, als er die Bibel übersetzte. Zeigt man doch dort noch an der Wand die Spuren davon, wie Luther ihn mit dem Dintenfaß begrüßte. Auch hat in der That der Reformator eine gewisse Sympathie gehabt mit solchen wunderbaren Geschichten von Heiligen, namentlich von dem Heiligen, an dessen Vorabend er geboren und nach dessen Namen er genannt war. Denn er schreibt davon in seinen Tischreden (bei Förstemann IV, 273): „Es ist zuweilen viel gutes Dings drinnen, als in der Historia von St. Martino steht, da er sterben sollte, da stund der Teufel zu Füßen zu seinem Bett; da sprach er keck zu ihm: Siehe quid tu hic stas horrenda bestia? Nihil habes in me. Das ist ein recht Wort des Glaubens gewesen. Solch Ding sollt man aus den Legenden der Heiligen klauben und nicht allerlei Narrenworte."

Es werden ja nun auch viele Wunder von Martinus erzählt, bei denen die symbolische Bedeutung verloren geht und die wohl ihre

Entstehung dem Trieb der auf Thaten und merkwürdige Ereignisse gerichteten kriegerischen Franken verdanken, in diesem aus dem Kriegerstande hervorgegangenen Bischof um so mehr einen kühnen, allgewaltigen Gotteshelden zu haben, zu dem sie Liebe und Neigung hinzogen. So konnte auch eine solche Erscheinung erst recht zur Bekehrung der Franken zum Christenthum wirken. Uebrigens soll ja nicht geläugnet werden, daß in einem so außerordentlichen Manne, den Gott zu so wichtigen Dingen gebrauchte, auch eine außerordentliche Gabe der Ahnung, des Gebets, der Kräfte der zukünftigen Welt, der Krankenheilung mag gelegen haben. Manche Wunder Martins aber scheinen denen alt-testamentlicher Propheten nachgebildet zu sein. Wenn er z. B. von Engeln geheilt und in einer Feuersbrunst behütet wird, so erinnert das an die drei Freunde Daniels im feurigen Ofen; wenn von ihm gesegnetes Oel in der Flasche, die beim Fallen auf den steinigten Boden nicht zerbricht, sich vermehrt, so erinnert das an Ähnliches bei Elias und Elisa. Und die Heilungen, die von Kleidungsstücken des heiligen Martin ausgegangen sein sollen, erinnern an ähnliche Mittheilungen der Apostelgeschichte (C. 19, 11 u. 12) von Paulus. Er soll nun selbst auch Macht über die Thiere besessen haben, wie ja auch Paulus (Apostelgeschichte 28) auf der Insel Malta eine giftige Otter unschädlich machte. Von Martin wird aber auch Abenteuerliches erzählt, z. B. daß er einst einem Hasen das Leben rettete dadurch, daß er die Hunde durch das Kreuzeszeichen festhielt. Ein anderes Mal soll er den Teufel aus einer Kuh getrieben haben, die dann auf die Kniee vor ihm niederfiel, und was dergleichen Dinge mehr sind, die Sulpicius Severus erzählt, oder Gregor von Tours, der auch berichtet, daß Martin einst bei einem Streit der Merowinger im Sturm die Ungerechten niederwarf.

Von den Wundern, die nach Martinus Tode auf seinem Grabe, durch seine Reliquien, bei Anrufung seines Namens geschehen sein sollen, handelt besonders Gregor von Tours, der vier Bücher über die Wunder des heiligen Martinus geschrieben hat, in denen 207 mitgetheilt werden. Er erzählt, daß er erst Zweifel gehabt habe, ob er wohl würdig sei, des Martinus Wunder zu beschreiben, aber mahnende Erscheinungen hätten ihn dazu ermuthigt, namentlich habe ihn seine im Traum ihm erschienene Mutter wegen seines Versäumnisses zur Rede gestellt. Gregor sucht übrigens auch den Wundern seines großen Vorgängers, namentlich den Wirkungen, die auf seinem Grabe geschahen, einen religiös sittlichen Hintergrund zu geben, indem er im dritten Buche seiner genannten Schrift über die Wunder Martins sagt: „Wenn bei seinem heiligen Hügel die Seele sich demüthigt und das Gebet sich erhebt, wenn Thränen fließen und wahre Zerknirschung folgt, wenn aus innerstem Herzen

Seufzer emporgeschickt werden und man an die sündige Brust schlägt, so findet das Schluchzen Erfreuung, die Schuld Vergebung, der Schmerz der Brust kommt zur Heilung." Er dankt dann zu Anfang des 3. Buches dem „allmächtigen Gott, der uns einen solchen Arzt zu schenken würdig geachtet hat, der unsere Schwäche heile, die Wunden abwasche und heilsame Heilmittel herbeibringe." Die Wunder Martins, die Gregor mittheilt, sind nun theils solche, die er selbst gesehen oder von andern Zeugen aus früherer Zeit erfahren haben will, theils solche, die zu seiner Zeit sich zugetragen hätten. Es sind größtentheils Krankenheilungen. Von Wundern Martins, die Gregor an sich selbst erfahren haben will, erwähnen wir z. B., daß er nach vergeblicher Anwendung anderer Mittel nur durch den Staub vom Grabe Martins von der Ruhrkrankheit geheilt, daß er durch ihn in den burgundischen Wäldern vor Räubern beschützt worden sei, daß er durch Reliquien Martins nebst denen anderer Heiligen beim Uebersetzen über den Fluß bei Coblenz in einem zu stark besetzten Nachen gerettet und mit den Andern glücklich wieder ans Land gekommen sei; daß, als einer seiner Weinberge alljährlich durch Hagelschlag verdarb, er ein Stück Wachs aus der Nähe des Grabes Martins an einen der höchsten Bäume befestigte, wodurch dann der Weinberg verschont blieb. Die Wunder entstanden und geschahen aber auch noch indem Gregor sie beschrieb. So erzählt er, als er im 2. Buche 59 Wunder Martins beschrieben habe und auf das 60ste wartete, habe er einen äußerst heftigen Schmerz in der linken Schläfe empfunden, den er aber durch Berührung der leidenden Stelle mit dem Vorhang von dem Grab des Heiligen sofort heilte. Zehn Tage nachher ließ er sich eine Ader schlagen und da fiel ihm ein, daß der Schmerz auch hierdurch wohl aufgehört haben würde. Aber sofort fing derselbe in beiden Schläfen auf's heftigste wieder an und hörte nicht eher auf, bis er zur Kirche eilte, um Vergebung für den bösen Gedanken bat und den Kopf abermals mit dem Vorhang berührte. Dies galt dem Geschichtschreiber überhaupt als eine Art Universalmittel.

Härter als hier bei Gregor selbst, ward nach seiner Mittheilung einst der Zweifel an St. Martinus Wunderkraft bei einem andern, einem Archidiakonus Leonastes, bestraft. Derselbe suchte für seine Blindheit Heilung am Grabe des Heiligen und nach zwei bis drei Monaten fing er richtig zu sehen an. Nach Hause zurückgekehrt, setzte er auf den Rath eines jüdischen Arztes Schröpfköpfe und siehe: die Blindheit war wieder da. Jetzt suchte er auf's Neue Hülfe in der Kirche von Tours, aber nun vergeblich. Gregor folgert daraus, daß, wer die himmlische Hülfe zu finden gewürdigt sei, die irdische nicht anwenden dürfe. Die Verachtung des Heiligen wird natürlich immer schwer bestraft. So hatte, wie Gregor erzählt,

ein gewisser Leo von Poitou mit Geringschätzung von den Heiligen Martinus und Martial gesprochen, und er wurde taubstumm. Jetzt wollte er wohl der Heiligen Hülfe haben; er flehte in St. Martins Kirche um Heilung, aber umsonst: er starb im Wahnsinn.

Glücklicher waren Gefangene, die bei Anrufung des Namens St. Martins von ihren Banden befreit wurden, und ein Erhängter, der im Augenblick des Todes ihn anrief, worauf ihm die gebundenen Glieder gelöst wurden und ihm durch eine Offenbarung ein Mönch zu Hülfe gesandt ward, der ihn abschnitt. Und bei einer Feuersbrunst in Paris rettete sich ein Mann in ein von ihm erbautes Oratorium des heiligen Martinus und blieb darin erhalten, indem durch die Kraft des Heiligen dasselbe mit den umgebenden Häusern unverletzt blieb. Eine andere Wundergeschichte erzählt Gregor von Tours, die an die Weise erinnert, wie der Heide mit seinem Götzen verhandelt und ihn vernichtet, wenn er ihm nicht helfen will. Der Geschichtschreiber der Franken will sie von einem spanischen Gesandten vernommen haben. Es handelte sich um ein gestorbenes Kind; dasselbe ward vor den Martins-Altar niedergelegt und ein Verwandter sprach drohend zu dem Heiligen: „Hier wird deine Kraft erscheinen, wenn du auch jetzt nach unserm Glauben dies kleine Kind auferwecken wirst. Wenn du es aber nicht thun wirst, so werden wir hier fernerhin nicht mehr unsere Nacken beugen, Kerzen anzünden, oder dir die Gunst irgend einer Ehre erweisen.“ Der Heilige hat ja dann seine Ehre gerettet und das todte Kind ist nach so ernstlicher Bedrohung wirklich wieder lebendig geworden, wie ja Todtenerweckungen dem Martinus auch schon bei seinen Lebzeiten zugeschrieben wurden. Dagegen erscheint es fast als Geringes, wenn Gregor berichtet, daß die Berührung des Grabes Martins „Blutflüsse hemmte, Gelähmten die Kraft verlieh aufzustehen, Blinden das Gesicht wiedergab und selbst den Kummer des Herzens weit verbannte.“ Ueber solche nervös und moralisch vermittelte Wirkungen, die man wohl nicht ganz wird in Abrede stellen können, sagt Neander treffend in seiner Kirchengeschichte Band 3: „Wohl mag der sinnliche Eindruck des Ortes, an den sich bei den Menschen dieser Zeit durch das, was sie von Kindheit an gehört hatten, so manche heilige Erinnerungen angeschlossen, zum Theil heilsame Erschütterungen in den Gemüthern hervorgebracht haben, wohl läßt es sich daher erklären, wie Verbrecher hier konnten zum Geständnisse gebracht werden, oder wie die plötzlich erregte Angst des Gewissens durch drohende Visionen sich offenbarte, oder wie sie durch die mächtige Einwirkung auf ihr Nervensystem plötzliche Krankheitszufälle ihnen zuzog.“ So mag denn auch durch eine solche Einwirkung auf das Nervensystem wohl zuweilen die Lähmung geheilt, ein nervöses Uebel gelindert, ein psychisch krankhafter Zustand ge-

hoben worden sein, und das gab denn Veranlassung zur Erzählung aller möglichen unglaublichen Wunder, die an Martins Grabe, durch seine Reliquien, durch die Thürvorhänge, ja durch die Glockenseile seiner Kirche, sowie durch das Oel der an seinem Grabe brennenden Lampe, welches als Amulett bei einer Viehseuche diente, geschehen sein sollen. Namentlich das härene Gewand Martins soll dann auch Heilkraft besessen haben, und ein Brief von ihm soll ein fieberkrankes Mädchen, indem er ihm auf die Brust gelegt wurde, gesund gemacht haben. Bei solchen Erzählungen kann man nur die Wundersucht und Leichtgläubigkeit des gelehrten fränkischen Geschichtschreibers und seiner Zeit anstaunen.

Der heilige Martin wird nun natürlich auch schon sehr frühe und in sehr hervorragender Weise von allen Martyrologien der alten Kirche verherrlicht, und sein Begräbnißtag der 11. November ist ein besonders berühmter kirchlicher Heiligentag geworden, namentlich in Frankreich und Deutschland. Außer diesem in den Winter fallenden sogenannten „kalten Martinus" ist ihm auch im Sommer ein Tag gewidmet, der sogenannte „warme Martinus", der 4. Juli, der Tag, an dem er Bischof wurde und an dem im Jahr 461 sein Leichnam in die neuerbaute erste ihm geweihte Kirche in Tours übertragen ward. Martins Ruhm verbreitete sich in der Kirche frühe schon sehr weit. In einer alten in Paris aufgefundenen Handschrift heißt es: „Die ganze katholische Kirche lobsinge friedlich dem Priester Christi, dem Martinus, und alle Ketzer fliehen erschrocken bei seinem Namen. Pannonien freue sich, das Mutterland eines solchen Sohnes; Italien jubele, die Pflegerin des hohen Jünglings, und das dreitheilige Gallien mag im heiligen Kampfe entscheiden, wem er als Bischof gehört. Aber Alle mögen sich seiner als eines Vaters erfreuen. Dazu klatsche Beifall das ganze fränkische und das ganze germanische Volk!" — Schon seit dem 5. Jahrhundert wurden dem Bischof Martinus, dessen Bild der 413 gestorbene Paulinus von Nola schon im Baptisterium seiner Kirche aufhängte, allenthalben Kirchen errichtet; besonders im Frankenland war er der beliebteste Kirchen-Heilige. In Frankreich und am Rhein, namentlich auch am Oberrhein, ist die Zahl der großen und kleinen Martinskirchen überaus groß und sie gehören zu den allerältesten. Die Domkirche zu Mainz hatte ihn zum Schutzheiligen, so daß die auf den Gütern dieses Domstifts zinspflichtigen Leute Martinsleute genannt wurden. Auch die Domkirche zu Würzburg war ihm geweiht, und dem neugegründeten Bisthum Würzburg schenkte Pippin des Kurzen Bruder Karlmann, ehe er 747 in's Kloster ging, 26 Kirchen im Frankenlande, darunter 3 Marienkirchen, 2 Johannis-, 2 Andreas-, 2 Remigiuskirchen und eine Michaeliskirche, aber 14 Martinskirchen, also mehr als die Hälfte.

Unter diesen waren die zu Hochheim am Main, zu Heilbronn und Lauffen am Neckar, zu Hammelburg an der fränkischen Saale, zu Königshofen an der Tauber, zu Kreuznach an der Nahe. So haben denn auch die Städte Worms, Bingen, Oberwesel, Münster-Maifeld, Cöln, Emmerich, Cassel, Münster, Braunschweig, Bremen ihre Martinskirche, Boppard früher auch, sowie sein Martinskloster, ebenso Trier, Bonn seinen Martinsplatz, Trier, Freiburg im Breisgau u. A. ihr Martinsthor, auf dem oft, wie in Freiburg, die unter dem Thor von Amiens geschehene Theilung des Mantels Martins dargestellt ist. Und auch die Dörfer Martinstein an der Nahe, Martinsroda in Thüringen, die Martinswand in Tyrol und manche andere Ortsnamen erinnern an den Heiligen von Tours.

---

Wir haben nun noch auf die besondere Bedeutung des Martinus von Tours als Volksheiliger und Volksmann in Deutschland zu achten. Er ist das in hervorragender Weise geworden, mehr wie die andern Heiligen. Kaum läßt sich ihm der Kinderfreund St. Nicolaus in dieser Beziehung an die Seite stellen, aber im Kalender, im Volks- und Geschäftsleben gilt der St. Martinstag viel mehr. Er ist meistens Termin für Verpachtungen, für Zahlungen verschiedenster Art, für bestimmte häusliche Arbeiten und Festlichkeiten, namentlich auf dem Lande. Ein ganz natürlicher Grund, warum der Martinstag Termin ursprünglich wohl für Naturalabgaben besonders an Kirchen, Klöster und Geistliche war, liegt darin, daß dann der Wein gekeltert, das Korn theilweise gedroschen war, Gänse und Schweine fett sind u. dgl. Der Zahlungstermin auf Martini kann aber auch damit zusammenhängen, daß in einigen Gegenden z. B. in Frankreich, vielleicht aus besonderer Verehrung für den Heiligen, das Jahr mit dem St. Martinstag begann. Uebrigens hat dieser Anfang des Pachtjahrs auf Martini, der auch in England und Deutschland gilt, dem milden Heiligen das böse Wort eingetragen: „Martin ist ein harter Mann", nnd das andere: Martin ist ein schlechter Bezahler."

Es ist nun ferner nicht zu läugnen, daß mancher altheidnische Gebrauch, der in die Jahreszeit des Martinstages fiel, auf ihn und sein Fest übertragen, und so absichtlich und unabsichtlich der heidnische Gott durch den christlichen Heiligen verdrängt wurde. Um die Zeit des 11. November, welcher der alte Winteranfang war, wurde bei den heidnischen Deutschen eins der drei großen germanischen Jahres- und Naturfeste gefeiert, das des Herbstopfers, welches dem Wuotan gebracht wurde zum Dank für die eingeheimste Jahreserndte und zugleich zum Empfang des Winters. Mehrfach ist Odins Walten auf Erden auf St. Martin übergegangen, und selbst der Führer des wilden Heeres wird hie und da auch Junker Marten genannt.

Einer schwedischen Volkssage gemäß soll Martin dem König Olaf Tryggweson im 11. Jahrhundert erschienen sein und ihm geheißen haben, er solle statt Odins, Thors und anderer Asen Minne die seinige einführen. Auch dem kriegerischen Volke der Sachsen glaubte man bei seiner Bekehrung am meisten mit diesem ritterlichen Heiligen Martinus nahe kommen zu können, und war naiv genug, ihn geradezu dem altdeutschen Kriegsgott zu suppliren. So steht in der Kirche von Thossen bei Plauen das Bild des heiligen Martinus auf dem Altar mit der merkwürdigen Umschrift: „Martinus, euer und unser Thor." Thor ist dann aber zugleich auch der Gott des Donners und Unwetters, und die Witterung, namentlich in Bezug auf die Behütung der Erndte vor Hagelschlag, steht auch unter Martins Schutz, indem von ihm Sulpicius Severus erzählt: „20 Jahre lang hütete er das Gebiet der Semnonen vor Schlossen, während vorher fast jedes Jahr der Hagelschlag die Felder verwüstet hatte, und erst nach seinem Tode wurde die Erndte dort wieder zu Grunde gerichtet vom Hagelwetter." Für eine Uebertragung heidnischer Sitte und Erinnerung an Wuotan ist dann wohl das Martinsmännchen zu halten, welches in Norddeutschland noch jetzt in den Häusern in verschiedener Verkleidung, z. B. als Bischof, umgeht, die Kinder beten läßt und die braven dann mit Aepfeln und Nüssen beschenkt, ähnlich wie St. Nikolaus. Besonders berühmt war der Lübecker Martinsmann, dessen Fest mit der alten, erst 1817 abgeschafften Sitte zusammenhing, daß der Magistrat zu Lübeck am 10. November ein Faß alten Rheinweinmostes an den herzoglichen Hof nach Schwerin schicken mußte. Zu dessen Ueberbringung wurde ein guter Trinker als Gesandter gewählt, der mit 2 Zeugen in großer Pracht hinfuhr, festlich unter allerlei theils rohen Volksbelustigungen empfangen und glänzend mit zwei Mahlzeiten von 36 Schüsseln bewirthet wurde, wofür er wieder Geschenke gab. In Schlesien reitet der Martinsmann auf einem Schimmel umher und spendet den Kindern Backwerk, namentlich St. Martinshörnchen, wie ja der Heilige selbst auch als römischer Reiter zu Pferd dargestellt wird, seinen Mantel mit dem armen Bettler theilend. Diese seine Mildthätigkeit hat ihn denn, wie zum Patron der Wohlthätigkeit in vielen christlichen Anstalten, so auch zum Geschenkgeber gemacht, als der er vielfach in Holland und Belgien gilt, statt unseres Christkindleins. Aepfel, Nüsse und Backwerk werden unter die arme Jugend auf der Straße oder die Kinder in der Stube hineingeworfen, als ob St. Martinus es thäte, und die Kinder dürfen nur so lange mitaufleſen, wie sie das glauben; wenn eins „St. Martin kennt", nicht mehr.

Der Martinstag hat sich aber nicht blos für die Kleinen, sondern auch für die Großen zu einem Volksfest gestaltet, wo es fröhlich hergeht und es in keinem Hause an reichlicher Mahlzeit,

Speise und Trank fehlen darf, was wohl mit der altgermanischen Erndtefestfreude zusammenhängen mag. Es ist eine Fortsetzung der alten heidnischen Opfermahlzeiten. Andere erinnern dabei auch an den heidnischen Aeskulap. Im römischen Gallien ward nämlich am 11. November die Weinlese Aeskulap's gehalten, der als Heilgott und Schutzpatron des Mostes, und so auch oft als Heilgott für zu viel genossene Speise und Trank eintreten mußte. Der reichliche Genuß an diesem Tage wurde aus der heidnischen Zeit beibehalten, und St. Martin so zu einer Art Carneval gestempelt vor den strengen Adventsfasten, die Bischof Perpetuus in Tours einrichtete. Die Schmausereien am Martinstage haben französische Ausdrücke veranlaßt, wie martiner und faire la St. Martin für schmausen, und mal de St. Martin für die Leiden eines verdorbenen Magens. Sebastian Frank, der bekannte deutsche Schriftsteller in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, sagt in seiner Chronik von den Franken: „St. Martins und St. Nikolaus Fest celebriret dieses Volk wundernerlich, doch unterschieblich: St. Martin im Hauß ob Tisch, St. Nicolaus in den Kirchen. Erstlich loben sy St. Martin mit guotem Wein, geußen bis sy voll werden. Unselig ist das Hauß, das nit auf deß Nacht eine Gans zu essen hat, da zapfen sy gar neuen Wein an, den sy bisher behalten haben." Hie und da ist in Deutschland das Volksfest vom 11. auf den 10. November, Luther's Geburtstag, verlegt und das Schmausen beibehalten. Pröhle theilt darüber in seiner Schrift „Kirchliche Sitten" nach Bruder Abel Folgendes mit: Der Martinstag (10. Novbr.), sonst statt des Reformationsfestes, welches nun, wie überall, am 31. Oktober gefeiert wird, wird in Nordhausen eigenthümlich als ein Volksfest begangen. Luther hat nämlich einmal seinen Geburtstag hier bei seinem Freunde Justus Jonas gefeiert, und seitdem feiert ihn noch ganz Nordhausen durch ein gewaltiges Essen und Trinken und allgemeine Gastfreiheit. Selbst in den Wirthshäusern essen und trinken am Abend die Stammgäste, besonders die Fuhrleute frei, und zwar besonders Gänsebraten und Wein; vom Kirchthurm wird „Eine feste Burg ist unser Gott" geblasen, auf dem Markt bei öffentlichem Aufzug und in den Häusern beim Essen dies Lied gesungen.

Besonders muß bei den Martinsmahlzeiten als unentbehrlich immer zweierlei gelten: die Gans und der neue Wein. Was zunächst die bis heute in ganz Deutschland bekannte Martinsgans betrifft, die, wenn nicht immer in natura, so doch in Kuchenteich gebacken auch den Kindern gewährt wird, so hat sie gewissermaßen ihre Geschichte.*) Zunächst mag sie wohl mit der Jahres-

*) In Leipzig hat im Jahr 1683 Framman eine eigene lateinische Abhandlung geschrieben: de ansere Martiniano, worin er das Martinsfest auf ein in der heidnischen Zeit auf die Weinlese folgendes Gastmahl zurückführt.

zeit zusammenhängen, indem um den 11. November die fette Gans gerade ein angemessenes Gericht ist. Dann beruht sie aber auch wohl auf einem alten, dem Odin um diese Zeit beim Fest des Erndteschlusses und Winteranfanges dargebrachten Thieropfer, das in einem Pfau oder wohl auch in einer Gans bestand. Die Gans war ein dem Wuoton oder Odin geheiligter Vogel, der, tapfer und energisch wie er ist, uralt wie er wird, und gern auch weite Länderstrecken durchziehend, viel galt. Im heidnischen Rom war die Gans der unterweltlichen Göttin Proserpina geheiligt, die die dunkle Novemberzeit vertrat, und auch die in der Finsterniß wachende Weisheit. In England ist statt der Martinsgans die Michaelisgans gebräuchlich, und der zu Pferde als Ritter bewaffnet dargestellte Drachentödter, der Erzengel Michael, der gleichfalls im Herbst, 6 Wochen früher als Martin, am 29. September seinen Tag hat, steht ja mit dem ehemaligen römischen Reitersmann Martinus, der den Drachen des Heidenthums in Gallien vertilgte und viel mit den bösen Geistern kämpfte, in nahem Zusammenhang. Die Legende führt nun die Martinsgans auf das historisch nicht bewiesene Faktum in Martins Leben zurück, daß er nämlich, zum Bischof bestimmt, durch Geschnatter von Gänsen in seinem Versteck, wohin er aus Bescheidenheit sich geflüchtet hatte, verrathen worden sei, oder auch daß Gänse mit ihrem Geschnatter beim Predigen ihn gestört hätten. Zur Strafe dafür werde jetzt zu Martini die Gans geschlachtet und verzehrt. Der Volksmund besingt das also:

Als der Ritter Sanct Martin
Will der Bischofsehr' entflieh'n,
Sitzt er in dem Gänsestall,
Niemand find't ihn überall,
Bis der Gänse groß' Geschrei
Seine Sucher ruft herbei.

Und dieweil dies Gikgakslied
Diesen heil'gen Mann verrieth,
Dafür thut am Martinstag
Man den Gänsen diese Plag:
Daß ein strenges Todesrecht
Geh'n muß über ihr Geschlecht.

Dies Geschichtchen ist aber jüngern Ursprungs, als die Sitte der Martinsgans, von der sich aktenmäßige Spuren finden seit 1171 in einer Urkunde, laut welcher Othelricus de Swalenberg der Abtei Corvey „eine silberne Gans zum Fest St. Martini schenkte." Merkwürdiger Weise wird aber schon in dem norwegischen Runen-Kalender der 11. November mit einer Gans bezeichnet. Auf dem Dache der nach der Mitte des 12. Jahrhunderts entstandenen Martinskirche zu Worms sieht man auch eine Gans, und in Erfurt wurde früher das Einläuten des Tages „das Gansläuten" genannt.

Für wie unentbehrlich vielfach die Gans am 11. November gehalten wurde, folgt z. B. daraus, daß in Böhmen in einigen Spitälern eigene Stiftungen zum Ankauf der Martinsgans bestanden. Hie und da soll nun gar das Brustbein der Martinsgans das Wetter des kommenden Winters verkünden: ist es weiß, so gibt es strenge Kälte, ist es dunkel, viel Schnee und laues Wetter. In einem der vielen Martinslieder, davon Simrock eine Sammlung herausgegeben hat, einem Lied aus dem 14. Jahrhundert, heißt es am Schlusse so:

Martin, lieber Herre, nun laß' uns fröhlich sein,
Heut' zu deiner Ehre und durch den Willen dein.
Die Gans sollst du uns verehren und auch den kühlen Wein,
Gesotten und gebacken, sie müssen all herein.

Auch hier paart sich also mit der Gans zu St. Martini der Wein, besonders, wie schon in der Stelle aus Sebastian Frank, der neue Wein. Der Anfang eines alten Martinsliedes lautet also:

Wol to dem lustigen nien Wien,
Den bescheert Got unde St. Martin.

Auch in folgenden Versen gehört der Wein zur Martinsgans:

Herbei, herbei, zur Martinsgans,
Herr Burkart mit den Bretzeln — jubilemus,
Bruder Urban mit der Flasche — cantemus,
St. Bartel mit den Würsten — gaudeamus:
Sind alle starke Patrone zur Martinsgans.

Daß Martin so Schutzpatron des neuen Weins geworden ist, daher er auch Musmarte (Mostmartin) heißt, hängt zunächst auch wieder mit der Jahreszeit seines Kalendertages zusammen, indem um diese Zeit gerade frühestens der Most schon zu Wein vergohren sein kann. So lautet ja der alte Spruch: Post Martinum, bonum vinum. Und gemäß einer Mittheilung in Sommer's „Sagen und Gebräuche in Sachsen und Thüringen", pflegten die Kinder der Salzsiederzunft der Halloren in Sachsen an dem Martinstage Krüge mit Wasser in die Saline zu stellen, die die Eltern dann Nachts ausgossen und mit Most füllten; die Kinder aber gingen umher und sangen:

Marteine, Marteine,
Mach' das Wasser zu Weine.

Die Winzer legen hie und da wohl dem Martins-Abend eine ominöse Vorbedeutung für den Weinertrag bei, indem sie meinten, so viel Sterne sie an demselben zählen könnten, so viel Ohm Wein würde ihnen die nächstjährige Lese bringen. Auch sagt man vom Weintrinken: Heb an Martini, trink Wein per circulum anni. Am Martinstage wurde vielfach auch ein Weinerndtefest gefeiert, wobei es wüst herging und zu viel getrunken zu werden pflegte. Auch soll der am Martinstage getrunkene Wein Stärke und Schönheit bringen. Die Legende will diese Beziehung Martins zum Weine

mit seinem Leben in Zusammenhang bringen, indem sie dafür an den Fall erinnert, daß er einst vom Kaiser Maximus bei der Mahlzeit den Becher zuerst empfangen habe. Auch soll ja einst ein Fährmann den Heiligen angerufen haben, ihm zum Epiphaniasfeste ein wenig Wein zu schenken, worauf ihm ein Fisch in's Boot fiel, dessen Verkauf ihm das Geld zu dem erbetenen Wein verschaffte. Nach und nach bildete sich dann namentlich für den ersten Trunk jungen Weins der Name Martinstrunk, Herbsttrunk aus, und wie Simrock mittheilt, trank man, wie Johannisminne und Odinsminne, auch Martinsminne, soviel als Andenken oder Segen. Und in den Klöstern in Würtemberg mußte früher der Prälat allen Leuten seines Ortes den Martinswein geben. An manchen Orten findet diese Weinvertheilung auch an die städtischen Beamten statt, z. B. in Schmalkalden. Hernach wollten die Biertrinker auch von Martinus etwas haben, und so entstand das nur durch die Lizenz des Mittelalters in geistlichen und ungeistlichen Scherzen zu entschuldigende Spottliedchen auf ihn und seine den Mantel opfernde Mildthätigkeit:

Sankt Martin war ein milder Mann,
Trank gerne cerevisiam,
Und hatt doch kein pecuniam,
D'rum mußt er lassen tunicam.

Außer der Martinsgans und dem Martinswein kommt nun auch in Sachsen, Hannover und Schlesien das Martinshorn vor, ein wie ein Hufeisen geformtes Backwerk, das seinen Ursprung wohl in einem altheidnischen Opferkuchen haben mag. Man denkt dabei auch an das Pferdeopfer, welches beim Anfang des Winters, am nachherigen St. Martinstage, dem Wuotan, der auch als Sturm- und Schlachtengott galt, dargebracht wurde. Die halbkreisförmige Gestalt des Pferdehufes soll den Ursprung des Martinshörnchens bilden. Andere wollen das Martinshorn auch auf das nach alter Sitte mit Wein gefüllte Horn, das zu Ehren des Heiligen geleert wurde, deuten.

Zur volksthümlichen Verherrlichung Martins dienen nun auch noch die Martinsfeuer, die hie und da in Belgien und am Rhein noch vorkommen. Wie die Oster- und Johannisfeuer Erinnerungen an die altheidnischen Frühlingsfeuer sind, so diese Erinnerungen an die altheidnischen Herbstfeuer. „St. Martin macht Feuer im Kamin", sagt ein altes Sprüchlein. Die Legende führt auch das auf Vorgänge in Martins Leben zurück: seine wunderbaren Errettungen aus Feuersgefahr, als er in seiner Sakristei oder in seiner Zelle mitten in den Flammen unversehrt blieb, seine Abwendung des Feuers von einem Nachbarhause als er einen heidnischen Tempel anzündete, oder wohl gar auf sein Bedürfniß nach wärmendem Feuer,

nachdem er seinen Mantel abgegeben hatte. Die Kinder gehen nun, wenn das Martinsfeuer abgebrannt werden soll, umher um Holz und Stroh zusammenzubetteln, wobei sie wohl mit Strohbüscheln umwickelt sind, aus denen sie sich nachher Fackeln machen. Sie umtanzen dann Abends, allerlei Lieder singend, das brennende Martinsfeuer. An manchen Orten, z. B. in Düsseldorf und Barmen, ziehen die Knaben auch am Martinsabend mit ausgehöhlten Papierlaternen oder auf Stäbe gesteckten Kürbissen, in denen ein Licht brennt, von Haus zu Haus, und solche Kürbislichter werden dem Zug auf die nahen Berge zum Abbrennen des Martinsfeuers vorangetragen. Wenn das Feuer am Erlöschen ist, wird auch wohl einzeln oder paarweise darüber gesprungen. Daß die Umzüge der Kinder am Martinstage, die zunächst zum Erbitten milder Gaben, namentlich Brennmaterials zum Martinsfeuer bestimmt waren, nun auch zum Erbitten des Nöthigen zur eigenen Erwärmung im Winter benutzt werden, ist natürlich. Dabei wird dann wohl in der Altmark von den Kindern folgendes Liedchen gesungen:

Märtin Märtins Vögelken
Met din vergüldet Snävelken,
Flög hoch övern Wiim
Morgen is det St. Martin
Martin is en gode Mann,
Die dat wol doen kann.
De Appelen un de Beeren,
De mag ick gar to geeren,
De Nöten un de Kringeln
Mügen alle Kinner.
Märie, Märie mak upp de Döör,
t sind en Pär arme Kinnerkerns vör,
Gäff se wat un lät se gähn,
Lät se änner Jähr wedder käm'n.

Und in Holland, z. B. bei Dordrecht und Leiden, wird bei den Bettelgängen folgendes Liedchen gesungen:

Sint Märten is zoo koud,
Geef m'een Türfjen of een hout
Om my wat te warmen
Met myn blanken Armen.
Geef wat, houd wat,
T'ander Jaar weer wat.

Und nun noch folgendes Martinsliedchen:

Märten is een gode Mann,
De üs brav wat gewen kann:
De Äppel un die Bieren
De Nötte gött wol met.
Jonge Frau trap op on af,
Taft wol inde Nötensack,
Taft der nich bernewen
Jh könnt us brav wat geven.
Gött wat, hollt wat,
Op en Johr wier wat.

Mit dieſem Verſprechen: das nächſte Mal wieder etwas, geſtatten wir uns für dieſes Mal zu ſchließen, in der Hoffnung, daß das Dargebotene freundlich aufgenommen und nachſichtig beurtheilt werden möge.

# VII.

## Das germanische Heidenthum

### in seinem Verhältniß zum Glauben und Aberglauben im Christenthum.

---

Zu den merkwürdigsten und anziehendsten Beobachtungen, die der Historiker und der Theologe machen können, gehören ohne Zweifel die Berührungen zwischen der Völkergeschichte und der Kirchengeschichte, zwischen den Nationen und den Religionen. Im Alterthum hatte jede Nation ihre eigene Religion, und die Götter dieser standen mit den Heroen jener in einem so innigen Verhältniß, daß der Uebergang ein unmerklicher ist und man nicht zu sagen weiß, wo die Mythologie aufhört und die Geschichte anfängt. Ja es fanden direkte Vermischungen zwischen Göttern und Menschen Statt, indem die Götter und Göttinnen von Leidenschaft und Liebe zu den Heroen und ihren Töchtern entflammt wurden. Und selbst im ersten Buche Mose lesen wir von Kindern Gottes, die da sahen nach den Töchtern der Menschen, daß sie schön waren und nahmen zu Weibern welche sie wollten. So kann denn in der Zeit des Alterthums Volksgeschichte und Religionsgeschichte nicht von einander geschieden werden, und etwas Ähnliches finden wir noch in der Geschichte des Muhamedanismus: auch er ist durch tausend Fäden verflochten mit der Geschichte der Völker, die er mit Feuer und Schwert unterjocht und dem bleichen Halbmond dienstbar gemacht hat. Der Sieg Karl Martells bei Poitiers über die Mauren war daher beides: die Rettung Deutschlands vor den arabischen Horden und die Rettung des Christenthums vor dem Muhamedanismus.

Auch bei der ersten Ausbreitung des Christenthums sehen wir etwas Ähnliches. Nicht zur Religion für ein besonderes Volk, sondern für alle Völker bestimmt, leuchtet in ihm der vereinte Strahl

all der vielen Ahnungen und Vorbildungen der Wahrheit, die sich im Einzelnen in den Religionen früherer Zeit fanden, und es bietet die Erfüllung alles Dessen, was die edelsten Geister unter den Völkern des Alterthums in ihren geweihtesten Stunden gehofft, erwartet und geweissagt haben. Und so sollte es seinen Lauf nehmen, nach dem ausdrücklichen Befehl seines göttlichen Stifters, zu allen Völkern, um nach und nach den ganzen Kreis des Erdbodens mit seinem Lichte zu erfüllen und mit seiner Liebe zu durchdringen. Die verschiedenen Nationen der Welt stellten sich nun zu dieser neuen, zur Universalherrschaft bestimmten Religion gar verschieden. Das absterbende Römerthum nahm zwar äußerlich das Christenthum an, allein es konnte der Geist desselben doch nur die Einzelnen durchdringen und aus der verderbten Welt herausretten, aber eine innerliche, nationale Erneuerung des römischen Lebens und Wesens, eine Erhebung der Nation als solcher, konnte dem Christenthum in Rom nicht gelingen, weil dieselbe schon so verrottet und heruntergekommen erschien, daß daran eigentlich nichts mehr zu bessern war. So haben ja denn auch die Vertreter des Christenthums damals keine Weltverbesserung, sondern einen nahe bevorstehenden Weltuntergang erwartet, keine Aufrichtung, sondern ein baldiges Gericht der alten Welt vorausgesehen und dem König der neuen Welt zugeschrieben. Zumeist war nun das religiöse Leben der Völker Roms zur Zeit der Kaiser so tief heruntergekommen, daß Niemand mehr im Ernste an die Götter glaubte, sondern sie dem Einen ein Gegenstand des Spottes geworden, dem Andern zu poetischen Gebilden der Phantasie verflüchtigt waren. Da war nichts, woran das Christenthum erneuernd, entwickelnd hätte anknüpfen können. Der gekreuzigte Christus konnte den stolzen Römern nur als Aergerniß und Thorheit gepredigt werden, und der von den Bauleuten verworfene Eckstein wurde ihnen der Stein, der auf sie fiel und sie zermalmte.

Anders in nationaler und religiöser Hinsicht war es mit den germanischen Völkerstämmen. Diese traf das Christenthum, als seine Heilsverkündigung ihre heiligen Haine durchklang, eben in ihrer siegesfroh und erwartungsvoll aufstrebenden Jugendzeit, wo sie, noch unverdorben, treu, bieder, offen und ehrlich, aus ihren Wäldern hervortraten, ungebildet zwar, aber um so mehr bildungsfähig, unpolirt und roh, aber darum auch durch keine falsche Tünche entstellt, kindlich in ihrem ganzen Wesen und Leben und in ihren Anschauungen über religiöse Dinge, aber darum um so mehr der Erfüllung ihrer Ahnungen und Hoffnungen entgegenharrend. So kann man schon darin eine eigenthümliche Prädestination der germanischen Völker für das Christenthum erkennen, insofern einerseits sie durch dasselbe erst zu ihrer eigentlichen Be-

deutung in der Völkergeschichte Europa's erhoben werden sollten, und andrerseits das Christenthum in ihnen seine Hauptträger in der neuen Weltzeit finden sollte.

Diese providentielle Vorherbestimmung der germanischen Völkerstämme für das Christenthum und des Christenthums für die germanischen Völker tritt uns nun namentlich auch entgegen, wenn wir auf die mythologischen Anschauungen und das religiöse Leben dieser Völker unsere Aufmerksamkeit richten. Zwar haben wir in der Beziehung von den süd-germanischen Stämmen wenig Kenntniß, indem die vereinzelten Andeutungen römischer Schriftsteller darüber allzuwenig bieten, auch die Germanen selbst damals, als das Christenthum an sie herantrat, noch nicht die Schreibekunst übten, und was hie und da von religiösen Aufzeichnungen vorhanden sein mochte, wurde vielfach absichtlich christlicherseits baldmöglichst der Vernichtung preisgegeben. Die germanischen Stämme in Nord-Europa, namentlich um die Ostsee und Nordsee her, sind aber länger im Heidenthum geblieben, so daß bei ihnen eher Aufzeichnungen der alten Götter- und Heldensagen zu erwarten waren. Besonders haben sich die alten mythologischen Dichtungen lange erhalten und sind schriftlich fixirt worden auf jener einsamen fernen Insel im atlantischen Ocean, wohin theilweise die germanischen Stämme aus Norwegen eingewandert sind. Die Insel Island ist das Vaterland der Edda, wenn auch nicht so, daß die Lieder dort zuerst gedichtet, sondern wohl nur zuerst aufgezeichnet sind, nachdem sie schon von Norwegen mit herüber gebracht waren. Die Edda aber ist jene merkwürdige Sammlung von Götter- und Heldenliedern, welche man gewissermaßen als die Bibel der nordgermanischen Religionslehre betrachten kann, als das Buch, woraus wir die mythologischen und anthropologischen Anschauungen unserer heidnischen Vorväter kennen lernen.*) Denn daß die mittel- und süd-germanischen Stämme im Wesentlichen dieselben religiösen Ideen hatten, leidet wohl keinen Zweifel mehr, und wir dürfen die Sagen der Edda in allen Hauptzügen als die Mythologie des germanischen Heidenthums überhaupt betrachten. Der Odin des Nordens ist der Wuotan oder Wodan Mittel- und Südgermaniens, von dem Paul Warnefried im 8. Jahrhdt. sagt, er werde von allen deutschen Stämmen als Gott angebetet, und Thor ist Donar, die Asen sind die Elfen, ebenso wie in der Heldensage Sigurd mit Siegfried übereinstimmt. Dadurch bekommt die Edda für uns eine umfassende Bedeutung, und es lohnt sich wahrlich der Mühe, ihre Grundgedanken und Anschauungen über Götter und Menschen, ihre Ent-

*) Man vergleiche darüber u. A. auch W. Krafft: Kirchengeschichte der germanischen Völker; Grimm: Deutsche Mythologie u. s. w.

stehung, ihre Verhältnisse, ihre Schicksale, näher zu betrachten und namentlich auch auf ihre Anklänge an christliche Ideen anzusehen.

Schon der Name Edda weist uns auf einen tiefgemüthlichen und für das christliche Familienleben propädeutischen Zug unserer Vorväter hin, indem derselbe nichts anders bezeichnet, als Ältermutter, so daß wir also, wie Grimm so schön sagt, die Urgroßmutter uns zu denken haben, wie sie im Kreise ihrer Kinder und Enkel von der Vergangenheit Kunde gibt und die Großthaten der Götter wie die Heldenthaten der Volksheroen ihnen mittheilt. Der Bischof Brynjelf Swendsen zu Skalholt auf Island, welcher im Jahr 1643 die älteste Handschrift der Edda auf Island auffand, betitelt dieselbe als Edda Sämunds des Gelehrten, womit aber nicht gesagt sein soll, daß Sämund die Lieder verfaßt, sondern, was aber auch nicht ganz fest steht, nur, daß er sie gesammelt habe, und zwar etwa in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Die alterthümliche Sprache und Anschauung der Eddalieder, wie sie vorliegen, weist ihre Abfassung in die vorchristliche Zeit zurück. Wahrscheinlich sind sie im Anfang des 8. Jahrhunderts entstanden, während das Christenthum in Dänemark erst zu Anfang des 9., in Schweden und Norwegen erst nach der Mitte des 9. Jahrhunderts Eingang fand. Nur mit dem Solarlied mag das anders sein; in demselben sind christliche und heidnische Vorstellungen mit einander gemischt, weshalb die neuen Forscher, wie namentlich Simrock, dies Lied auch nur als Anhang zur Edda behandeln. Die Edda zerfällt in die ältere, welche aus der Götter- und der Heldensage besteht und in poetischer Form, in der uralten Alliteration abgefaßt ist, und in die jüngere Edda, welche weitere Ausführungen einzelner Sagen uns bietet und in Prosa geschrieben ist, aber viele poetische Belegstellen aus der ältern enthält. Die Zusammenstellung der jüngern Edda soll von dem Isländer Snorro Sturluson herrühren, welcher im 13. Jahrhundert lebte. Ihre erste Handschrift wurde 1628 aufgefunden. Die beste Uebersetzung beider Edden in's Deutsche ist die von Carl Simrock. —

Es ist nun nicht so ganz leicht, in dem Gewirre der Götter- und Heldensagen in beiden Sammlungen ein klares System aufzufinden und darzustellen, und es kann hier unsere Absicht nicht sein, eine Gesammtübersicht über die altgermanische nordische Mythologie zu geben; es würde das auch ein ziemlich undankbares Geschäft sein und uns in eine Menge von Götternamen und Geschichtchen hineinführen, so daß wir schließlich vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sehen würden. Nur auf die vornehmsten Scenen und Gestalten in dieser alt-nordischen Götterdämmung wollen wir achten.

Wie der Vater der Götter und Menschen, Zeus, auf dem Olymp in der griechischen Mythologie nicht die älteste Gottheit

ist, sondern mit der ganzen ihn umgebenden Götterfamilie schon auf ein viel älteres Göttergeschlecht, das des Uranus und der Gäa, oder zu deutsch: des Himmels und der Erde zurückweist, so ist auch Odin mit den ihn umgebenden Asen auf der Götterburg Asgard nicht die älteste Gottheit, sondern weist zurück auf einen Alfadur oder Allvater Tius, der diesen Namen, mit dem auch Odin wohl belegt wird, wirklich verdient. Es ist das einfach die Alles umfassende, Alles bewegende Naturkraft, die Personifikation all der Segnungen, die den Menschen vom Himmel her zu Theil werden, wie dieselbe in der indischen Mythologie als Varunas bezeichnet wird. Diese segnende Naturkraft stellt ursprünglich eine Art Monotheismus dar, ohne vielleicht immer klar als persönlicher Schöpfer des All gedacht zu werden. Hiervon zeugt das älteste religiöse Bewußtsein der Germanen, denen die Gottheit erst nachher durch die Betrachtung der Natur und ihrer vielfältigen Kräfte sich vervielfältigte, was also eine zweite niedere Stufe bezeichnet. Von dem uralten Alfadur zeugt gleich beim Beginn der Edda der Seherin Ausspruch:

Allen Edeln gebiet ich Andacht,
Hohe und Niedere von Heimdals Geschlecht;
Sie wollen, daß ich Walvaters Wirken künde,
Die älteste Sage, der ich mich entsinne.

Die Ausflüsse jener segnenden Naturkraft sind nun zunächst einfache Personifikationen einzelner Natur-Erscheinungen, Wirkungen und Kräfte. So erscheint die segnende und zugleich erschreckende Naturkraft des Gewitters personifizirt in Donar oder Thor, einem Sohne des Himmels und der Erde, Odins und der Jörd, dessen vernichtend dröhnender Hammer namentlich gegen die Riesen gerichtet ist. Und diese, die Titanen der alt-griechischen Mythologie, stellen die wüsten, ungebändigten, unbildsamen und darum den Göttern wie den Menschen feindlichen Urkräfte der Natur dar, die nun von dem nachheriger Götter- und Menschengeschlecht bekämpft werden. So wird das Naturleben gewissermaßen selbst zum persönlichen Götterleben.

Doch gehen wir auf die erste Entstehung der Welt des Lebendigen zurück, so führt uns die Lehre der Edda, ähnlich wie die der Bibel, auf ein Chaos, eine Kluft, gap genannt, zurück. Da standen Nifl und Muspel, Nebel und Feuer, gegen einander. In der Nebelwelt war ein Brunnen Hwergelmir, soviel als rauschender Kessel, aus welchem zwölf Ströme flossen, die zu Eis erstarrten. Dies begann zu schmelzen und löste sich in Tropfen auf, welche Leben erhielten, wie die jüngere Edda sagt, durch die Kraft dessen, welcher die Hitze sandte, eine räthselhaft klingende Bezeichnung, die auf einen mehr geahnten als gekannten höhern, über diesem Göttergeschlecht waltenden Schöpfer und Herrn alles Dessen,

was ist, hinweist. Aus jenen belebten Tropfen entstand der Riese Ymir, soviel als der Rauschende, Tosende, der in Schlaf fiel und in Schweiß kam, worauf ihm unter dem linken Arm Mann und Weib erwuchsen und seine beiden Füße mit einander einen Sohn erzeugten mit 6 Köpfen. Das ist der Ursprung der Riesen. Wackernagel erinnert dabei in seiner Abhandlung über die Anthropogonie der Germanen an den alt-deutschen Tuisco, von dem Tacitus berichtet, als von einem von der Erde gezeugten Gott, den die alten Germanen mit ihren Gesängen preisen. Er erzeugt aus sich selbst einen Sohn, Mannus, den ersten Menschen, dessen Nachkomme man oder manna ist, auch mannisco, woraus der mittelhochdeutsche Ausdruck Mensch geworden ist. Die nährende Naturkraft, welche das Eis des Chaos durchbricht, ist nun weiter dargestellt in der daraus entstehenden Kuh Audhumbla, deren vier Milchströme den Riesen Ymir nähren. Diese Kuh, auf indisch Go, was aber auch Erde und Wolken heißen kann, ist den Indogermanen das Bild der Fruchtbarkeit überhaupt. Ihr nordischer Name Audhumbla heißt soviel als Reichthumfeuchte, was auch wieder ebenso wohl ein Attribut der Erde ist. Durch sie geht nun die Entstehung des Lebendigen weiter fort, indem sie aus den salzigen Eisblöcken auch noch einen Mann hervorlockt, der schön, groß und stark war und einen Sohn bekam, Namens Börr. Dieser vermählte sich mit Bostla, der Tochter des Riesen Bölborn, und sie hatten drei Söhne: Odin, Vili und Ve. Diese drei Gottheiten eines neuen Geschlechts kamen alsbald in Streit mit dem Riesen Ymir und erschlugen ihn. Die große Masse des aus seinen Wunden fließenden Blutes bildete eine Art Sündfluth, in welcher alle Riesen umkamen mit Ausnahme eines, des Bergelmir, der, wie Noah die Arche, mit seinem Weibe ein rettendes Boot bestieg und so der Stammvater des jüngern Riesengeschlechts wurde. Es ist das eine vor der jetzigen Weltperiode Statt gefundene Vernichtungsfluth. In der Edda, im Lied von Wafthrudnir heißt es darüber:

Im Urbeginn der Zeiten, vor der Erde Schöpfung
Ward Bergelmir geboren.
Des gedenk ich zuerst, daß der allkluge Jote
Im Boot geborgen ward.

Aus dem Leichnam des erschlagenen Riesen Ymir, den Börr's Söhne nun in das Ginungapap, das große Chaos, die Kluft der Klüfte schleppten, wurde nun erst die Welt: aus seinem Fleisch das Trockene auf der Erde, aus seinen Knochen die Berge, aus seinem Schweiß und Blut das Meer und die Ströme, aus seinem Haar die Bäume, aus seinen Zähnen Felsen und Klippen. Aus seinem mächtigen Schädel aber wurde der Himmel gebildet und die an ihn sich festsetzenden, von Muspelheim, dem Reich des Lichts und

des Feuers, ausſprühenden Funken bildeten die Geſtirne, welchen ihr Lauf beſtimmt wurde und wonach man die Jahreszeiten und Tage berechnet. Das Gehirn des Rieſen warf man in die Luft und es bildeten ſich die Wolken daraus. Seine Augenbrauen aber wurden zum Bau einer Burg Midgard verwendet, welche nach innen zu rund um die kreisrunde und ringsum von tiefem Meer umfloſſene Erde gebaut wurde, zum Schutz gegen die Rieſen, denen die Küſte zum Wohnplatz angewieſen ward.

Eine etwas einfachere Darſtellung der Weltentſtehnng gibt gleich der Anfang der ältern Edda in dem Beginn des merkwürdigen Liedes Völuspa, das heißt der Seherin Ausſpruch. Dieſe Darſtellung gewinnt beſondere Bedeutung durch ihre, wahrſcheinlich auf Nachbildung beruhende, ſtellenweiſe Uebereinſtimmung mit dem Inhalt des uralt-germaniſchen Weſſobrunner Gebetes. Die Seherin ſpricht alſo:

Rieſen acht' ich, die Urgebor'neu,
Die mich vor Zeiten verzogen haben,
Neue Welten kenn' ich, neue Äſte weiß ich
Am ſtarken Stamm im Staub der Erde.

Einſt war das Alter, da Ymir lebte,
Da war nicht Sonne, nicht See, nicht ſalz'ge Wellen,
Nicht Erde fand ſich noch Überhimmel,
Gähnender Abgrund, und Gras nirgends.

Bis Börs Söhne die Bälle erhuben,
Sie, die das mächtige Midgard ſchufen,
Die Sonne von Süden ſchien auf die Felſen,
Und dem Grund entgrünte grünes Laub.

Die Sonne von Süden, des Monds Genoſſin,
Hält mit der rechten Hand die Himmelsroſſe,
Sonne wußte nicht, wo ſie Sitz hätte,
Mond wußte nicht, was er Macht hätte,
Sterne wußten nicht, wo ſie Stätte hätten.

Da gingen die Berather zu den Richterſtühlen,
Hochheilige Götter hielten Rath.
Der Nacht und dem Neumond gaben ſie Namen,
Hießen Morgen und Mitte des Tages,
Under und Abend, die Zeiten zu ordnen.

Darauf folgt eine ſchöne Zeit der Einfachheit und des kindlichen Glaubens, als die Aſen, nämlich die Götter, die Gier nach Gold noch nicht kannten, durch welches nachher Krieg und Unglück gekommen iſt:

Die Aſen einten ſich auf dem Idafelde
Hof und Heiligthum hoch ſich zu wölben,
Uebten die Kräfte Alles verſuchend,
Erbauten Eſſen und ſchmiedeten Erz,
Schufen Zangen und ſchön Gezäh.

Sie warfen im Hofe heiter mit Würfeln
Und kannten die Begier des Goldes noch nicht,
Bis drei der Thurſen-Töchter kamen,
Reich an Macht aus Rieſenheim.

Durch die Macht dieſer Verführung nun fallen die Götter aus ihrem unſchuldigen goldnen Zeitalter der Glückſeligkeit, indem ſie von den Töchtern der Rieſen, die ſie hätten bekämpfen ſollen, die Goldgier lernen. Das war der erſte Mord auf der Welt, heißt es, als ſie die Gullveig, das als Zauberin perſönlich gewordene Gold, mit Stangen ſtießen und in den Hallen des Höchſten ſie brannten. Es iſt bekannt, wie das rothe Gold in der nachherigen Heldenſage immer ſeine verhängnißvolle Rolle ſpielt, ſo namentlich auch noch als der Nibelungenhort, nach dem Nibelungenliede, zu Verrath und Mord verleitet. Nun ſchaffen die Götter alsbald auch aus dem Blut und den ſchwarzen Gebeinen des Meer-Rieſen die Zwerge, deren eigentliche Aufgabe es iſt, im Schooß der Erde das Gold geizig zu hüten. So kam, nach der Edda, das Verderben in die Welt durch die verführten Götter ſelbſt, ſtatt, wie die Bibel uns ſagt, durch Verführung des von der Gottheit abgefallenen Verführers, der die Geſtalt der Schlange annahm. Uebrigens tritt von jetzt an im Kreiſe der Götter oder Aſen auch Der auf, der meiſt die Rolle des Böſen ſpielt und eine dem Mephiſtopheles ähnliche Stellung einnimmt. Es iſt Loki. In der jüngern Edda wird er ſo beſchrieben: „Loki iſt ſchmuck und ſchön von Geſtalt, aber bös von Gemüth und ſehr unbeſtändig. Er übertrifft alle andern an Schlauheit und jeder Art von Betrug. Er brachte die Aſen in manche Verlegenheit, doch half er auch oft durch ſeine Klugheit wieder heraus.“ So hat er eine Art Doppelnatur, gleich dem Feuer, das er als Rieſe repräſentirt, und das auch wohlthätig und Verderben bringend zugleich wirkt. Nach und nach wird Loki immer ſchlimmer, und in der jüngern Edda erſcheint er als Verläſterer der Götter und Anſtifter alles Betrugs, und wird die Schande der Götter und Menſchen genannt. Mit den Brüdern Odin und Hönir bildet Loki eine Götterdreiheit, ähnlich der von Zeus, Poſeidon und Pluto, in der zugleich das Naturelement entſchieden hervortritt: Odin iſt der Gott des Himmels oder der Luft, Hönir der Gott des Waſſers und Loki des Feuers. Eine andere ältere Götterdreiheit: Odin, Vili und Ve, iſt mehr ethiſcher Natur, indem Odin der Alles durchdringende Geiſt des Lebens, Vili der Wille, Ve mit who, heilig, zuſammenhängend, die ſittliche Haltung bezeichnen würde.

Es folgt nun, nachdem die Götter aus dem goldnen Zeitalter der kindlichen Unſchuld gefallen ſind und auch ſchon die Zwerge gebildet haben, die Bildung des Menſchen, und zwar eines erſten Paares, welches aus Bäumen, Aſk und Embla, Eſche und

Ulme, hervorgeht. Die Bestimmung des Menschen ist der der Götter ähnlich: sie sollen mit ihnen den Kampf des Geistes führen wider die rohen Urkräfte der Natur, wider die Riesen und das von ihnen herrührende Böse und die sinnlichen Begierden. Die Esche erscheint dann aber auch als die große Weltesche Ygdrasil, an der sich des Menschen Schicksal abspinnt. Dieses Baumes Zweige breiten sich über die ganze Welt aus und reichen hinauf über den Himmel. Er hat drei Wurzeln, von denen die erste zu den Menschen geht, die zweite zu den Frostriesen, die dritte steht über Niflheim. An der ersten Wurzel ist ein heiliger Brunnen, Urds Brunnen. Dorthin ziehen die Götter täglich über die Himmel und Erde verbindende Brücke Bifröst und halten daselbst Gericht, jetzt nachdem die Sünde in die Welt gekommen ist. Und an dem Brunnen wohnen drei vielwissende Frauen, die Nornen Urd, Verdandi und Skuld, das heißt, das Gewordene, das Werdende und das Werdensollende, oder Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Sie bestimmen, ähnlich wie die Parzen des classischen Alterthums, die Lebenszeit des Menschen und sprengen täglich aus dem Brunnen von dem heiligen Wasser auf die Weltesche, damit sie nicht verdorre oder faule. Es ist das wie eine Sühne und Reinigung der schuldigen Welt, und der Thau, der aus der Weltesche niederfällt auf die Erde, hat belebende Kraft. Bei der zweiten Wurzel des Baumes Ygdrasil liegt der Brunnen Mimers, die Quelle der Weisheit und des Verstandes. Sein Hüter und Eigenthümer, der weise Mimer, läßt Odin nur unter der Bedingung daraus trinken, daß er sein Auge dabei einsetzt. Die Götter selbst können also die Erkenntniß und das Wissen über ihre Zukunft nur erkaufen mit einem großen Opfer. Die dritte Wurzel ist die von Hel. Sie steht über Niflheim, der Nebelwelt, und der Brunnen Hwergelmir liegt mitten in Niflheim. Aus demselben entspringen die Flüsse der Unterwelt, durch die die Verbrecher waten, und Nidhöggr saugt den Leichen da das Blut aus. Damit ist also repräsentirt die gerechte Vergeltung. An dem Gipfel der Esche Ygdrasil, welcher Walhalla überragt und als Baum der Stille und Ruhe, Läradr, bezeichnet wird, zehrt die Ziege Heidrun, aus deren Euter Milch fließt als Unsterblichkeitstrank für die Helden in Walhalla; auch nagt daran der Hirsch Eikbirnir, aus dessen Geweih Tropfen nach Hwergelmir hinabrinnen, also die daraus entspringenden vernichtenden Ströme der Unterwelt speisen. Sonach ist es der Gipfel des Weltbaumes, von dem sowohl der Himmel als die Hölle abhängig ist, ganz nach den ewigen Ordnungen der Gerechtigkeit, die den Menschen jenseits erndten läßt, was er diesseits säete.

Wie nun von vornherein das Leben und die Bestimmung der Götter sich zumeist concentrirt in dem Kampf gegen die

Riesen, dieſe feindlichen, rohen, Schrecken erregenden, äußern Naturkräfte, über die die Macht des Geiſtes ſiegen ſoll, ſo müſſen auch die Menſchen an dieſem Kampfe Theil nehmen, der ſich ihnen aber durch die von Loki ihnen mitgetheilte Sinnlichkeit zu jenem äußern vielbewegten Kampfesleben geſtaltet, welches ſo weſentlich den ganzen Charakter unſerer Väter beſtimmt, daß ihnen der oberſte Gott Odin ſelbſt zum Kriegsgott wird. Er ſendet die Schlachtjungfrauen, die Wallküren, zu jedem Kampfe, damit ſie, unſichtbar hoch zu Roſſe ſitzend, mit Panzer und Helm „des Sieges walten und die Fallenden wählen", das heißt zum neuen Leben in Walhalla's goldſchimmernden Hallen auswählen, dahin geleiten und daſelbſt freundlich bedienen ſollen. Die glücklichen Helden heißen dort Einherier, das iſt im Einzelkampf gefallene auserleſene Kämpfer. Sie ſetzen in Walhalla ihr Kampfesleben fort, Morgens ſich wappnend, und kämpfend und einander niederſchlagend, worauf ſie Mittags heimreiten und mit Meth bewirthet werden und dem Fleiſch des Ebers Sährimnir, der auch immer am Abend wieder heil wird. So wird der Erdenkampf der Helden geweiht durch die Ausſicht auf den im Himmel, bis ſie bei der Götterdämmerung an Odins Seite den letzten Kampf kämpfen werden.

Unter den vielen Kriegen, die das Göttergeſchlecht der Aſen führt, iſt nun einer der vornehmſten der mit den Vanen, einem andern, mehr friedlichen weiſen Göttergeſchlecht, welches den Menſchen Segen bringt. An der Spitze deſſelben ſteht Niördr in Noatun oder Schiffſtadt, welcher Wind, Meer und Feuer regiert und zwei Kinder hat, Freyr und Freya. Seine Gemahlin iſt in der Edda nicht genannt, nur aber als ſeine Schweſter bezeichnet. Es iſt die bei Tacitus vorkommende, beſonders von den Longobarden und Sueven verehrte Göttin Nerthus, die er als terra mater bezeichnet. Sie wohnt nach Tacitus in einem heiligen Hain auf einer Inſel und fährt von ihrem Heiligthum aus in einem geweihten, mit Tüchern gedeckten Wagen durch die Lande, um mit den Menſchen umzugehen. Und dann „greifen ſie nicht zu den Waffen, alles Eiſen ruht verſchloſſen, Friede und Ruhe ſind nur dann ihnen bekannt, nur dann willkommen", bis der Prieſter die Göttin in's Heiligthum zurückführt und Wagen, Tücher und die Göttin ſelbſt in einem geheimnißvollen See gewaſchen werden, welcher die dabei dienenden Sklaven alsbald verſchlingt.

Der Sohn von Niördr und Nerthus, Freyr, iſt nun der Gott des Regens und des Sonnenſcheins, des Wachsthums, der Fruchtbarkeit, des Ackerbaues und zugleich des dazu nöthigen Friedens. Er hat das beſte größte Schiff, das immer günſtigen Fahrwind hat; ſeine Bildſäule wird aber in Schweden auch auf einem Wagen herumgeführt und vom Volk ihr geopfert, um ein fruchtbares Jahr

zu erlangen. So vertritt er in jeder Beziehung die Beschäftigungen des Friedens, und die Beilegung des Krieges zwischen seinem ganzen Vanengeschlecht und dem der Asen durch einen Vertrag läßt sowohl eine kosmogonische Deutung zu, etwa auf die Entstehung der Welt aus dem Wasser oder Feuer, resp. deren nachheriger Zusammenwirkung, als auch eine historische auf vorherige Bekämpfung und nachherige Verbindung und Verschmelzung zwischen einem mehr kriegerischen und einem mehr friedlichen Volksstamme, oder eine Herausbildung eines Stammes, der sein Leben gleichmäßig den Künsten des Friedens wie des Krieges widmete. Ein solcher wären nicht sowohl die kriegerischen Germanen, die Tacitus schildert, als vielmehr, nach der Schilderung des Cäsar, die Sueven, von denen er sagt, daß sie jährlich 1000 Mann zum Kriegführen ausziehen lassen, während die Uebrigen Ackerbau treiben.

Freyr, der Sohn Niördrs, ist nach Beendigung des Krieges unter die Asen aufgenommen und wohnt in Alfheim. Er begehrte zum Weibe eine Riesentochter Gerda, die, erst unwillig, endlich sich entschließt und zu dem Brautwerber spricht:

Heil sei dir vielmehr Held, und nimm' den Eiskelch
Firnen Methes voll; ahnte mir doch nie,
Daß ich Einen würde vom Stamme der Vanen wählen.

Der sonst friedliche Freyr betheiligte sich nun am Kampf der Asen wider die Riesen mit seinem raschen Rosse, das ihn sicher durch qualmende Flammen führt, und mit seinem guten Schwert, das von selbst sich schwingt gegen der Riesen Brut, das von selbst sich schwingt in des Beherzten Hand. Und auch seine Schwester Freya gestaltet sich jetzt kriegerischer, da sie mit Odur sich verbindet. Als der Gatte davon zieht, will sie ihm nach und weint Thränen, die lichtes Gold sind, daher sie die Thränenschöne heißt. Sie wird nun Kriegsgöttin und tritt an die Spitze der Walkyren. So fungirt sie als Hausfrau Odins, die die Gäste bewirthet, daher sie vielfach als dessen Gemahlin erscheint. Sie ist aber auch Liebesgöttin, und es heißt von ihr in der Edda: „Sie liebt den Minnegesang und es ist gut, sie in Liebessachen anzurufen." Odins Gemahlin Frigg ist wohl ursprünglich mit der Freya eins und erst nachher von ihr losgelöst, wie sie in der Edda auftritt.

Einst war die Freya in großer Gefahr, indem die Götter auf Lokis Rath einen Baumeister angenommen hatten, der sich anbot, ihnen in drei Halbjahren eine Burg zu bauen zum Schutz wider die Bergriesen und Frostriesen; sie mußten ihm aber dann Freya ausliefern und dazu Sonne und Mond. Der Baumeister arbeitete wacker mit seinem Pferde Swaldifari (Eisführer) vom ersten Wintertage an, und war drei Tage vor dem Sommer schon bis zum Burgthor gekommen. Da erkannten die Götter, wie thöricht es gewesen,

Freya, Sonne und Mond dem Riesen zu versprechen. Aber der listige Loki, der diesen Rath gegeben hatte, schaffte nun auch Rath und machte, als Stute sich darstellend, des Riesen Pferd ihm abwendig, so daß es davon lief und ihm nicht mehr half den Bau vollenden. Der Riese gerieth darob in Riesenzorn, und die Asen, die ihn jetzt als Bergriesen erkannten, meinten einen solchen Eid und Versprechen nicht mehr halten zu brauchen, sondern beriefen Thor, der ihm mit dem Hammer den Hirnschädel zerschlug und ihn nach Niflhein, der dunklen Unterwelt, hinabsandte. Einerseits weist dieser Mythus ethisch auf die Thorheit der Asen hin, sich auf die fremde Riesenmacht zu stützen und dafür alles eigene Gute, Freya, Sonne und Mond, daran zu wagen, deren Errettung nur mit Eidbruch gelingt. Es liegt andrerseits aber auch die physische Deutung nahe, wie sie Uhland macht, auf den Kampf des dunkeln Winters wider die Erde, ihre Fruchtbarkeit und ihr Licht, bis zuletzt Loki als warmer Thauwind dem Wintersturm entgegentritt und seine Macht bricht, welche dann von Thor, dem Gott des Donners, als Gewitter vollends vernichtet wird.

Eine wichtige Stellung im Kreise der Götter nimmt Thor ein, der älteste Sohn Odins und der Jörd, der Erde. Mit seinem gewaltigen Hammer hilft er den Göttern im Kampf wider die Riesen, hilft der Erde zur Fruchtbarkeit und schirmt den Ackerbau. Es ist die Personifikation des Gewitters in seiner erschütternden, die elementaren Naturmächte aufregenden, aber auch zugleich Segen und Gedeihen der Erde bringenden Eigenschaft. Einen sinnvollen Mythus von Thor enthält das Lied in der Edda: Thrymskwida. Es handelt von des Hammers Heimholung. Der Donnergott hatte ihn nämlich einst während des Schlafes verloren. Loki mußte rathen und helfen, und man eilt zu Freya, deren Federhemd sich zu erbitten, welches sie gibt mit den Worten: „Ich wollt es dir geben, und wär es von Gold, du solltest es haben, und wär es von Silber.“ Loki fliegt damit zur Riesenwelt und findet den Riesen Thrymr, wie er eben seine Hunde mit Goldbändern schmückt. Derselbe gesteht, daß er Thors Hammer acht Rast unter der Erde verborgen habe, will ihn aber nur lassen, wenn man ihm Freya zur Braut geben will. Sie will natürlich nicht, und auf den Rath Heimdalls, des Götterwächters, des weisesten Vaneu, wird Thor selbst als Braut verkleidet, und Loki begleitet ihn als Magd nach Riesenheim. Der Riese Thrymr läßt, hoch erfreut über die Ankunft der Braut, sofort die Hochzeit veranstalten, und dabei verzehrt die Braut einen Ochsen, acht Lachse und alle Leckerbissen; sie trinkt dazu drei Kufen Meth. Loki beschwichtigt des Riesen Erstaunen mit der Ausrede, die Braut habe aus Sehnsucht nach ihm acht Nächte gefastet. Als er aber nun den Schleier lüften will um sie zu küssen, erschrickt

er vor den flammenden Augen, die Loki mit acht aus Sehnsucht schlaflosen Nächten erklärt. Nun wird der Hammer gebracht und Thor erschlägt damit Thrymr und das ganze Riesengeschlecht. Nach der physischen Deutung Uhlands ist hier Thrymr der Winter, der auf acht Monate die Gewitter zurückhält bis Loki, der Gott des Feuers und der Wärme, in der lieblichen Frühlingsgestalt Freya's sie wieder hervorlockt.

Das Geschlecht Lokis, der guten Rath immer mit List und Tücke vereinigt, wird den Göttern bedrohlich, indem er mit seiner Gemahlin Angrboda (Angstbotin) drei Kinder zeugte: der erste ist der Fenriswolf, den die Asen bei sich erzogen, wo Tyr oder Zio, Odins Sohn, allein den Muth hat, den Wüthenden zu füttern. Da er immer größer wird und alle Weissagungen verkünden, daß er den Göttern Verderben bringen werde, beschließen sie ihn zu fesseln, was mit Mühe gelingt. Simrock bezieht das auf die Macht und Schranken des Gesetzes, durch die das wachsende Verderben einstweilen im Zaum gehalten wird, bis zur Götterdämmerung. Tyr, der Vertreter ungerechter Kriege, füttert den Wolf, indem er ihm unglückliche Menschen zum Kriegsschlachtopfer bringt. Er büßt dabei seine Hand ein. Der zweite Sohn Lokis ist der Jörmundgandr oder die Mitgardsschlange, welche Odin in die See wirft, wo sie so groß wird, daß sie wie die stürmische Brandung der Fluth, die ganze Erde umzingelt und zu überschwemmen droht; bei der Götterdämmerung endlich tödtet sie Thor. Lokis drittes Kind ist die Hel, welche, nach dem kalten dunkeln Niflheim geworfen, die vor Alter und Krankheit Gestorbenen, aber auch Helden um sich sammelt; in der jüngern Edda ist Hels Wohnung die Hölle, der Aufenthaltsort der bösen Menschen.

Mit Baldur und seinem Tode läßt nun die Wöluspa, der Seherin Ausspruch, einen Wendepunkt zum Herannahen des Weltendes eintreten. Verhängnißvolle Vorzeichen gehen dem Tode Baldurs vorher: das Wasser in Urds Brunnen, mit dem die Weltesche Ygdrasil besprengt werden muß um frisch zu bleiben, droht seine verjüngende Kraft zu verlieren. Alles wird unsicher und die Weisheitsquelle Mimirs versiegt. Es heißt in der Edda:

Nirgends haftet Sonne noch Erde,
Es schwanken und stürzen die Ströme der Luft,
In Mimirs klarer Quelle versiegt
Die Weisheit der Männer; — Wißt ihr, was das bedeutet?

Auch sinkt Idun, die die Zukunft vorauswissende Göttin, vom Baum Ygdrasil herab, wo sie die goldenen Aepfel verwahrt, durch deren Genuß die altwerdenden Götter verjüngt werden. Iduna hütet zugleich den Unsterblichkeitstrank der Asen. Die Götter lassen nun

wiederholt bei ihr anfragen, ob das, was ihr zugestoßen, Unglück für die Götter bedeute. Diese fürchten selbst Vergänglichkeit und Tod und fühlen sich von einem höhern Schicksale um so abhängiger, je mehr Zeichen des drohenden Endes hereinbrechen und ihre bisherigen Stützen ihnen schwinden. Odin geht endlich selbst zur Iduna um Baldurs Schicksal zu erforschen, denn an seiner Erhaltung ist den Asen Alles gelegen, da er ihr guter Genius ist. Baldur war der Sohn Odins und Friggas, der Repräsentant der Güte, gelobt und geliebt von Allen, und von großer Schönheit, so daß sein Haupt wie im Sonnenlicht glänzte, daher er auch als Sonnengott gilt. Er ist der weiseste, mildeste und beredteste, und Niemand kann sein Urtheil schelten. Er wohnt im Himmel an der Stätte Bridnablick, wo nichts Unreines geduldet und kein Gräuel gehört wird. Er kämpft wider das Schlechte und vertheidigt die Unschuld. So wird er selbst kriegerisch und ist stark, und sein Name bedeutet der Kraftgebende. Der Name seiner Geliebten Nanna bedeutet die Kühne, und sein Sohn heißt Brandr, das Schwert. — Einst nun träumte Baldur von seinem Untergang, worauf die Götter Rath hielten um den Geliebten vor Gefahren zu sichern. Seine Mutter Frigg ließ sich von Feuer und Wasser, von Eisen und Erzen, von Steinen und Bäumen, von Krankheiten und Giften, sowie von allen Thieren schwören, daß Niemand ihm etwas zu Leide thun wollte. Nachdem er so gesichert war, amüsirten sich jetzt die Asen damit, nach ihm zu hauen, zu werfen und zu schießen, nnd es schadete ihm nichts, bis Loki, neidisch und ärgerlich auf ihn, tückisch wie er ist, in Gestalt eines alten Weibes bei Frigg anfragte, ob wirklich alle Dinge geschworen hätten, dem Baldur nichts zu Leide zu thun. Da gestand ste, daß sie eine östlich von Walhalla wachsende, noch ganz junge Staude, Misteltein, für zu jung gehalten habe, sie schwören zu lassen. Loki nahm nun diese Staude und drückte sie dem blinden Hödur, einem Sohne Odins und Bruder Baldurs, in die Hand. Dieser schoß mit dem Mistelzweig nach ihm und durchbohrte ihn, daß er todt niederfiel. „Und das war das größte Unglück, das Menschen und Götter betraf", sagt das Lied. Die Götter waren wie erstarrt und stumm und brachen dann in heftiges Weinen aus. Bei Baldurs Bestattung brach seiner Gattin Nanna das Herz und sie starb auch. Da sein Tod an einer heiligen Freistätte erfolgt ist, dürfen die Götter ihn nicht gleich rächen, aber das übernimmt Vali der Starke, ein kaum geborner, erst eine Nacht alter Bruder Baldurs, und so entsteht ein zweiter Brudermord. Auf Friggs Bitte war nun Hermodr bereit zu Hel zu reiten, um Baldur aus der Unterwelt auszulösen. Hel verlangt erst ein Zeichen, daß er wirklich so allgemein geliebt werde. Wenn alle Dinge in der Welt, lebendige sowohl als todte, ihn beweinen, so soll er zurück zu den Asen kehren, wenn aber eins widerspricht und nicht weinen will,

ſoll er bei Hel bleiben. Auf Veranlaſſung der Götter weinte nun Alles: Menſchen, Thiere, Erde, Steine, Bäume und alles Erz, „wie man noch ſehen kann, daß alle dieſe Dinge weinen, wenn ſie aus der Kälte in die Wärme kommen.“ Nur Thök, ein Rieſenweib in einer Höhle, wollte nicht weinen. Sie ſpricht:

Thök muß weinen mit trockenen Augen
Über Baldurs Ende. Nicht im Leben noch im Tode
Hatt' ich Nutzen von ihm. Behalte Hel, was ſie hat.

Und ſo mußte Baldur bei Hel bleiben. Es war aber wieder Loki, der in Geſtalt dieſes Rieſenweibes den Aſen ſolche Betrübniß machte. Die häßliche Selbſtſucht Lokis iſt alſo hier ſtärker, als die Liebe aller Andern und verhindert die Rückkehr Baldurs. Ein Troſt für den Verluſt des unſchuldigen reinen Baldur iſt ſein Sohn Forſeti, der Vorſitzende in Rechtsſtreitigkeiten in Walhalla, der Repräſentant des Rechts und der Gerechtigkeit, ſowie des Friedens und der Eintracht, auch der Geſelligkeit.

Zur Strafe für Lokis Uebelthaten beſchließen nun die Aſen, daß er gefeſſelt werden ſoll. Ehe er gefeſſelt wird, hält er aber allen Göttern noch in ſcharfen Worten ihre Uebelthaten und geheimen Verbrechen vor und verkündet auch den Weltuntergang. Der Flüchtige ward dann mit Mühe in einem Netze gefangen und in eine Höhle gebracht; auch ſeine Söhne Wali und Narvi wurden gefangen und Wali in einen Wolf verwandelt, ſo daß er ſeinen Bruder zerriß; mit deſſen Gedärmen wurde dann Loki über drei Felſen gefeſſelt und Skali, deren Vater Loki erſchlagen hatte, befeſtigte einen Giftwurm über ihm, daß er ihm ſein Gift in's Geſicht träufle. Sigun, Lokis Weib, fängt aber das Gift in einer Schale auf, wenn dieſelbe jedoch voll iſt und ſie ſie ausſchüttet, ſo träuft ihm doch das Gift in's Geſicht. Dagegen ſträubt ſich Loki ſo heftig, daß davon die ganze Erde zittert. Das iſt dann ein Erdbeben. Bis zur Götterdämmerung bleibt Loki ſo gefeſſelt und die Schlechtigkeit gebunden.

Aber das Verderben in der Welt iſt immer größer geworden. Die Seherin ſieht die ihm folgenden Strafen voraus und ſchildert ſie in lebendigen Zügen: (Wöluspa Str. 40.)

Ein Strom wälzt oſtwärts durch Eiterthäler
Schlamm und Schwerter, der Slidur heißt.

Einen Saal ſah ſie, der Sonne fern
In Naſtrand, die Thüren ſind nordwärts gekehrt,
Gifttropfen fallen durch die Fenſter nieder,
Aus Schlangenrücken iſt der Saal gewunden.

Im ſtarrenden Strome ſteh'n und waten
Meuchelmörder und Meineidige,
Und die And'rer Liebſten in's Ohr geraunt.
Da ſaugt Nidhöggr die entſeelten Leiber
Der Menſchenwürger; — Wißt ihr, was das bedeutet?

Hier ist also die Lehre von den schweren Strafen der Sünde nach dem Tode und die Vergeltung im andern Leben klar und deutlich gegeben. Die heidnische und nationale Originalität dieser Darstellung folgt aber wesentlich aus den Anschauungen über die Höllenstrafen, die so durchaus charakteristisch für die nord-germanischen Stämme sind. Weisen dieselben doch mit ihrem im Schlamm waten und im starrenden Strome stehen, sowie mit ihrem Nastrand, soviel wie Leichenstrand, wesentlich auf das Element hin, worin die Küsten bewohnenden Nordgermanen ihr Wesen fanden. Von einer Feuerhölle, wie die Bibel sie lehrt, ist erst in dem notorisch unter christlichem Einflusse stehenden Solarlied, einem späteren Anhang zur Edda, die Rede. Die alte Edda selbst lehrt eine Wasser- und Schlammhölle. Von ihr ist nicht blos in der Wöluspa die Rede, sondern auch in dem Liede der Edda Atlamal, wo die Gemahlin Gunars ihren Gatten und Schwager von schweren Strafen bedroht sieht. Da heißt es:

Einen Strom sah ich schäumen den Saal entlang,
Er stieg und schwoll und überschwemmte die Bänke,
Euch Brüdern beiden zerbrach er die Füße.
Nichts dämmte die Fluth. Das bedeutet was.

Und im 2. Heldenlied von Sigurd wird von den Lügnern gesagt:

Harte Strafe wird Menschensöhnen,
Die in Wadgelmir waten; wer mit Unwahrheit
Den Andern vorlügt, überlang schmerzen die Strafen.

Wie hier die Lüge, so wird besonders auch der Meineid in demselben Liede bedroht, wenn es heißt:

Grimme Fesseln folgen dem Meineid, unselig ist der Schwurbrecher.

Kehren wir nun zur Wöluspa zurück, so schildert sie weiter das vor dem Weltuntergang eintretende Verderben so:

Viel weiß der Weise, weit sah ich voraus
Der Welt Untergang, der Asen Fall.

Brüder befehden sich und fällen einander,
Geschwister sieht man die Sippe brechen.
Der Grund erdröhnt, üble Disen fliegen,
Der Eine schont den Andern nicht mehr.
Unerhörtes ereignet sich, großer Ehebruch
Bleialter, Schwertalter, wo Schilde krachen,
Windzeit, Wolfszeit, eh' die Welt zerstürzt.

Es ist also eine bleierne Zeit, ein Schwertzeitalter, wo namentlich auch die Geschwisterliebe aufhört und die nächsten Bande der Blutsverwandtschaft, die sonst bei den alten Deutschen so hoch gehalten wird, nicht mehr gelten, auch die Ehe, dieser heilige Grund der Familie, schnöde gebrochen wird. Weiter ist dann die Rede von einer Windzeit und Wolfszeit. Letztere Bezeichnung bezieht sich ohne

Zweifel auf das Heranwachsen des Wolfsgeschlechts der Söhne Lokis. In der jüngern Edda wird die Wolfszeit näher bestimmt, als „drei Jahre, da die Welt mit schweren Kriegen erfüllt sein wird, da werden sich Brüder aus Habgier um's Leben bringen, und der Sohn des Vaters und der Vater des Sohnes nicht verschonen." Bei dieser Schlechtigkeit der Menschen wird nun auch die Natur in Mitleidenschaft gezogen, wie auch gemäß der Verkündigung Christi im neuen Testament mit dem Ende der Welt Zeichen in der Natur und an den Gestirnen verbunden sein werden. So kennt die Edda eine Windzeit, welche in der jüngern Edda so geschildert wird: „Es wird ein Winter kommen, der große Winter, da stöbert Schnee von allen Seiten, da ist der Frost groß und sind die Winde scharf und die Sonne hat ihre Kraft verloren. Solcher Winter kommen drei nach einander und kein Sommer dazwischen."

Endlich kommt dann der Untergang der Welt, die längst erwartete und vorbereitete Götterdämmerung, das Ende der waltenden Götter. Die Wölfe aus Fenris Stamm, Sköll und Hati, verschlingen Sonne und Mond und die Sterne fallen vom Himmel, die Erde erbebt, die Berge stürzen zusammen, die Bäume werden entwurzelt, alle Fesseln reißen. Prächtig und von großem poetischem Werthe ist die Beschreibung in der Wöluspa:

Mimirs Söhne spielen, der Mittelstrom entzündet sich
Beim gellenden Ruf des Giallahornes;
In's erhobene Horn bläst Heimdall laut,
Odin murmelt mit Mimirs Haupt.

Ygdrasil zittert, die Eiche, doch steht sie,
Es rauscht der alte Baum, da der Riese frei wird.
Sie lagen alle in den Banden Hels,
Bevor sie Surturs Flamme verschlingt.
Gräßlich heult Garm vor der Gnupahöhle,
Die Fessel bricht und Freki rennt.

Hrym fährt von Osten, es hebt sich die Fluth,
Jörmungandr wälzt sich im Jötunmuthe,
Der Wurm schlägt die Brandung, auch schreit der Adler,
Leichen zerreißt er; los wird Naglfar.

Der befreit Riese ist hier wohl eben der gefesselt gewesene Loki, mit dem jetzt alles Böse wieder los ist und frei in der Welt walten kann, wie denn auch der Fenriswolf mit Feuerglühenden Augen und weit aufgesperrtem Rachen umher läuft. Auch die Midgardschlange ist nicht mehr gebändigt und das Meer überfluthet das Land. Naglfari aber ist ein Schiff, gezimmert aus den Nägeln der Finger und Zehen von Todten, denen die Angehörigen dieselben vor der Bestattung zu schneiden vernachlässigt haben. Diese Besorgung wird als eine der vielen Pflichten Todten gegenüber in der

jüngern Edda besonders empfohlen, damit der Bau des Schiffes Naglfari, der mit dem Welt-Ende zusammenhängt, möglichst verzögert werde. Daß er jetzt vollendet ist, beweist die völlige Liebloſigkeit und Theilnahmloſigkeit ſelbſt gegen Todte in der Welt. Da iſt ſie zum Untergange reif. Wöluspa fährt fort denſelben zu beſchreiben:

Der Kiel fährt von Oſten, da kommen Muspels Söhne
Ueber die See geſegelt; ſie ſteuert Logi.
Des Unthiers Ankunft iſt all mit dem Wolf;
Auch Bileiſt's Bruder iſt ihm verbündet.

Surtur fährt von Süden mit flammendem Schwert,
Von ſeiner Klinge ſcheint die Sonne der Götter.
Steinberge ſtürzen, Rieſinnen straucheln,
Zu Hel fahren Helden, der Himmel klafft.

Muspelheim iſt die lichte Feuerwelt des Südens und die Muspelſöhne ſind die ewigen Feinde der Aſen, wie die Wärme des Südens der Kälte des Nordens entſchieden gegenüber ſteht. Jetzt kommen nun die Muspelſöhne von Loki, der immer den Aſen Böſes ſtiftete, herbeigeſteuert, an ihrer Spitze ihr König Surtur. Früher haben ſie oft verſucht, den Sitz der Aſen in Brand zu ſtecken, wurden aber beſiegt; jetzt geht es anders. Die Brücke Biroſt, über die die Muspelſöhne reiten, bricht unter ihnen zuſammen und dann kommt es auf der Ebene Wigrid zum Kampf der Gluth-Gewalten, unterſtützt von dem ganzen Gefolge Hels. Odin reitet ihm mit den Aſen entgegen und kämpft mit dem Fenriswolf, der ihn verſchlingt, worauf Odins Sohn Wigar, wie es im Waſthrudismal heißt, ſeinen Vater rächt, dem Wolf den einen Fuß in den Unterkiefer ſetzt und ihm dann, mit der Hand den Oberkiefer ergreifend, den Rachen zerreißt. Die Wöluspa ſchildert das kurz alſo:

Was iſt mit den Aſen? Was iſt mit den Aſen?
All Jötunheim ächzt, die Aſen verſammeln ſich,
Die Zwerge ſtöhnen vor ſteinernen Thüren,
Der Bergwege Weiſer; Wißt ihr, was das bedeutet?

Da hebt ſich Hlins anderer Harm.
Da Odin eilt zum Angriff des Wolfs.
Belis Mörder mißt ſich mit Surtur;
Schon fällt Friggs einzige Freude.

Nicht ſäumt Siegvaters erhabener Sohn
Mit dem Leichenwolf, Widar, zu fechten:
Er ſtößt dem Hwedrungsſohn den Stahl in's Herz
Durch gähnenden Rachen; ſo rächt er den Vater.

Ein andrer tapferer Sohn Odins, Thor, ſtreitet inzwiſchen mit der Midgardſchlange, die er tödtet; aber ſie hat ihn mit ihrem Gifte beſpieen, und ſo ſtürzt er neun Schritt davon todt nieder. Freya hat ſich den Surtur, den König der Muspelſöhne, auserſehen,

aber er fällt im Kampf. Tyr kämpft mit Garm, dem Hunde, und beide tödten einander. So ist das Asengeschlecht zu Grunde gegangen und die Götterherrlichkeit in Nacht versunken Surturs Feuer verzehrt die Welt:

Alle Wesen müssen die Weltstatt räumen;
Schwarz wird die Sonne, die Erde sinkt in's Meer,
Vom Himmel fallen die heitern Sterne,
Gluthwirbel umwühlen den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Lohe bedeckt den Himmel.

Aber nun kommt ein neues Göttergeschlecht auf in einer erneuerten sündlosen Welt; das gedenket des einen großen Alfadurs, der die ganze Welt umspannt, und kehrt zurück zu der harmlosen Beschäftigung der Asen im goldnen Zeitalter der Unschuld, ehe sie Begier nach Gold kennen gelernt hatten und dadurch gefallen waren. Trefflich beschreibt das die Seherin so:

Da sieht sie auftauchen zum andern Male
Aus dem Wasser die Erde und wieder grünen;
Die Fluthen fallen, darüber fliegt der Aar,
Der auf den Felsen nach Fischen weidet.

Die Asen einen sich auf dem Idafelde,
Ueber den Weltumspanner zu sprechen, den großen;
Uralten Spruchs sind sie da eingedenk,
Von Fimbultyr gefundener Runen.

Da werden sich wieder die wundersamen
Goldnen Bälle im Grase finden,
Die in Urzeiten die Asen hatten,
Der Fürst der Götter und Fiölnirs Geschlecht.

Da werden unbesäet die Aecker tragen,
Alles Böse schwindet, Baldur kehrt wieder.
In des Sieggotts Himmel wohnen Hödur und Baldur,
Die walweisen Götter. Wißt ihr, was das bedeutet?

Es kehrt also ein paradiesischer Zustand wieder, in dem alles Böse schwindet und der die Mühe der Arbeit unnöthig macht, und der edle, allgeliebte, segenbringende, unschuldige Baldur, der ein Opfer der Schlechtigkeit der andern Asen wurde, hält fröhliche Wiederkehr. Das Riesengeschlecht aber ist ganz und für immer vernichtet. Da werden in der neuen Welt die goldnen Tafeln im Grase gefunden, die einst in der bessern Zeit der Unschuld die Asen besaßen. Da entsteht denn auch, wie in Wasthrudnismal mitgetheilt wird, ein neues Menschengeschlecht, indem bei dem Untergange der Welt zwei Menschen unter der Weltesche sich verborgen und mit Morgenthau genährt haben. Denselben leuchtet eine neue Sonne, die von der alten, ehe sie vom Wolf verschlungen wurde, geborne Tochter. Jetzt stellt sich der Seherin ein Ort der Seligkeit und Wonne dar, ein Gimil oder Himmel, wo treue worthaltende Menschen wohnen.

Einen Saal ſah ich, heller als die Sonne,
Mit Gold bedeckt auf Gimils Höh'n;
Da werden bewährte Leute wohnen,
Und ohne Ende der Ehren genießen.

Da reitet der Mächtige zum Rath der Götter,
Der Starke von Oben, der Alles lenkert;
Den Streit entſcheidet er, ſchlichtet Zwiſte
Und ordnet ewige Satzungen an.

Es iſt alſo eine Zeit der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Friedens gekommen, in der die ewigen Ordnungen Gottes gelten, alle Strafleiden hören auf und der dunkle Drache, der die Leichen auf den Flügeln trägt, ſenkt ſich nieder, d. h. wohl, er wird vom Abgrund verſchlungen, iſt alſo nicht mehr. Damit ſchließt die Wöluspa. Odins Söhne Vidar, was ſoviel bedeutet als Wiederbringer, und Wali, und Thors Söhne Madi, der Muthige, und Magni, der Starke, ſind in das neue Göttergeſchlecht eingetreten, wie auch Baldur und Hödur. Die Söhne der Götter alſo, die den Menſchen die geiſtige Gabe gegeben haben, leben fort, aber das Geſchlecht Lokis, der die Sinnlichkeit gab, iſt für immer vernichtet.

Der mächtige ſtarke Gott von Oben, der jetzt Alles leitet und ſchlichtet, iſt am Schluß des Ausſpruches der Seherin mit keinem Namen genannt, er iſt der große unbekannte Gott, in welchem aber die alt-germaniſche Götterlehre doch gewiſſermaßen zum Monothismus zurückkehrt, wenigſtens zu einem oberſten Leiter aller Dinge, einem rechten neuen Alfader. Indem er Schiedsgerichte abhält und die Zwiſte ſchlichtet, erſcheint der Friede der neuen Welt geſichert und der Krieg für immer beendet. Von dieſem neuen mächtigen Gott redet nun auch das Hyndlulied. Es hat von Odins Größe und Macht geredet und ſagt dann alſo:

Einſt kommt ein Andrer, mächtiger als er
Doch ihn zu nennen wag ich nicht. —

Wahrlich ein tiefes, ahnungsreiches, prophetiſches Wort, ähnlich wie das auf dem Altar in Athen „dem unbekannten Gott". —

---

Und der Blick der Seherin hat ſich nicht getäuſcht: Er iſt gekommen, dieſer Andere, Mächtigere als Odin, den ſie nicht zu nennen wagte. Erſchienen iſt er in dem König Chriſtus, der zu dem allumfaſſenden, großen, ſtarken Gott, der der rechte Allvater iſt über Alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden, auch unſer deutſches Volk hingezogen hat. Im Chriſtenthum hat dasſelbe ſeine Beſtimmung erſt erreicht, und das Chriſtenthum erſt konnte und ſollte das deutſche Volk und ſeine Eigenthümlichkeit zu

der nationalen Bedeutung und Macht erheben, die den großen Karl, den Bezwinger und Bekehrer der Sachsen, zum römischen König und zum Herrn der Welt machte. Diese Verschmelzung von Christenthum und Deutschthum war lange vorbereitet. Die ganze altgermanische Mythologie scheint in vielfacher Beziehung viel mehr als die alt-klassische darauf angelegt, der Annahme der Predigt von dem unsichtbaren Gott und Christo seinem Sohne die Wege zu bahnen. Das germanische Heidenthum kannte ja doch eigentlich keine Götzenbilder, die angebetet wurden, sondern in heiligen Hainen wurden die Naturkräfte verehrt. Der Grieche Agathias nach der Mitte des 6. Jahrhunderts sagt von den heidnischen Allemannen: „Sie opfern den Bäumen, den Quellen, den Hügeln und den Höhlen und behandeln dieselben als heilig", und Tacitus in viel früherer Zeit sagt von den Germanen überhaupt: „sie heiligen ihren Göttern Wälder und Haine." Man dachte sich die Götter im Kampfe wider die Rohheit, Sinnlichkeit und Wüstheit des Riesengeschlechts. Aber bei aller Göttervielheit liegt doch im Hintergrunde immer eine monotheistische Ahnung von einem Alfadr, von dem Alles ausgeht, der über Allem waltet, und auf den als Stärkeren, Mächtigern schließlich Alles wieder hinausläuft. Als eine Offenbarung der göttlichen Reinheit, Güte und Heiligkeit unter den Menschen, wie sie in Christo vollendet ist, muß die merkwürdige milde und hohe Gestalt Baldurs betrachtet werden, der unschuldig und von Allen geliebt war, und doch als Opfer der Schlechtigkeit der Seinigen fällt, um jedoch in den bessern Tagen der neuen Welt, wo alles Böse schwindet, wiederzukehren. Ihm gegenüber steht Loki, der verschlagene, listige, tückische, der stets auf Böses sinnt, viel Unheil anrichtet und bei allem Verkehrten, was geschieht, irgendwie die Hand mit im Spiele hat, eine Art Teufel, oder doch ein Urbild des Mephistopheles. Merkwürdig ist dann ferner der sittliche Ernst, welcher sich durch das ganze System und die einzelnen Göttersagen hindurchzieht, und weit weniger von der Sünde, namentlich von der Lüsternheit weiß, als die Sagen der klassischen Mythologie. Ihr gegenüber muß man eine relative Reinheit und Keuschheit der norddeutschen Mythologie geltend machen, die für die Aufnahme des Christenthums bedeutsam war. Und so zeigen sich die edlen Tugenden der Wahrhaftigkeit, des Worthaltens, der Treue, ferner die Heilighaltung der Ehe, eine innige Familienliebe, namentlich unter den Geschwistern und Blutsverwandten, Redlichkeit, Einfachheit und Biederkeit: Charakterzüge, durch welche bei den alten Deutschen dem Christenthum so wesentlich vorgebaut war. Und wenn die unbedingte Hingabe, die unverbrüchliche Treue und das demüthige Vertrauen des Vasallen zu seinem Herzog, des Dienstmannes zu seinem Herrn, den vorwiegenden bestimmenden Zug im Charakter und Leben der alten Deutschen

bildet, so lag darin gewiß die beste Vorbereitung für das Christenthum, dessen Grundgedanke eben diese unbedingte Hingabe an Christus, dieser lebendige Glaube an ihn, dies kindliche Vertrauen zu ihm ist, worin ja auch die Bedingung liegt für die Empfangnahme des Segens der Erlösung. Wenn dann aber ohne Zweifel das Volk ein vorzugsweise kriegerisches war, so daß der römische Schriftsteller Valerius Maximus von den Cimbern sagt, daß sie jauchzen, wenn sie in den Schlachtentod gehen und jammern nur, wenn sie auf dem Krankenbett sterben sollen, so muß man daran denken, wie auch das Volk Israel seine Zeit hatte, wo es ein kriegerisches Volk sein mußte und seine Schlachten im Namen Jehovas schlug und schlagen sollte. Auch den alten Deutschen wurde ihre Kriegslust zur Kriegspflicht und zur Tugend, indem es galt, an dem großen Kampf der Götter wider die Riesen, die Repräsentanten alles Schlechten, Theil zu nehmen und der Macht des Geistes wider die rohe ungebändigte Naturkraft zum Sieg zu verhelfen. Es zieht sich aber durch all dieses Kämpfen und Streiten unverkennbar eine Sehnsucht nach Frieden hindurch, wie sie sich z. B. in den Zügen und der Verehrung der Göttin Hertha zeigt und in der Schilderung der friedlichen Gestaltung in der neuen Welt. Denn es geht ja doch eine tiefe Erkenntniß der Unvollkommenheit, Schlechtigkeit und Verkehrtheit der Welt durch diese Sagen hin, und das Volksgewissen zeigt sich ziemlich geschärft für das verheerende Verderben, welches in seinem Grunde zurückgeführt wird auf einen Fall der Götter durch die Gier nach Gold, die den alten Zustand kindlicher Unschuld verloren gehen ließ. Das allgemeine Verderben muß nothwendig zum Untergang des Geschlechtes der Götter und der Menschen führen, womit der Untergang der Welt und Verödung der Natur verbunden ist. Hinter dieser merkwürdigen Götterdämmerung gähnt aber nicht hoffnungslose Nacht und trübe Finsterniß, sondern die freudige Hoffnung eines neuen Lebens und einer neuen Welt, in welcher Gerechtigkeit wohnt, wie es denn auch kein dunkles trostloses Schattenreich ist, in welches der Held im Tode hinabsteigt, so daß er, wie einst Agamemnon, der Heerführer der Griechen, lieber Bettler auf Erden, als König im Reiche der Unterwelt sein will, sondern es steht in Walhalla ein Leben voll Kampfesfreude und Genuß in der Gemeinschaft der Götter den im tapfern Heldenkampfe von hinnen Scheidenden bevor. Und in dem sonnenhellen goldbedeckten Saal auf Gimils Höhen werden die bewährten frommen Leute wohnen. Das sind die Höhen des Himmels, worauf die Verwandtschaft des Namens schon hinweist. Aber andrerseits ist bei der halbschwarzen Hel in Niflhel, Niflheim, der Ort, wohin die Todten kommen, die nicht das Glück und die Ehre hatten, kämpfend, Blut vergießend oder an Kampfeswunden zu

sterben. Von dem oben geschilderten Weltuntergang, wenn Surtr das ganze Kampffeld mit Feuer überschüttet, daß alle Helden und Götter untergehen, sagt auch Grimm, daß er Aehnlichkeit habe mit dem jüngsten Gericht und dem neuen Jernsalem der Christen. Bei allen diesen einzelnen Zügen, die eine gewisse Annäherung zu christlichen Ideen und eine innere Verwandtschaft mit denselben durchblicken lassen, ist es schließlich von Bedeutung, daß das ganze germanische Heidenthum in seinem Resultate prophetisch *über sich selbst hinausweist* und das *Kommen eines Andern*, Stärkeren und Mächtigeren als Odin, voraus verkündigt. Die Seherin wagt ihn nicht zu nennen, man huldigt ihm aber wie einem unbekannten Gott, bis die Stimme seiner Friedensboten in die deutschen Wälder klingt, und dadurch die heiligen Eichen zu Falle gebracht und die Altäre Christi aufgerichtet werden. Dadurch ist, wie der Wunderbaum der Menschheit überhaupt, so namentlich der des germanischen Stammes zu neuem Grünen und Blühen gebracht worden, und von Christo ist ein Quell des lebendigen Wassers ausgeflossen, erquickender als die vier Brunnen, von denen die Sage unter der Weltesche Ygdrasil zu berichten weiß.

---

Aber mit dem Sieg des Christenthums in Deutschland war das Heidenthum doch noch nicht sogleich ganz überwunden, vielmehr haben sich Reste und Nachwirkungen des letzteren noch vielfach zum Theil bis in die Gegenwart erhalten. Von hohem Interesse ist es namentlich, sich zu vergegenwärtigen, welchen bestimmenden durchgreifenden Einfluß das germanische Heidenthum hatte auf die *christlichen Feste*, Festzeiten und Festgebräuche, wie sie sich in Deutschland gestaltet haben. Was zunächst das *Weihnachtsfest* betrifft, so fällt es, man wird wohl sagen müssen: ist es verlegt in die Zeit der Wintersonnenwende, der Neugeburt des Lichtes, auf den 25. December, um welche Zeit die Perser die Geburt des Sonnengottes Mithras, die Römer das Freudenfest der Saturnalien, und zum Schluß das Fest des unbesiegten Sonnengottes, die nordischen Stämme der Germanen aber den Kampf des Winters und des Sommers, das Fest der Modranight und namentlich das Juelfest, den Geburtstag des Sonnengottes Freyr feierten. Diese Festzeit begann schon mit dem Tag des Winter-Anfanges, 11. Novbr., um welche Zeit nach heidnischer Sitte Feuer auf den Höhen angezündet wurden, als Symbol des Wiederaufgangs des jetzt verdunkelten Sonnenlichts. Damit hängt der spätere christliche Gebrauch der Martinsfeier und der Martinsfeuer an diesem 11. November zusammen, und es ward in den gallischen Kirchen die Adventszeit schon mit Martini begonnen. Am Juelfest brannten denn auch

Juelfeuer auf den Bergen, und ein Holzblock, der Juelclogh, auf dem Heerde. Auch pflegte man einander, eiligst wieder entfliehend, Geschenke in die Häuser zu werfen, deren sorgfältige Verhüllung wohl an das geheimnißvoll noch verhüllte neue Sonnenlicht erinnern sollte. Diese Sitte hat sich mit dem Namen noch heute z. B. in Pommern erhalten, indem daselbst mit dem Ausruf Juelklap die Weihnachtsgeschenke, die auch diesen Namen führen, geheim durch die Thüre des Hauses oder des Zimmers hineingeworfen werden. Eine Zeit des Beschenkens der Kinder war auch die obenerwähnte Saturnalienfeier der Römer; man pflegte da zur Erinnerung an den seine Kinder verzehrenden Kronos, Saturn, Gott der Zeit, Kuchen in Gestalt eines Kindes zu backen; davon sind wohl die heute noch in vielen Gegenden bei Volksfesten, Schulprüfungen u. s. w. gebräuchlichen sogenannten Bubenschenkel herzuleiten. Die Weihnachts- und Neujahrsgeschenke überhaupt haben wohl ihren Ursprung in den im Heidenthum um diese Zeit den Göttern dargebrachten Opfergaben. Aber auch unser christlicher Weihnachtsbaum dürfte in naher Beziehung mit heidnischen Sagen und Gebräuchen der Germanen stehen. Einmal war ja der Baum überhaupt hoch und heilig gehalten bei den alten Deutschen. Unter der Eiche wurde geopfert, unter der Esche hielten die Götter Gericht, unter der Linde kommt die Dorfgemeinde gern zusammen. Neben der namentlich dem Thor geheiligten Eiche war auch die Buche ein besonders heiliger Baum, aus dessen Holz in alter Zeit die Frauen Stäbe schnitzten, sie mit Runen beschrieben, auf den Boden warfen, dann wieder auflasen und daraus wahrsagten. Hiervon werden unsere deutschen Wörter „Buchstab", „lesen" und „Buch" abgeleitet. Ein Baum, die Weltesche Ygdrasil*), stellt ja, wie wir oben hörten, das ganze Weltgebäude dar. Nach der Wölsungsage der Edda stand aber auch mitten in König Wölsungs Palast ein Baum, eine Eiche, die mit den Wurzeln tief unter den Saal ging, während die Zweige weit über das Dach reichten. Er hieß Kinderstamm, weil von ihm die Kinder kommen sollten. Hier haben wir also schon einen in einem Hause stehenden Baum, der in besondere Beziehung zu den Kindern tritt. Namentlich waren es dann die auch im Winter grünen Tannenbäume, die zur Zeit des Juelfestes gern vor die Häuser gestellt wurden und mit deren Zweigen in der Hand man im Festzuge einherzog. Es stand aber auch, wie Adam von Bremen berichtet, ein immergrüner Baum vor dem Tempel der uralten schwedischen Stadt Upsala. Das kann doch wohl nur eine Tanne gewesen sein, da kein anderer immergrün ist. Ferner ward dann in der wunderreichen, helldunkeln Zeit der

*) Oben auf dieser Weltesche soll auch ein Hahn gesessen haben, von dem Manche den Hahn hoch oben auf unsern christlichen Kirchthürmen ableiten.

zwölf Nächte von Weihnachten bis Epiphanias der Göttin Berchta, welche als Frühlingsgöttin galt, wie zur Vorbedeutung ein Tannenbaum errichtet. Auf diesen scheint der Weihnachtsbaum hinzuweisen, indem derselbe in der Schweiz Bechteli heißt, was mit Auslassung des r nach Art der Schweizer von Berchta abgeleitet zu sein scheint. Die nahe liegende symbolische Deutung des Weihnachtsbaumes auf den Lebensbaum im Paradiese, auf das stets grüne Holz, womit sich Christus vergleicht, auf den die köstlichsten Früchte des Lebens tragenden Kreuzesbaum des Erlösers, soll damit natürlich nicht ausgeschlossen sein. Aber wenn es fest steht, daß die Sitte des Weihnachtsbaumes eine nicht sowohl allgemein christliche, sondern durchaus deutsche ist, so ist man doch darauf hingewiesen, ihren historischen Ursprung in heidnischen Sitten und Sagen der alten Deutschen zu suchen. Die Lichter an der Weihnachtstanne dürften dann in Zusammenhang stehen mit der altdeutschen Sitte, beim Feste der Modranight (Mitternacht) zur Zeit der Wintersonnenwende in die Wälder zu ziehen um die Bäume, Eichen, Linden, namentlich aber Tannen zu schmücken und mit Fackeln zu erleuchten.*)

Die Mitternachtszeit des Jahres, die sagenreiche Zeit der zwölf Nächte, in der namentlich der gespenstische Zug des von Odin und Frau Holle angeführten Heeres umgeht, dauert nun bis zum 6. Jan., dem Dreikönigstag, also in die Zeit hinein, da schon die Vorbereitungen und Belustigungen des Carneval zu beginnen pflegen, und es leidet keinen Zweifel, daß auf die christlichen Carnevalsgebräuche, Sitten und Unsitten, wie die römische Saturnalienfeier, — Göthe nennt geradezu den Carneval eine durch die Geburt Christi um einige Wochen verspätete Saturnalienfeier — so namentlich auch der germanisch heidnische Zug des wilden Heeres eingewirkt hat. Dieser Zug wurde in alter Zeit so dargestellt, daß dabei ein Narr auf einem Esel das Narrenpanier trug, dem dann komische Masken folgten. Die Masken sind ja doch Sinnbilder der bösen, abgeschiedenen, unstät umherirrenden Geister. Masca bedeutet noch im italienischen Unholdin, und das lateinische Wort Larva bezeichnet auch zugleich Maske. Ja man hat sogar das Wort Carneval, dessen Etymologie etwas unklar ist, so deuten wollen, daß es bezeichne den todten Götterzug, oder den Zug der gestürzten Götter, wie denn auch vielfach am Fastnachts-Dienstag oder Aschermittwoch eine ein unholdes Wesen oder eine alte Gottheit bezeichnende Strohpuppe durch die Straße geführt und in's Wasser gestürzt wird. Dieser Gebrauch findet häufig namentlich auch am Mittfastensonntag Lätare Statt und heißt den Tod austreiben. Er hängt zusammen

*) Vergl. hierüber: Marbach, die heilige Weihnachtszeit; Huyssen, die Feste der christlichen Kirche. 1. Theil; Die Weihnachtszeit, u. A.

mit dem alt-slavischen Gebrauch der Austreibung des Winters in den Tagen des ersten beginnenden Frühlings.

Die Lichter, die bei den Carnevalszügen eine Hauptrolle spielen, die mit nächtlichem Wachen bei Fackeln und Wachslichtern verbundenen Opfer, die dem Februus, d. h. dem Pluto und andern unterweltlichen Gottheiten angezündet wurden und mit Reinigungsopfern zusammenhingen, ferner das Fest der Lichter, das die römischen Weiber durch Prozessionen mit Fackeln und Lichtern zur Darstellung der Entführung Proserpinas in die Unterwelt feierten, und dann im germanischen Norden das Fest Sonarblot, ein Sühn- und Sonnenopfer zur Abwehr von Feuersbrünsten, das mit angezündeten Feuern zu Ehren Valis und zum Abschied Hödr's, des dunklen Winters, gefeiert wurde: alle diese heidnischen Festgebräuche haben auf Anordnung und Namen des am 2. Februar mit Lichterprozession und geweihten Kerzen gefeierten Festes Mariä Reinigung, Lichtmeß, so sehr eingewirkt, daß Jacobus de Voragine, der Liturgiker und Legendensammler des 13. Jahrhunderts, sagt: „Und da es nun schwierig ist, Angewöhntes daran zu geben, so konnten die aus den Heiden zum Glauben bekehrten Christen schwerlich solche Gewohnheiten der Heiden verlassen, und deßwegen hat Pabst Sergius diese Gewohnheit verbessert, daß nämlich die Christen zu Ehren der Mutter des Herrn jedes Jahr an diesem Tage die ganze Welt mit angezündeten Lichtern und geweihten Wachskerzen erleuchteten, so daß die Feierlichkeit stehen blieb, aber in einer andern Absicht geschah."

Gehen wir nun zum Osterfest über, so ist es gar nicht zu bezweifeln, daß sein deutscher Name Ostern (englisch Eastern) statt des alten, dem jüdischen Fest entnommenen, griechischen und lateinischen Namens Pascha (französisch pâques) heidnischen Ursprungs ist und von einer alten Göttin Eostra herrührt. Der englische Kirchenlehrer Beda der Ehrwürdige (673 bis 735) sagt, „daß die Angeln den April Eostur-Monat nennen nach ihrer vormaligen Göttin Eostra, der sie in jenem Monat Feste feierten, deren Namen sie jetzt der Zeit des Passah geben, mit einem altehrwürdigen Wort der neuen Feier Freuden benennend." Diese angelsächsische Ostara oder Eostra ist im Ganzen wenig bekannt, nur steht fest, daß der Frühlingsmonat April ihr gewidmet, sie also jedenfalls eine Frühlingsgöttin war. Da das altdeutsche Adverbium ostar die Richtung gegen Morgen bezeichnet, wollen Einige direkt davon den Namen des Osterfestes als Fest des Aufgangs, der Auferstehung herleiten. Aber das Richtige ist ohne Zweifel die Beziehung auf die Göttin des Naturaufganges, die Ostara, die auch wohl Göttin der Schönheit war. Grimm sagt von ihr, sie möge „Gottheit des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichtes, besonders des neuen Frühlings

gewesen sein, eine freudige heilbringende Erscheinung, deren Begriff für das Auferstehungsfest des christlichen Cultus verwandt werden konnte." Der Ostara wurden nun auch schon Freudenfeuer auf den Bergen angezündet, womit wohl unsere christlichen Osterfeuer, die unter den Völkerschaften sächsischen Stammes in Deutschland in Gebrauch sind, zusammenhängen mögen. Die Freude über Christi Auferstehung vereint sich ja darin auf's Schönste mit der Freude über das Erwachen des Natur aus ihrem Winterschlafe, welches in diesen alten Freudenfeuern zur Frühlingszeit verherrlicht wurde. Grimm sagt: „Die heidnische Osterfeier berührt sich vielfach mit dem Maifest und Frühlings-Empfang, wie zumal die angezündeten Freudenfeuer darthun." Der Aberglaube nun, der mit dem Schöpfen des Oster-Wassers zusammenhängt, daß es heilkräftig sei, die Schönheit bewahre u. s. w., ist auch auf die Ostara zurückzuführen, welche in der Osternacht zu jenem Zwecke in frischer Quelle badete. Auch die Ostereier, diese schönen Symbole des neuen Lebens, haben wahrscheinlich heidnischen Ursprung: das Eierlesen kommt wohl bei den alten Eostrafesten vor, wie denn auch die alten Perser an ihrem Frühlingsfeste gefärbte Eier austheilten. Und der Hase, der die Ostereier bringt, wie man den Kindern sagt, ist das alte Symbol der Fruchtbarkeit. Auch die beliebten Osterkuchen oder Osterbrode dürften wohl mit der bei den Heiden üblichen Darbringung eines Brodes als Opfergabe beim Frühlingsfeste in Zusammenhang stehen.

Was das Himmelfahrtsfest betrifft, so hat der Umstand daß es stets auf einen Donnerstag fällt, es veranlaßt, daß manche heidnische Sitte und mancher Aberglaube vom Donnergott Thor, dem dieser Wochentag gewidmet war, auf das Himmelfahrtsfest überging. So namentlich die auf Abwehr des dem Thor zugeschriebenen Gewitters bezüglichen Sitten und Gebräuche, z. B. das Aufhängen von grünen Kränzen oder Zweigen in und an Häusern oder Ställen, die Furcht, daß das Nähen oder Nadeleinfädeln am Himmelfahrtstage oder auch das Tragen von Kleidern, die an diesem Tage genäht sind, den Blitz auf die Thäterin herabziehe, der Aberglaube, daß Regen am Himmelfahrtstage eine schlechte Heu-Erndte verkünde, die Bittgänge, die vom Rogate-Sonntag bis zum Himmelfahrtsfest um gutes Wetter und Schutz der Früchte gegen Gewitter und Hagelschlag gemacht werden.

Auf das Pfingstfest sind in ähnlicher Weise viele Gebräuche und Sitten der alt-heidnischen Maifeste übergegangen, die um die Zeit des Jahres begangen wurden, in die Pfingsten fällt, die herrliche Blüthezeit des Frühlings, die Tage des Monats Mai, besonders die ersten zehn. Dann reitet nach altdeutscher Sage Wodan, nachdem er den Drachen Winter vollständig besiegt hat, segnend durch Flur

und Feld und hält mit der neuverjüngten Sonne seinen Einzug. Man läßt ihm aus Dankbarkeit einen Büschel Frucht auf dem Feld stehen, und er, sowie Thor, Freyr und Freya, werden gefeiert. Der Mairitt, wobei der Maigraf oder Maikönig, auch Pfingstkönig genannt, der gewählt wurde und sich eine Königin wählte, seinen Einzug hält, sowie Wettrennen zu Pfingsten u. dgl., mögen damit zusammenhängen; vielleicht auch das zu Pfingsten so beliebte Scheiben- und Königs-Vogelschießen, die Schützenfeste und dergleichen Volksbelustigungen, deren Schauplatz ja auch oft mit dem Namen Pfingstwiese bezeichnet wird. Auch das vielfach zu Pfingsten übliche Aufpflanzen von Bäumen und Stauden in Ställen zum Schutz des Viehes, der Maibaum vor dem Haus Neueingezogener oder vor dem Haus der Geliebten zum Zeichen der Zuneigung, hängt mit dem altdeutschen Maikönig und der Königin zusammen. Die Dorfjugend tanzt dann zu Pfingsten auch gern um den Maibaum.

---

Wenn uns nun schon bei der Betrachtung des Verhältnisses des germanischen Heidenthums zu den Festen des Christenthums hie und da einzelnes Abergläubische entgegentrat, so haben wir doch noch näher zu achten auf die vielfachen Auswüchse die die tief in den Boden unseres deutschen Volkslebens eingedrungenen Wurzeln des Heidenthums in so mannigfachem *Aberglauben* getrieben haben, der unter den deutschen Stämmen, nachdem sie längst christlich geworden waren, herrschend blieb.

Es kann jetzt wohl als ziemlich allgemein anerkannt gelten, daß bei Weitem der meiste, wenn nicht aller Aberglaube heidnischen Ursprung hat, und das nicht blos in Deutschland, sondern auch bei den meisten andern Völkern. Am verbreitetsten ist wohl der Aberglaube, der sich auf das menschliche *Schicksal* bezieht. Nun stellt sich im Heidenthum der Glaube an ein Schicksal, dem nicht nur die Menschen, sondern auch die Götter unterworfen sind, und das über dem beschränkten Willen auch der letztern waltet, eigentlich dar als die höhere Idee einer über der verschiedenen Willkür der einzelnen Gottheit herrschenden Einheit, eines mehr als das beschränkte Wollen des Einzelnen geltenden allgemeinen Waltens. So liegt im Fatum, in der Schicksals-Idee, ohne Zweifel der Vielgötterei des Heidenthums gegenüber eine höhere Berechtigung, eine Art Selbstkritik und Selsterkenntniß des Heidenthums über seine innere Unhaltbarkeit. Wird aber nun die Schicksals-Idee vom Heidenthum auf das Christenthum, von der Zeit der Vielgötterei auf die Zeit der Anbetung des Einen wahren Gottes übertragen, so wird sie als Beschränkung dieses höchsten alleingeltenden Willens sofort ab-

solut unberechtigt, ist nicht mehr Glaube, sondern Aberglaube, und erzeugt nicht mehr Vertrauen, sondern Mißtrauen, Furcht und Schrecken. Damit hängt dann zugleich auch der sittliche Defekt zusammen, daß die Fügungen und Schickungen des menschlichen Lebens, wie nicht mehr durch eine väterliche Liebe und heilige Gerechtigkeit Gottes, so auch nicht mehr nach dem sittlichen Verhalten des Menschen bestimmt erscheinen, sondern vielmehr durch eine dunkle, unberechenbare, von Zufälligkeiten und Aeußerlichkeiten abhängige Macht, die nun natürlich zuletzt statt der Sünde als Hauptquelle des Uebels und Unglücks erscheint. Repräsentant dieser Schicksalsmacht wird dann in dem Volksbewußtsein statt Gottes der Teufel mit seinem Gefolge von Hexen und Gespenstern, und die Entscheidungen derselben stellen sich dem Menschen meist als an bestimmte Zeiten und Zeichen, Tage, Zahlen, Vorbedeutungen und Naturerscheinungen gebunden dar. Damit haben wir die zwei Hauptgruppen des Aberglaubens bezeichnet.

Zunächst also der mit dem Teufel und Teufelsspuk getriebene Aberglaube. Es steht fest, daß in dem Maße, als das Christenthum das Heidenthum verdrängte, die zu bekämpfenden und dem Christen-Gott feindlich gegenüberstehenden heidnischen Götter alsbald mit dem Erzfeind alles Guten, dem Teufel, in Zusammenhang gebracht, ja vielfach identificirt wurden. Das geht z. B. aus altdeutschen Abschwörungsformeln hervor, in denen beide zusammengefaßt werden, wie diese: „Ei forsage Diabolä (dem Teufel) end allen Diabolgelde end allen Diaboles-Werkun end Wordun, Thunaer end Woden end Sachsen-Ode ende allen them Unholdun, the hire Genotas sind.“ So geschah es denn, daß die populäre Ausmalung des Teufels ihre Bilder und Anschauungen aus dem heidnischen Götzendienst nahm. So seine Thiergestalt mit Bockshörnern, Schwanz und Pferdefuß, welche wohl auf die gewöhnlichen, den heidnischen Gottheiten, namentlich dem Odin dargebrachten Opfer, Pferde, Böcke, Eber hinweisen, während sein Hinken wohl auf den Sturz aus dem Himmel, und seine dunkle schwarze Farbe auf den Gegensatz zu der lichtvollen guten Gottheit zurückzuführen ist. Wenn der Teufel auch als Seelenraubender Wolf erscheint, oder als Hund, so liegt es nahe, dabei an das Wolfsgeschlecht Lokis zu denken. Führt der Teufel in der Sage riesenhafte Bauten, Burgen, Paläste, Kirchen auf, wofür er dann eine Seele als Sold verlangt, so ist das einfach eine Reminiscenz an die Beute der Riesen in der heidnischen Mythologie, indem ja auch einmal ein Riese gegen die Herausgabe der Freya ein Schloß bauen wollte. Des Teufels Großmutter in dem Märchen aber ist ohne Zweifel die ursprünglich gute heidnische Göttin Frau Holle oder Holde, die zu Odin in Beziehungen stand und mit ihm das wilde Heer anführte, auch nach spä-

ter ſich anſchließender chriſtlicher Vorſtellung die ungetauften Kinder aufnahm. Aus einer Holden nachher zur Unholdin geworden, kam ſie ſpäter zu dem Teufel in dieſe nahe verwandtſchaftliche Beziehung. Und wenn dann ſchließlich Viele die häßliche Fluchformel „Hol ihn der Teufel" ändern in „Hol ihn der Kukuk" oder „der Geier", ſo vertauſchen ſie damit nur den die heidniſchen Götter repräſentirenden Teufel mit den ihnen geheiligten Vögeln. Daß der Teufel auch wohl als Jäger dargeſtellt wird, erinnert an den wilden Jäger, der nach dem Volksaberglauben namentlich in der Zeit der zwölf heiligen Nächte von Weihnachten bis zum Dreikönigstag mit ſeinen Genoſſen und ſeinem Heere unter großem Lärm durch die Luft zieht. Das iſt Niemand anders, als der um dieſe Zeit durch Chriſti Geburt abgeſetzte Gott Wuodan oder Odin. Derſelbe iſt der Anführer des wilden Heeres, deſſen Schlachtenlärm man in jener Zeit und im Herbſt in vielen Gegenden hören will. — Dies führt uns auf die Geſpenſter, die mit dem Teufel in nahem Zuſammenhang ſtehen. Es ſind eigentlich die nicht zur ſeligen Ruhe eingegangenen, zwiſchen Himmel und Erde ſchwebenden Seelen Verſtorbener, die, raſtlos umhergetrieben, zu der Stätte ihrer Sünde und Schande, ihrer Luſt und Leidenſchaft, ihrer vergrabenen Schätze oder verbrecheriſchen Geheimniſſe auf der Erde zurückgebannt ſind. Sie erinnern, abergläubiſchen vom böſen Gewiſſen geplagten Menſchen meiſt draußen in der freien Natur, in Buſch und Wald, an Scheidewegen und Unglücksſtätten oder auch auf Kirchhöfen erſcheinend, an die Elfen und Zwerge der alten Mythologie, welche letztere namentlich das verborgene Gold und die in der Erde vergrabenen Schätze hüten und bewahren. Von den Geſpenſtern zu den Hexen iſt nur ein Schritt. Daß auch ſie heidniſchen Urſprungs ſind iſt klar. Jacob Grimm ſagt in ſeiner deutſchen Mythologie: „Bis auf den heutigen Tag iſt in dem ganzen Hexenweſen noch offenbarer Zuſammenhang mit den Opfern und der Geiſterwelt der alten Deutſchen zu erkennen." Zauberei treibende, wahrſagende, allerlei Uebernatürliches wiſſende alte Franen kommen, wie bei den Römern und Griechen, ſo namentlich auch bei den Celten und Germanen vor. Und wenn die Hexen in Wölfe und Katzen ſich verwandeln können, ſo ſind das dem Wuodan und ſeiner Gemahlin geheiligte Thiere. Solche Verwandlungen werden dann als Währwölfe bezeichnet, die namentlich in den 12 Nächten umgehen, Thieren, beſonders Fohlen ſchaden und zum Schrecken der Kinder benutzt werden. Und wenn die Hexen ein Federkleid haben um durch die Lüfte zu fliegen, ſo war ein ſolches Eigenthum der Freya und der Schwanjungfrauen, Walküren, die durch die Lüfte fliegend zur Schlacht ſich ſammeln. Und wenn die Hexen auf dem Waſſer ſollen ſchwimmen können, ſo war auch das Sache der Wallküren. Die Hexen bilden nun, als die mit dem Teufel in einen Bund getretenen und von Gott abgefallenen, das

Geleit ehemaliger heidnischer Göttinnen und halten mit Frau Holde und später mit dem Teufel unsittliche Feste und Hexentänze, namentlich in der dem Gott Donar geweihten Walpurgisnacht des 1. Mai. Die Hauptstätte dieser Gräuel ist in Deutschland der Blocksberg, der ein alter heidnischer Opferberg war. Auch auf Hochgerichten, auf Galgenbergen und an Kreuzwegen halten sich diese unholden Gestalten gern auf. Allerlei Zauberei treiben, neugebornen Kindern schaden, Vieh und Getreide verderben, schädliche Tränke mischen und Salben bereiten, Wunden besprechen und Krankheiten beschwören, das ist ihr finsteres Geschäft; und die Zauberformeln und Sprüche, deren sie sich dazu bedienen, haben großentheils heidnischen Ursprung, wenn derselbe auch vielfach durch Einschiebung christlicher Namen und Anrufungen unkenntlich geworden sein mag. —

Freundlichere Gestalten des Aberglaubens, als die Hexen, sind die weißen Frauen und die weisen Frauen. Ursprünglich heidnische Halbgöttinnen, dienten sie den Göttern und haben nun den Menschen Verkündigungen und Vorhersagungen von schweren oder feindlichen Schickungen, von Leben oder Tod, Heil oder Unheil, zu machen und vor Unglück zu warnen, zu welchem Zwecke sie in entscheidungsvollen Zeiten, namentlich in alten Schlössern, auch wohl bei der Geburt von Kindern sichtbar werden. Auch bei ihnen liegt die Erinnerung an die weißen Schwanjungfrauen des Heidenthums nahe, die ja im Nibelungenlied und auch sonst öfter als Weissagerinnen auftreten. Besonders mögen diese weißen Frauen im Volksbewußtsein aus den alten Nornen entstanden sein, diesen Schicksalsgöttinnen der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die das Geschick zu verwalten, zu erspähen, zu verhängen und auszusprechen haben, und spinnend und webend gedacht werden; daher der deutsche Ausdruck „Schicksale spinnen."

Ein gewöhnliches Mittel Zauber auszurichten, ist die Wünschelruthe, eine in der Johannisnacht gabelförmig unter Beschwörungsformeln geschnittene Haselruthe, mit der man dann unter Nennung seines Namens einen Abwesenden so schlagen kann, daß derselbe die Schläge fühlt; mit der man ferner verschlossene Thüren öffnen, Quellwasser erforschen und in der Erde verborgene Schätze entdecken kann. Zu letzterem Behufe muß sie die Kraft besitzen, den Teufel oder die Zwerge, die den Schatz hüten, zu bannen. Sie ist wohl auf die zauberkräftige Ruthe Mercurs oder den Heroldsstab des Hermes zurückzuführen und so dann auch auf den Wodan.

Weiter sind ein weit verbreiteter Gegenstand des Aberglaubens Glück oder Unglück bringende oder verkündende Thiere. Ein Hase oder eine Katze, die quer über den Weg laufen, sind ein böses Vorzeichen, Schweine, die einem Ausgehenden begegnen, bringen ihm

Unglück, Schafe dagegen Glück. Die Kreuzſpinne, die Morgens Glück bringt, und der Kukuk, der durch die Zahl ſeiner Rufe das Lebensalter des Fragenden angibt; der Hund, der durch ſein Heulen den Tod eines Menſchen in der Nachbarſchaft anzeigt; der Rabe und die Eule, die durch ihr Schreien einem Kranken die nahe Scheidestunde ankündigen; das vor einen Leichenwagen geſpannte ſich umſehende Pferd, welches einen baldigen neuen Sterbefall in der Familie bekundet; die Elſter, die Streit und Zank in's Haus ſchreit; die Henne, die, wenn ſie kräht, Unglück verkündet; die Schwalben, die Glück dem Hauſe bringen, wo ſie niſten, und Unglück, Brand oder Tod andeuten, wenn ſie fortbleiben oder vertrieben werden; die Gans, die durch die dunkle oder helle Farbe ihres Bruſtbeins einen kalten oder gelinden Winter anzeigt; der Storch, der über ein Haus fliegend demſelben die glückliche Geburt eines Kindes verheißt: alle dieſe Thiere verdanken ihre abergläubiſche Bedeutung ihrer Stellung im Heidenthum als den Göttern geweihte, oder als verehrte Thiere, als reine oder unreine, als zum Opfern gebrauchte oder auch weiſſagende Thiere, wie bei den Römern die Vögel durch ihren Flug, die Opferthiere durch ihre Eingeweide prophezeiten, bei den Deutſchen das Pferd ein weiſſagendes Thier war.

Wir kommen nun zu dem großen Kapitel der Glücks- und namentlich der Unglücks-*Zeiten* und *Tage*, deren abergläubiſche Bedeutung eben ſo ſicher im Heidenthum wurzelt. Vorab iſt daran zu erinnern, daß die Namen unſerer Wochentage ſelbſt alle heidniſchen Urſprungs ſind. Der Sonntag iſt dem Sonnengott gewidmet, der Montag dem Monde, der Dienſtag iſt der Tag Tius, hochdeutſch Zius oder Zio, wie er im Schwäbiſchen noch jetzt Zinstag und im Engliſchen tuesday heißt, und der Mittwoch iſt der Wodanstag, Woensdag im Holländiſchen, Wednesday im Engliſchen, der Donnerſtag aber iſt der Tag des Donnergottes Thor, tursday im Engliſchen, den Freitag erkennen wir leicht als den Tag der Gemahlin Odins, Freya oder Frigga, und der Sonnabend hieß früher Odenstag. So hängt denn auch der Aberglaube, der die einzelnen Wochentage für Verlobung oder Hochzeit, für Wohnungs- oder Dienſtwechſel, für Reiſeantritt und ſonſtige Unternehmungen, für Kauf oder Verkauf u. dgl. zu glücklichen oder unglücklichen macht, mit den Sitten und Ueberlieferungen des Heidenthums zuſammen, bei denen die Tagewählerei ſo gebräuchlich war. In den verſchiedenen Gegenden Deutſchlands herrſcht in Bezug auf die Beſtimmung der Tage einige Verſchiedenheit, ohne Zweifel nach der landſchaftlich verſchiedenen Weiſe der alt-heidniſchen Gottesdienſte und Gebräuche; aber daß der Sonntag ein glücklicher Tag und Sonntagskinder Glückskinder ſind, der Montag und Freitag jedoch Unglückstage, namentlich für den Beginn eines neuen Unternehmens,

einer Reise, auch des Ehestandes, das gilt ziemlich allgemein. In vielen Gegenden ist auch der Thorstag oder Donnerstag ein namentlich für Hochzeiten ungünstiger Tag.

Eine besondere Schicksalszeit im Jahr ist dann die schon erwähnte der 12 Nächte von Weihnachten bis zum Dreikönigstag, die Zeit der Wintersonnenwende, in der die alten Götter ihren Umzug um die Erde hielten und das wilde Heer zu allerlei unheimlichem Spuk Veranlassung gibt. Zu der Zeit läßt man wie an einem Jahressabbath die meisten häuslichen Arbeiten ruhen, und es darf namentlich nicht gesponnen werden, sonst kommt Wodan oder Frigg und zerzausen oder zerkratzen die Spinnerinnen; es darf auch nicht gewaschen und gebacken, auch nicht ausgefegt werden u. dgl., sonst zerreißt der Wolf das Vieh, oder Ungeziefer und Krankheit kommt in's Haus.

In dieser Zeit der 12 Nächte nimmt dann die Neujahrsnacht eine besondere Bedeutung ein. Da hat der abergläubische Mensch eine Frage frei an das Schicksal, eine vorwitzige Frage über Leben oder Tod, Glück oder Unglück, Verlobung oder Hochzeit, Reichthum oder Armuth, Ehre oder Schmach u. dgl, und durch Bleigießen und Zaubersprüche, durch Kartenlegen und allerlei Zeichen soll dann die verborgene Zukunft an den Tag kommen. Auch das Vieh im Stalle muß in dieser Nacht versorgt und vor Beherung bewahrt werden. Der Schluß der 12 Nächte, der Dreikönigstag, nimmt mit Theil an der abergläubischen Bedeutung.

Wie die Zeit der Wintersonnenwende, so ist consequent nach Analogie des heidnischen Naturdienstes auch die Sommersonnenwende eine verhängnißvolle Zeit, namentlich der Johannistag, der 24. Juni. Da schützt man sich durch Kreuze an Thüren und Fenstern vor dem Geisterspuk, da schneidet man mit Erfolg Wünschelruthen und Zauberstäbe, da pflückt man wunderthätige Kräuter und erfährt allerlei Zeichen und Ankündigungen der Zukunft. Auch das Johanniswasser ist gut zum Baden und Waschen. Die hie und da üblichen Johannisfeuer sind auch heidnischen Ursprungs und weisen auf einen Feuer- oder Sonnendienst hin zu der Zeit, wo die Sonne am höchsten steht und die Nacht am meisten besiegt hat. Auch der bald darauf folgende Peter und Paulstag, der 29. Juni, nimmt in vielen Gegenden an dieser verhängnißvollen Bedeutung Theil, namentlich sucht man dann die Häuser vielfach vor Gewittern und dem Einschlagen des Blitzes zu schützen durch ausgehängte grüne Zweige von Nußbaum u. dgl., sowie die Felder durch Bittgänge und Gebete gegen Hagelschlag. Das beruht auf einer eigenthümlichen Vermischung des heidnischen Thor mit dem christlichen Petrus, auf welch' letzteren manche Sagen von ersterem übergingen. Daß

dem Thor auch die Walpurgisnacht, die erste Mainacht, heilig ist, hörten wir schon. Sie ist mit allerlei Aberglauben verknüpft. Da sind bei Nacht und bei Tage alle Zaubermächte losgelassen und man muß sich und seine Kinder, namentlich neugeborne, vor Beherung schützen, sowie auch das Vieh. Das geschieht auch durch Kreuze, die an Thürschwellen und Fensterladen gezeichnet werden, die aber wahrscheinlich ursprünglich den ähnlich so aussehenden Hammer Thors bezeichnen sollten. Und was sollen wir weiter sagen von dem Michaelistag, dem 29. September, an welchem man auf dem Felde nicht arbeiten und nicht spinnen darf, höchst wahrscheinlich eine Erinnerung an die Herbstfeier, die dem Wodan gewidmet war, von welchem manche Sagen auf den Erzengel Michael übertragen wurden; oder von dem Andreastag, dem 30. November, der nebst seinem Vorabend ein Tag der Wahrsagung namentlich für Verlöbnisse und Ehen ist, was wohl daher rührt, daß auf Andreas Manches aus den Sagen von Freyr, dem Gott der Fruchtbarkeit und der Ehe, überging; oder vom Thomastag, dem 21. December, von dem Aehnliches gilt, und der als Tag der Wintersonnenwende seine Bedeutung aus der heidnischen Naturreligion mitherübergebracht hat?

Wenn sich denn nun auch viel Aberglauben in Bezug auf Glück und Unglück, Krankheit und Gesundheit, Leben und Tod, an Sonne, Mond und Sterne, an die Zeiten ihres Aufgangs und Untergangs, ihres Wandels- und Wechsels, ihres abnehmenden oder zunehmenden Lichtes an ihre Stellungen und Constellationen anknüpft, so hängt das auch enge zusammen mit der heidnischen Verehrung der Gestirne, mit der hohen Feier der Sonnenwenden, mit ihrer Bedeutung für das Naturjahr und den Naturcultus, sowie denn auch mit der Angst der Heiden vor Verfinsterung der Sonne und des Mondes, die durch ein Verschlungenwerden von einem Ungeheuer erklärt wurde. Die heidnischen Deutschen meinten, wenn eine Sonnen- oder Mondfinsterniß eintrat, der Wolf, der Fenriswolf, Sohn des bösen Loki, komme um die leuchtenden Gestirne zu verschlingen, sie suchten ihn dann durch Lärm und Geschrei zu verscheuchen.

Zuletzt statt manches Andern, was noch zu sagen wäre, nur noch eins: Eines der bekanntesten abergläubischen Vorurtheile ist, daß dreizehn eine Unglückszahl sei. Am 13ten unternimmt man nicht gern Etwas, wenn 13 an einem Tische zusammensitzen, muß Einer bald sterben u. dgl. Auch das hat, wie aller Aberglaube, heidnischen Ursprung. Die Zahl drei ist heilig und aller guten Dinge sind drei. Denn die Zahl drei kommt vielfach in allen Götterlehren vor. Auch die Zahl 12 ist heilig (4 mal 3): Es ist die Zahl der Götterfamilie bei den klassischen Völkern, und die Zahl der Asen bei den alten Deutschen. Auch ihrer waren 12,

Odin, ihr Haupt, war der 13te. Nun aber war Einer dazwiſchen, der eigentlich nicht dahin gehört, der böſe Loki, der Andern Verderben bringt. Und es mußte, wie wir oben ſahen, aus dieſer Zahl Einer, der gute, unſchuldige Baldur davon. So iſt wohl die Zahl 13, 1 mehr als 12, die unheilige Unglückszahl geworden.

Und ſo ſchließen wir mit einer ernſten Warnung aus dem 5. Buche Moſe (Cap. 18), die uns ebenſowohl auf das hohe Alter und den heidniſchen Urſprung, als auf den dem Glauben an den wahren Gott widerſprechenden Charakter aller jener abergläubiſchen Dinge hinweiſt. Sie lautet: „Wenn du in das Land kommſt, das dir der Herr dein Gott geben wird, ſo ſollſt du nicht lernen thun die Gräuel dieſer Völker, daß nicht unter dir gefunden werde, der ſeinen Sohn durchs Feuer gehen laſſe, und ein Weiſſager oder ein Tagewähler oder der auf Vogelgeſchrei achte, oder ein Zauberer, oder Beſchwörer, oder Wahrſager, oder Zeichendeuter, oder der die Todten frage. Denn wer Solches thut, der iſt dem Herrn ein Gräuel, und um ſolcher Gräuel willen vertreibt ſie der Herr dein Gott vor dir. Du aber ſollſt ohne Wandel ſein mit dem Herrn, deinem Gott.“

# VIII.

## Christus in der altdeutschen Volkspoesie, namentlich im Heliand.

Das Christenthum ist dazu bestimmt, mehr und mehr die Macht zu werden, welche sich alle verschiedenen Erscheinungen des Menschenthums unterthänig macht, das Salz, welches alle irdischen Verhältnisse durchdringt, das Licht, welches Alles, was in dieser Welt ist, erleuchtet und durchleuchtet. Wenn der Geist Christi zunächst sich selbst ein eigenes Gebiet geschaffen hat, in welchem er sich zumeist und vor Allem manifestiren will, das kirchliche, so darf und soll doch seine Welternenernde Thätigkeit nicht hierauf beschränkt werden, vielmehr soll sich dieselbe auch in Haus und Familie, in Schule und Unterrichtswesen, im Staat und öffentlichen Leben, in Kunst und Wissenschaft kund geben. Alle diese Gebiete des menschlichen Lebens, alle diese Zweige der menschlichen Cultur können und werden in einer besondern Weise den neuen Geist des Christenthums in sich zur Erscheinung bringen. Es liegt nun in der Natur der Sache, daß das bei dem einen eher und leichter, bei dem andern schwerer und später der Fall sein wird, aber Jeder, dem es mit der Sache der Wahrheit ein rechter Ernst ist, wird dahin arbeiten müssen, daß immer mehr sich das Ideal verwirkliche, daß der Geist Christi Alles beherrsche und durchdringe.

Es gibt nun einen Zweig des menschlichen Culturlebens, bei dem die Wirksamkeit dieses neuen Geistes sich vorzugsweise bald geltend machen mußte, und der sich vor andern dazu eignet, in den Dienst des Christenthums und der Kirche gestellt zu werden, das ist die Kunst. Wir machen die Beobachtung bei allen Völkern, die einen größeren oder geringeren Grad von Cultur erreichten, daß ihr religiöses Leben, mag es noch so sehr auf Irrwegeu sich befunden haben, doch die Kunst vor Allem mit in seinen Dienst gezogen hat, ja daß die Kunst durch diese Verwendung für das religiöse Gebiet

hauptsächlich ihre Gestaltung und Ausbildung gewonnen hat. Bei den alten Israeliten galt die Kunst sonst nicht sehr viel, nur daß sie zur Verherrlichung Jehovas und seines Tempeldienstes da war. Ihm dienten Musik und Gesang, Dichtkunst und Rhetorik, Architektur und Plastik, ja selbst, wie wir z. B. aus der Heimholung der Bundeslade durch den jungen König David sehen, die Tanzkunst, die rhythmische Bewegung nach dem Takt der Musik. Aber auch bei den Egyptern und Indern, bei den Assyrern und Persern, bei den Griechen und Römern ist es so, daß ihre vornehmsten Bauwerke Tempel, ihre meisten und besten plastischen Bildwerke Götter-Statuen, ihre edelsten und erhabensten Dichtungen mythologischen Inhaltes sind. Und wenn unsere alt-germanischen Vorväter ihren religiösen Naturdienst auch lieber in ihren prächtigen alten Urwäldern unter der Wölbung des blauen Himmels-Domes, als in kunstreich gebauten Tempeln und architektonisch schönen Räumen verrichteten, so daß ein Martinus von Tours, ein Bonifacius und andere gallische und deutsche Heidenbekehrer eher eine heilige Eiche umzuhauen, als ein Götzenbild umzustürzen, eher einen geweihten Hain zu verwüsten, als ein prachtvolles Gotteshaus zu zerstören hatten, so sind doch die Produkte der alt-deutschen Poesie vorzugsweise Lieder und Gesänge gewesen, die mit den Göttern und ihren Sagen und Geschichten in Beziehung standen oder geradezu sie feierten. Wir haben interessante Zeugnisse des Tacitus in seinem Buche über Germania (Cap. 2 u. 3) davon, wie die Musik und Poesie der alten Deutschen vorzugsweise der Verherrlichung ihrer Götter gewidmet war. Er berichtet: „Sie feiern in alten Liedern, was bei ihnen die einzige Art der Urkunden und Annalen ist, den Erdgebornen Gott Tuisco und seinen Sohn Mannus als den Urheber und Begründer ihres Geschlechts." Ferner: „Sie melden auch, daß bei ihnen Hercules gewesen sei (vielleicht meint Tacitus den alt-deutschen Kriegsgott Ziu oder Sachsnot), den sie zuerst vor allen tapfern Männern besingen, wenn sie in die Schlacht gehen. Sie haben auch solche Lieder, durch deren Vortrag, welchen sie Baritum (Andre: Barditum, Bardengesang) nennen, sie die Gemüther entzünden und das Glück des bevorstehenden Kampfes durch den Gesang selbst vorherdeuten, denn sie schrecken oder zittern je nachdem die Schlachtreihe sich hören läßt. Und das scheint nicht sowohl Zusammenklang der Stimme, als der Tapferkeit zu sein. Es wird besonders gestrebt nach Rauheit des Tones und schmetterndem Geräusch, indem die Schilde an den Mund gehalten werden, damit die Stimme durch den Wiederhall so viel voller und stärker anschwelle." Sie schlugen dabei auch wohl mit den Schwertern an die Schilde und gaben so dem Gesang eine weithin wiederhallende Begleitung. Daß solche Musik nicht immer einem feinern Ohre wohlthuend gewesen sein mag, begreift man leicht, und so erzählt der römische Kaiser Julian, der Apo-

stat, der zu Ende des Jahres 355 eine Reise nach Gallien machte, er habe die Deutschen am Rhein ihre alten Volkslieder singen hören und das sei ihm vorgekommen wie ein Gekrächze schwirrender Raubvögel.

Die Anwendung der Gesangeskunst auf das Gebiet der Religion und diese Offenbarung des religiösen Denkens und Lebens durch die Vermittlung der Kunst nahm nun zu und veredelte sich, als die wahre Religion, das Christenthum, eintrat und namentlich auch das einfache, naturgetreue, naive Leben und Denken der altgermanischen Stämme berührte. Damit wurden gerade der Kunst in ihren verschiedenen Zweigen neue Stoffe und Motive geboten, durch die sie zu den herrlichsten Blüthen gelangen mußte, und die christlichen Ideen und Anschauungen andrerseits mußten durch das Mittel der Kunst, durch Poesie und Gesang, durch Architektur und Plastik, durch Malerei und Goldschmiedekunst, nur desto inniger und lebendiger auf das christlich gewordene deutsche Volksgemüth einwirken. So half die Kunst dem Christenthum und das Christenthum half der Kunst, und beide in ihrer bedeutungsreichen Vermählung haben erhabene Werke des menschlichen Geistes hervorgebracht, wie wir sie in unseren großartigen romanischen und gothischen Domen gen Himmel streben sehen, wie sie in den Erzeugnissen der ersten Blütheperiode unserer deutschen Dichtung im Mittelalter noch heute uns erfreuen, und wie sie in Lobgesängen und Chorälen, in Oratorien und musikalischen Messen, in Requiems und Passionsmusiken späterer Zeit die Herzen tief ergreifen und wundermächtig erheben, gewaltig erschüttern und innig trösten.

Dem deutschen Volksgeiste aber ist es vorbehalten geblieben, einen Zweig der Kunst in den Dienst der Religion zu stellen und dadurch wesentlich zu fördern, der sonst vielleicht am wenigsten dazu geeignet scheint und in neuerer Zeit auch so wenig mit der Religion gemein hat, daß seine Ausübung vielfach geradezu als ein Symptom der Unchristlichkeit gilt: nämlich die dramatische oder Schauspielkunst. Es ist bekannt, wie die Passions- und Osterspiele, dramatische Darstellungen des Leidens und der Auferstehung Christi, in alter Zeit von den Geistlichen und Mönchen sehr gepflegt, vor und in den Kirchen gar sehr gebräuchlich waren, und wie die Geschichte und Entwickelung des deutschen Dramas sehr wesentlich unter dem Einfluß gerade dieser religiös volksthümlichen Passions- und Osterdramen gestanden hat. Es ist dann aber freilich auch nicht zu läugnen, daß im Lauf der Zeit sich mannigfacher Mißbrauch dem angeschlossen hat und die Würde der Kirche durch die Weise, wie diese Passions- und Osterspiele gehalten wurden, gelitten hat, so daß sie aus derselben verbannt werden mußten. Aber auch die Würde und Heiligkeit der Stoffe, die sie behandelten, litt vielfach durch

die nachherige Entartung derselben, sowohl was die Bearbeitung des Inhalts, als was die Weise der Darstellung betrifft, so daß die Spiele später verboten werden mußten. So hat sich denn nur ein interessanter Rest dieser volksthümlichen religiösen Passions- und Osterspiele in einem Dorfe Emmendingen im Oberbaierischen erhalten, wo dieselben noch zuweilen in ziemlich würdiger und künstlerisch nicht ganz unbedeutender Weise, unter dem Zulauf von Tausenden und Tausenden gehalten werden, ohne daß freilich behauptet werden kann, daß die kirchlich christliche Wirkung dieser Darstellungen eine wesentliche wäre.

Das Auftreten der biblischen Stoffe und der Person Christi in der Poesie ist nun aber für das dramatische Gebiet noch nicht so mächtig und bedeutsam gewesen, wie für das epische und lyrische, welche Dichtungsarten die älteren, ursprünglicheren eines jeden Volkes sind. In dem deutschen Epos des frühesten Mittelalters nahmen die christlichen Gestalten, namentlich die des Erlösers selbst, eine hervorragende Stelle ein, und was die lyrische Dichtkunst betrifft, so weiß Jeder, was er an den christlichen Liedern und Gesängen, den Kirchenliedern und Chorälen hat. Sie sind jedem frommen Christen lieb und vertraut, indem wir von Jugend an in Schule und Kirche, beim sonntäglichen Gottesdienste und wer weiß wie oft auch noch im Hause, in der Familie und in der Einsamkeit, in frohen und trüben Stunden, an Festen und Wochentagen an den Klängen und Harmonien, an den Empfindungen und tief christlichen Gedanken unserer alten und neuen Kirchenlieder und Gesänge uns erheben und erfreuen, durch sie getröstet und beruhigt werden in Leid und Trübsal, erquickt und gestärkt in Noth und Tod. In der Jugend lernen wir sie, und im Alter singen und beten wir sie, diese herrlichen Lieder vom Christkindlein und dem Haupt voll Blut und Wunden, von dem Vater im Himmel, dem wir unsere Wege befehlen sollen, und von dem Heiland, der uns lehrt fröhlich sterben und fröhlich auferstehen, von dem heiligen Geist, der bei uns einkehren muß, und von der festen Burg, die unser Gott ist. Die Mutter singt diese unvergänglichen Lieder an der Wiege ihrer Kleinen, und die Kinder lassen sie laut ertönen im Haus und in der Schule, in den Kirchen klingen sie in vollem Choral mächtig zum Himmel empor wie ein heilig Gotteslob, und über offenen Gräbern haucht der Frühlingswind sie dahin, wie eine Mahnung an die Vergänglichkeit alles Irdischen und wie eine Stimme aus der zukünftigen Welt. —

Wer wollte läugnen, daß diese christlich lyrische Poesie eine Macht geworden ist in unserm Volksleben! Und sie war das schon frühe, denn schon aus der Zeit des heil. Bernhard, der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, wird berichtet, daß ihm auf seiner Reise sobald

er nach Deutschland kam, religiöser Gesang in der Sprache des Volkes entgegentönte. Möchte dieser Gesang stets mehr unser Volk erheben! Und es ist ja auch nicht zu läugnen, daß gerade dieser Zweig der lyrischen Poesie, die geistliche und Kirchenlieder-Dichtung, eine der ausgebildetsten, schönsten und erhabensten Gruppen der lyrischen Poesie unsers deutschen Volkes überhaupt ausmacht.

Früher aber noch und gewaltiger hat sich das christliche Element, und namentlich die wunderbare Lebenserscheinung des Erlösers selbst, wirksam erwiesen auf dem Gebiete der *epischen Poesie*. War die poetische Welt der alten Deutschen, wie sie in Götter- und Heldensagen, in Kriegs- und Siegesliedern, in Zaubersprüchen und Gebeten sich darstellt, eine vielgestaltige und mannigfaltige, so mußte der neue Geist des Christenthums da wesentlich umgestaltend und neuschöpferisch einwirken. So gewiß es auch ist, daß gerade unser deutsches Volk vor andern schon in seinem heidnischen Wesen, in seinen mythologischen Anschauungen, in seiner Familienliebe und Vasalleutreue, in seiner Offenheit und Biederkeit für das Christenthum prädisponirt gewesen ist, so leuchtet doch auch ein, daß die Lehre Jesu zunächst dem alten heidnischen Wesen feindlich und vernichtend gegenüber treten mußte. In die wilde wüste Kampfeslust der Germanen hinein tönte der Ruf Christi: Friede sei mit euch; dem stolzen Heldenmuth, der auf seine Kraft pochte und dem Feinde gegenüber auf Rache sann, trat entgegen das Gebot des Heilandes: Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen; und der unsteten Wandersucht, dem Drang der Völkerstämme von Land zu Land, von Ort zu Ort, der zumeist in der Völkerwanderung sich darstellt, gebietet das Christenthum Halt, indem es die Menschen still um das Kreuz sammelt. So finden die Gothen und Vandalen, die Burgunden und Allemannen, die Sachsen und Franken eine neue Heimath, und die wilden Wege des germanischen Völkerlebens kommen zur Ruhe. Dörfer und Städte, Burgen und Gehöfte werden gegründet um die Kirchen und Klöster her, und aus den Urwäldern und heiligen Hainen, wo der Preis der alten Götter und Helden ertönte, treten, angelockt von den Boten des Friedens, den Verkündern des Evangeliums, die rauhen Männer und die einfachen Weiber hervor um edlerem Dienste sich zu weihen, als dem Wodans und der Freya, und statt der wilden heidnischen Gesänge die frommen Christuslieder anzustimmen.

Ehe aber Christus im deutschen Volksliede und Epos verherrlicht ward, ehe das Heldenthum in das Christenthum hineingezogen und das Christenthum auf den Boden des Heldenthums verpflanzt wurde, wovon uns die Kreuzzüge und die mit ihnen zusammenhängende erste Blütheperiode unserer deutschen Dichtung im 12. und 13. Jahrhundert so lautredendes Zeugniß ablegen, war der

Heiland in seiner großartigen und doch so einfachen Erscheinung, wie ihn uns die Bibel selbst darstellt, den alten germanischen Stämmen nahe gebracht worden. Weit zurückragend in die Zeit des germanischen Heidenthums steht da vor uns die ehrwürdige Gestalt eines Mannes, der die Urquellen der wahren Religion, wie sie uns überliefert sind, seinem Volke nahe brachte. Das ist der edle, fromme Apostel der Gothen, Ulfila, „ein heiliger und unbefleckter Priester des Herrn", wie er genannt wird, eine fast prophetische Gestalt, die aus den dunkeln Tagen des altdeutschen Polytheismus im vierten Jahrhundert hervorragt, mächtig und groß wie ein Riese, die neue Zeit und Zukunft des Germanenthums verkündend und durch seine unermüdliche Thätigkeit als Missionar seines Gothenvolkes anbahnend.

Geboren im Jahr 318 und 343 zum Bischof der Gothen geweiht, hat Ulfila sein ganzes Leben, bis er 383 bei dem Concil in Constantinopel starb, der Ausbreitung und Befestigung des Christenthums unter den Gothen gewidmet, indem er fleißig unter seinem Volk umherzog und predigte, nicht nur gothisch, sondern auch griechisch und lateinisch. Das Hauptwerk seines Lebens aber ist seine Bibelübersetzung, die eben so bedeutsam ist für den Einfluß des Christenthums auf das Leben und die Cultur der germanischen Volksstämme, als für die Bereicherung und Ausbildung der alt-germanischen Sprachstämme. Denn es sind ja in der frühesten Zeit fünf deutsche Mundarten zu unterscheiden, die gothische, die hoch- oder oberdeutsche, die niederdeutsche oder sächsische, die angelsächsische und die nordische. Für das Gothische ist nun Ulfilas Bibelübersetzung von derselben durchgreifenden, ja wohl von noch umfassenderer Wichtigkeit in sprachlicher Hinsicht, als 12 Jahrhunderte später die lutherische Bibelübersetzung für das Hochdeutsche. Ulfila muß wohl mehr oder minder als Erfinder des gothischen Alphabets gelten, indem er das alte gothische Runen-Alphabet, mit dem seine Schriftzüge viel Aehnlichkeit haben, soviel es anging, dem griechischen mehr anpaßte; und wo die alte Runenschrift Lücken hatte, schob er neue, den griechischen ähnliche Buchstaben ein. Der griechische Kirchenhistoriker Sokrates sagt im 4. Buche seiner Kirchengeschichte Cap. 27 geradezu: „Da erfand auch Ulfila, der Bischof der Gothen, die gothischen Buchstaben, und indem er die heilige Schrift in das Gothische übertrug, unternahm er es, die Barbaren die göttliche Weisheit zu lehren." Aehnlich Philostorgius, der auch berichtet, daß der Kaiser den Ulfila den Moses der Gothen genannt habe. Seine Uebersetzung folgt dem griechischen Text, den er mit ebensoviel Geschick als Verständniß wiedergibt. Stellenweise zeigen sich auch Einflüsse der lateinischen Version. Ulfila übersetzt treu, aber nicht sklavisch an den Grundtext sich bindend, seine Arbeit ist geist-

voll gehalten und in ächt christlichem Sinne, ohne daß seine arianische Theologie irgendwie darauf Einfluß gewonnen hätte. Er hat, wie uns berichtet wird, die ganze Bibel übersetzt, mit Ausnahme nur der alt-testamentlichen Bücher der Könige, von denen er, wie es heißt, wegen ihres kriegerischen Gehaltes für den zu leicht erregbaren kampflustigen Sinn seiner Gothen Nachtheil befürchtete. Er berücksichtigt überall den Charakter der gothischen Mundart, welche sich durchweg, wo nicht als die Mutter, so doch als die ältere Schwester unserer hochdeutschen Sprache darstellt, sich aber eines noch größeren Wohllautes, eines größeren Reichthums der Formen und größerer Mannigfaltigkeit des Ausdrucks erfreut, wenn sie auch weniger beweglich und mannigfaltig im Satzbau sein mag.

Vernehmen wir als Probe das Vater unser: Atta unsar thu in himinan (Vater unser du in Himmeln). veihnai namo thein (geweiht der Name dein). Qimai thiudinassus theins (es komme die Herrschaft dein) vairthai vilja theins. (es werde der Wille dein) sve in himina jah ana airthai (wie in Himmeln so auf Erden). Hlaif unsarana thana sinteinan gif uns himma daga (Brod das unsrige dies fortwährende gib uns dieses Tages). Jah aflet uns thatei skulans sijaima, (und vergib uns, das schuldig wir sein) sve jah veis afletam thaim skulam unsaraim (gleichwie auch wir vergeben diesen Schuldigen unseren). Jah ni briggais uns in fraistubnjai (Und nicht bringest uns in Versuchung). ak lausei uns af thamma ubilin (und löse uns von denen Uebeln). Unte theina ist thiudangardi (denn dein ist das Herrscherhaus) jah mahts, jah vulthus in aivins. Amen (und Macht und Glanz in Ewigkeit. Amen).

Auf uns gekommen ist von Ulfila's Werke das neue Testament zum größten Theil, namentlich die vier Evangelien und die Briefe des Apostels Paulus, aber es finden sich auch darin einige Lücken; vom alten Testament nur ein kurzes Stück aus den Psalmen (Psalm 53, 2 und 3), ein Stück aus dem Buch Esther und drei aus dem Buche Nehemia. Die Ulfilasche Bibelübersetzung blieb bei den Gothen in Geltung und Ansehen, worüber geschichtliche Zeugnisse von griechischen Kirchenschriftstellern vorliegen. Seit dem 9. Jahrhdt. aber war das werthvolle Buch lange Zeit gänzlich verschollen, bis am Schluß des 16. Jahrhunderts ein gewisser Arnold Mercator bekannt machte, im Kloster zu Werden sei ein Pergamentband, der eine uralte Uebersetzung der vier Evangelien enthalte. Derselbe kam nachher nach Prag und gelangte zu einem größeren Ansehen, so daß die Schweden, als Graf Königsmark diese Stadt eroberte, diesen Schatz als gute Beute mit nach Upsala nahmen. Dort wird der merkwürdige, wohl aus dem 5. Jahrhundert stammende, sogenannte codex argenteus, silberne Codex, aufbewahrt, und als die kostbarste Perle der Universitäts-Bibliothek bewundert. Auch wir

haben auf einer nordiſchen Wanderung im Jahr 1845 die Freude gehabt, das intereſſante, prächtige und ehrwürdige Buch zu ſehen. Es iſt ein dicker Quartband von roth gefärbten Pergamentblättern, auf die die Buchſtaben in Silber eingezeichnet ſind, mit einer Sorgfalt, die von dem hohen Werthe zeugt, den der fleißige Verfertiger dieſer Handſchrift dem Buche, das er ſo ſchön ausſtattete, beigelegt haben muß. Dem entſpricht denn nun auch der prächtige Silber-Einband, den ein ſchwediſcher Marſchall dem Buche geſtiftet hat.

Dieſe gothiſche Bibelüberſetzung ragt einſam wie eine mächtige hohe Eiche aus dunkler Zeit als einziges Produkt deutſch-chriſtlichen Geiſtes hervor, und es gehen Jahrhunderte darüber hin, bis wir erſt wieder andern ähnlichen begegnen. Es mußte in der Zeit vorab die Bekehrung unſerer Vorväter zum Chriſtenthum geſchehen, und ſo finden ſich erſt aus der 1. Hälfte des 8. Jahrhunderts Fragmente einer allemanniſch-deutſchen Ueberſetzung des Evangeliums Matthäi und einiger Homilien, welche an der Decke von Handſchriften des von Pirmin gegründeten Kloſters Monſe in Baiern entdeckt, und von Endlicher und Hoffmann herausgegeben ſind. Als Probe theilen wir aus dieſer, wie vermuthet wird, im Kloſter St. Gallen entſtandenen Ueberſetzung die Stelle Matthäi 18, 15 von dem chriſtlichen Verhalten, wenn ein Bruder an uns ſündigt, mit: Ibu din bruoder auh sunto in dir, far danne enti castigo inan untar dir enti imo einin. Ibu aer dir gahore, gastriunis danne dinan bruoder. Ibu danne dir ni gahore, gahole mit dir einan odo zuene, daz in munte zueiero urkundono odo drio gastante al uuort. Ibu aer ni gahore sie, quid danne chirihhun; ibu danne chirihhun ni gahore, sii aer dir danne soso heidan anti firinari.

Das Vater unſer, nach der Ueberſetzung des 8. Jahrhunderts in St. Gallen aufbewahrt, lautet ſo:

Fater unseer thu pist in himile
Uuihi namun dinan
Qheme rihhi din
Uuerde uuillo diin so in himile soso inerdu
Prooth unser emezhic kip uns hiutu
Oblaz uns sculdi unseero
Souuir oblazen uns sculdikem
Enti ni unsih firleihti inkhorunga
Uz-zerlosi unsih fona ubile.

Aus derſelben Zeit ſtammt eine von einem unbekannten Verfaſſer herrührende, in der Sprache gewandte, altdeutſche oder fränkiſche Ueberſetzung von den Briefen des Iſidorus Hispalenſis, der 601 bis 636 Biſchof von Sevilla war, „über des Herrn Geburt,

Leiden, Auferstehung, Reich und Gericht," und eine wörtliche aber weniger geschickte Interlinear-Version der Benedictiner Regel von dem St. Galler Mönch Kero, welcher von 720 bis 759 lebte. Dann sind zu erwähnen einige Fragmente von alt-deutschen Predigten aus dem 8. Jahrhundert, z. B. über die Berufung der Völker, eine Ermahnung an das christliche Volk, eine Auslegung des Vaterunser und die Uebersetzung von drei Hymnen des heiligen Ambrosius. Ferner gibt es verschiedene alt-deutsche Uebertragungen des apostolischen Glaubensbekenntnisses, namentlich zwei in einem Codex aus St. Gallen aus dem Ende des 8. Jahrhunderts, wo der Jungfrau Maria das Prädikat ewig beigelegt wird: mariam macadi ewikern, und in einem Wolfenbütteler Codex aus Weissenburg, welcher genau den jetzt gültigen Text des Apostolicums wiedergibt. Noch nennen wir einige andere Glaubensformeln und Beichtbekenntnisse, darin bekannt werden alle möglichen Sünden, auch wider die Pflicht des Fastens und Kirchenbesuches, und Abschwörungsformeln, in denen dem Teufel und den alten Göttern entsagt wird. Eine solche lautet: „Ei forsago Diabolä end allun Diabolgelde end allun Diaboles Werkun end Wordun, Thunaer ende Woden end Sachsen-Ode ende allen them Unholdun the hina Genotas sind (die ihre Genossen sind).

Wichtiger als alles dies ist aber aus dem 8. Jahrhundert das Wessobrunner-Gebet, welches diesen Namen trägt von dem Benediktiner-Kloster Wessobrunn in Baiern, wo es aufgefunden wurde. Es ist ein kleines alt-deutsches Gedicht, welches eigentlich an der Spitze der christlich germanischen Poesie steht. Dasselbe ist wenigstens in seinem ersten Theil ganz in der Weise der ältesten deutschen epischen Poesie gehalten, in der Form der sogenannten Alliteration oder Stabreime, wie man sie z. B. auch in dem ungefähr gleichzeitigen uralten, weltlichen Hildebrands und Hadubrandsliede findet.*) Der zweite Theil ist uns in Prosa überliefert.

*) Was die poetische Form der Alliteration betrifft, in der auch der Heliand verfaßt ist, so besteht sie darin, daß je zwei kurze Verszeilen durch den Stabreim mit einander verbunden sind, d. h. die wichtigsten Wörter in dem Verse, auf denen der Hauptton und Nachdruck liegt, müssen mit denselben Anfangslauten beginnen, in dem ersten Verse meist zwei, im zweiten eins, z. B.:

Eine minnige Magd — Maria mit Namen.
Die Leute im Lande — Leidiges sprachen.
Welt war in Wonne — dem Waltenden dankend.
Die Leut auf der Gasse — geben gern
Dem Lohn aus Liebe, — der die Leute belehrt.
Wind und Woge — seinen Worten gehorchten.

Zu so zahlreichen Gleichlauten gehört nun allerdings mehrfache Bezeichnung derselben Begriffe durch verschiedene Ausdrücke und Worte, ein Reichthum, wie

Das merkwürdige Sprach-Denkmal vereinigt in der ſchönſten Weiſe die Lebendigkeit der Anſchauung und die Kraft der alten epiſchen Poeſie mit dem chriſtlichen Gedanken-Gehalt, und gewiß mit Unrecht haben Einige darin einen Hintergrund heidniſcher Naturanſchauung erkennen wollen, eher könnte man ſich dabei an den Anfang von Pſalm 90 erinnern. Kräftig, klar und ſchön hebt das kleine Gedicht zuerſt das Sein Gottes von Ewigkeit vor Erſchaffung der Welt hervor und ſchließt dann mit einer Bitte zu Gott um den rechten Glauben, guten Willen, Weisheit und Kraft zum Widerſtand gegen den Teufel. Es kann fraglich erſcheinen, ob der poetiſche Anfang von demſelben Verfaſſer herrührt, wie der proſaiſche Schluß.

Das Weſſobrunner Gebet lautet:

Dat gafregin ih mit firahim
firinuizzo meista,
dat ero ni nuas
noh ufhimil,
noh paum nohheinig,
noh pereg ni uuas;
noh suuna ni scein,
noh sterno ni cleiz
noh mano ni liuhta
noh der mareoseo.
do dar niuuiht ni uuas
enteo ni uuenteo,
enti do unas der eino
almahtico cot,
manno miltisto;
enti dar uuarun auh manake
mit ihnan cotlihhe geista
Enti cot heilac, cot almahtico, du himil enti erda gauuorahtos, enti du manuun so manac cot forgapi, forgip mir in diuo ganada rehta galaupa enti cotan unilleon, uuistom enti spahida, enti craft tiuflun za nnidarstantanne enti arc za piuuisanne enti dinan uuilleon za gauuarchanne.

Das erfuhr ich mit Forſchen
als der Weisheiten größte,
Daß Erde nicht war
Noch Himmelsgewölbe,
Noch irgend ein Baum
Noch Berg nicht war,
Noch die Sonne nicht ſchien,
Noch die Sterne nicht glänzten,
Noch der Mond nicht leuchtete,
Noch der Meerſee:
Als da nichts nicht war
Von Enden und Wenden:
Und da war der Eine
allmächtige Gott,
Den Menſchen der mildeſte.
Und da waren auch manche
Mit ihm göttliche Geiſter.
Und Gott heilig, Gott allmächtig Du Himmel und Erde ſchufeſt und du den Menſchen ſo manches Gute gabeſt, gib mir in deiner Gnade rechten Glauben und guten Willen, Weisheit und Klugheit und Kraft Teufeln zu widerſtehen und das Arge abzuwehren und deinen Willen zu vollbringen.

---

er in unſerer alt-deutſchen Sprache noch größer war, als in unſerer hochdeutſchen. Für die in den Volks- und Heldenliedern oft wiederkehrenden Begriffe hatte ſie beſonders viele Wörter, z. B. ſechs für Pferd: Roß, Gaul, Zelter, Klepper, Märe, Perd; für Mann acht Wörter u. ſ. w. Eine Spur der alten Alliteration iſt uns noch geblieben in vielen ſprichwörtlichen Bezeichnungen, die in Aller Munde ſind, wie Mann und Maus, Haus und Hof, Land und Leute, Leben und Liebe, Schutz und Schirm, Wohl und Wehe, Luſt und Leid, Stock und Stein, Frei und Froh, Singen und Sagen u. ſ. w. Dieſe bei der Alliteration beſonders betonten, gleichlautig beginnenden Wörter werden auch die Liedſtäbe genannt, und daher der Ausdruck Stabreim für Alliteration, obſchon es eigentlich kein Reim iſt. Beim Vortragen in der Volksgemeinde wurden dieſe Liedſtäbe wohl mit Anſchlagen an die Schilde begleitet.

Ein anderes kleines Gebet aus dem 8. Jahrhundert lautet:

| | |
|---|---|
| Truhtin god thn mir hilp | Gott der Heerſchaaren du mir hilf |
| indi forgip mir ganuitzi | und gib mir Weisheit |
| indi guodan galaupun | und guten Glauben, |
| thina minna indi rehtan uuilleon | deine Liebe und rechten Willen |
| heili indi gasunti | Heil und Geſundheit |
| indi guodan huldi. | und deine gute Huld. |

Wir fügen noch hinzu ein kleines Gebet um Sündenvergebung aus dem 9. Jahrhundert:

| | |
|---|---|
| Got thir eigenhaf ist, | Gott, des Eigenſchaft iſt, |
| thaz io genathih bist, | daß du gnädig biſt, |
| Intfaa geba nusar. | empfange unſer Gebet |
| thes bethurfun unir sar | des bedürfen wir ſehr, |
| thaz uns thio ketinun | daß uns, die die Ketten |
| bindent thero sundun, | binden der Sünden, |
| thinero mildo | deine milde |
| genad intbinde baldo. | Gnade entbinde bald. |

Von einem größern merkwürdigen Gedicht aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts, welches das jüngſte Gericht behandelt, iſt leider nur ein Bruchſtück vorhanden, welches ſich auf einem Manuſcript des Kloſters St. Emmeran geſchrieben fand, wahrſcheinlich von dem nachherigen Kaiſer Ludwig dem Deutſchen, der in ſeiner Jugend aus dem Gedächtniß die Verſe aufgezeichnet zu haben ſcheint. Das Gedicht bezeichnet nach Weiſe der alt-heidniſchen Mythologie das Weltende mit dem Namen Muspilli und hat daher von ſeinem Herausgeber Schmoller in München dieſen Namen Muspilli erhalten. Es iſt in der alt-germaniſchen Form der Alliteration geſchrieben und iſt in ſeiner Darſtellung des Weltendes und des damit verbundenen Gerichtes erhaben und großartig. Ein chriſtlicher Geiſt durchweht das Ganze, aber nicht ohne heidniſche Anklänge. Der Anfang fehlt. Die Handſchrift beginnt alſo:

| | |
|---|---|
| Sin tac piqueme, | Sein Tag komme, |
| daz er tounjan scal. | daß er ſterben ſoll, |
| uuanta far so sih diu séla | dann alsbald ſo die Seele |
| in den siud arhevit, | zu der Reiſe ſich erhebet |
| enti si den lihhamun likkan lazzit, | und ſie den Leichnam liegen läßet, |
| so quimit ein heri | ſo kommt ein Heer |
| foua himilzungalon. | von den Himmelsſternen. |

Wird die Seele dieſen zu Theil, ſo kommt ſie in des Himmels Reiche. Da iſt Leben ohne Tod, Licht ohne Finſterniß, Seligkeit ohne Sorgen. Es kommt aber auch des Satans Geſinde um ſie wegzuleiten, wo ihr Leid wird in Feuer und Finſterniß. Da iſt's ein leidig Ding, wenn der Menſch zu Gott ruft und ihm keine Rettung wird. Es hoffet auf Erlöſung die harrende Seele, doch hat ſie nicht im Herzen der himmliſche Gott, auf der Welt waren ihre Werke nicht darnach:

Wenn dann der mächtige König das Gericht einberuft,
Dann wird kommen jegliches Geschlecht
Denn nicht darf ein Erdgeborner den Bann versitzen,
Noch weniger ein Mann, welcher zum Gericht schuldig ist.
Dann wird er vor dem Richter zur Rechenschaft stehen
Ueber Alles, das er in der Welt gewirket hat.
Das hört ich erwähnen die Weisen auf Erden,
Da solle mit dem Antichrist Elias streiten.
Der Wolf ist gewaffnet, da wird gestritten.
Die Kämpfer sind so kraftvoll, der Kampfpreis ist so groß,
Elias streitet um das ewige Leben,
Er will den Rechtliebenden das Reich bestärken,
Darum soll ihm helfen, der des Himmels Gewalt hat.
Der Antichrist steht bei dem Altfeinde,
Steht bei dem Satanas, der ihn versenken wird.

Elias siegt nun, aber er wird verwundet, sein Blut träuft auf die Erde und entzündet da den allgemeinen Weltbrand:

So entbrennen die Berge, der Bäume steht
Nicht einer auf der Erde, die Wasser all vertrocknen.
Die Sonne verschwindet, der Himmel schwält in Lohe,
Der Mond fällt nieder, Mittelgard brennet,
Kein Felsen steht fest. Da fährt der Rachetag
In's Land, mit der Lohe die Laster heimzusuchen.
Da kann der Freund dem Freunde nicht vor dem Feuer frommen,
Wenn der breite Erdgrund dann all verbrennt
Und Feuer und Luft Alles sengt und reinigt:
Wo sind dann die Felder, um die man stritt mit dem Freunde?
Die Felder sind verbronnen, die Seele steht bezwungen
Sie weiß nicht, wie sie's büße, so wird sie dann verworfen.
D'rum ist dem Manne so gut, wenn er zu der Richtstatt kommt,
Daß er immer gerecht als Richter spreche.
So darf er nicht sorgen, wenn er zu der Sühne kommt,
Nicht weiß der Unselige, welch Urtheil seiner harrt,
Wenn er dem Lohn zu Liebe das Recht verläugnet,
Daß der Böse dabei verborgen lauert:
Der hat von Allem heimlich Rechnung gehalten,
Was der Mensch auf Erden Uebles vollbrachte,
Daß er Alles sage, wenn er zur Sühne kommt.

Endlich ertönt die Gerichtsposaune, der Richter fährt mit gewaltigem Heere, das Niemand bestreiten mag, zur Walstatt.

Dann fahren die Engel über das Gefilde
Wecken die Völker und weisen zum Dinge.
Dann soll aus dem Staub erstehen Männiglich,
Von der Hügel Last sich lösen, sein Leben wird ihm dann wieder,
Daß er alle seine Rechte herrechnen möge
Und ihm nach seinen Thaten ertheilet werde.
Wenn er dann so da sitzet, der da sühnen soll
Und das Recht ertheilen Todten und Lebenden,
Dann steht da um ihn der Engel Menge
Und würdiger Wesen so weiter Kreis,
Daß da der Rechenschaft Niemand entrinnen mag
Da soll dann Hand sprechen, Haupt soll sagen,
So viel der Glieder sind, bis auf den kleinsten Finger,

Was er in der Menschheit Mordes begangen hat.
Da ist Niemand so listig, der was erlügen möge
Oder ein Verbrechen irgend verbergen,
Das dem Könige nicht gekündet werde.

Zuletzt wird in dem Kreis getragen das Kreuz des Herrn, an dem der heilige Christ erhangen ward, und er zeigt seine Wunden, die ihm wurden geschlagen. — Leider bricht hier die Handschrift, die gegen Ende mehrfach schon lückenhaft war, ab, und der Schluß fehlt, ein Verlust, der nur durch das etwaige Auffinden einer zweiten Handschrift zu ersetzen wäre, wozu aber wenig Aussicht vorhanden zu sein scheint.

Noch ist uns erhalten aus dem 9. Jahrhundert ein kleines Lied vom heiligen Petrus in der alten Form der Alliteration, welches in Docens Miscellaneen veröffentlicht ist. Es lautet in wörtlicher Uebersetzung also:

Unser Herr hat verliehen dem heiligen Petrus Gewalt,
Daß er mag erretten, den auf ihn hoffenden Mann.
Herr erbarme dich unser, Christe erbarme dich unser!
Er hat auch mit Worten des Himmelreiches Pforten,
Dahinein er stellen kann den auf ihn hoffenden Mann.
Herr erbarme dich unser, Christe erbarme dich unser!
Wir bitten den Gottgeliebten, allesammt überlaut,
Daß er uns Verfluchten verleihe Gnade
Herr erbarme dich unser! Christe erbarme dich unser!

Aus derselben Zeit rührt auch eine poetische Bearbeitung des Gespräches Christi mit der Samariterin her, welches in Hoffmanns Fundgrube für Geschichte deutscher Sprache und Literatur veröffentlicht ist. Das Gedicht macht den Eindruck, Theil eines größeren Ganzen zu sein. Es hält sich ziemlich genau an den Grundtext und zeugt von weniger Talent zu poetischer Gestaltung als der alt-sächsische Heliand. Es ist seinerseits auch nur Fragment, indem es verschiedene Lücken hat und abbricht bei den Worten des Weibes, Johannes 4, 20: Unsere Väter beteten auf diesem Berge, ihr aber sagt in Jerusalem. Der Anfang ist ächt episch wie das Hildebrands- und Hadubrandslied anfängt mit dem: Ich hörte die Sage, so hier:

Wir lesen, daß einstmals
Der Heiland fahrtmüde
Zu Mittag darauf bedacht war,
Daß er seinen Brunnen wählte.

Wir geben als Probe weiterhin folgende Stelle Joh. 4, 10:

| | |
|---|---|
| Uuip, obe thu uuissis | Weib wenn du wüßtest, |
| uuilih gotes gist ist | Welcher Gottes Geist ist, |
| unte den ercantis | Und den erkenntest, |
| mit themo du kosotis, | Mit dem du redetest, |
| tu batis dir gunen | Du bätest dir zu gönnen |
| sines kecprunnen. | Aus seinem Quellbrunnen. |

Dieſer Brunnen iſt ſo tief, zu dem ich von Hauſe lief,
Noch haſt du kein Geſchirr, daß du des ſchöpfeſt:
Woher magſt du guter Mann nehmen Quellbrunnen?
Biſt du den Leuten verheißend mehr als Jacob?
Der gab uns den Brunnen, trank daraus mit ſeinen Mannen.
Seine Schafe benutzten das Waſſer.
Wer trinkt dies Waſſer, bei dem durſtet ihn immer,
Der aber trinkt das meine, der läßt den Durſt ſein.

---

Etwas viel Bedeutſameres ſind aber nun die poetiſchen Darſtellungen des Lebens Jeſu in den alt-deutſchen Evangelien-Harmonien des 9. Jahrhunderts. Die Geſchichte des Erlöſers nach den vier Evangelien zuſammenzuſtellen und zu bearbeiten hat man ja ſchon frühe unternommen. Der erſte derartige Verſuch iſt der von einem Aſſyrer Tatian um das Jahr 170. Er nannte ſeine lateiniſche Arbeit Diateſſaron. Der Kirchenhiſtoriker Euſebius, Biſchof von Cäſarea, der 340 ſtarb, kannte dieſe uns längſt verloren gegangene Schrift und ſagt von ihr in ſeiner Kirchengeſchichte (IV, 29): „Tatianus hat eine Art von Harmonie und Vereinigung der Evangelien irgendwie zuſammengeſtellt und ſie Diateſſaron genannt". Tatians Intereſſe war aber nicht ein poetiſches, ſondern ein dogmatiſches, indem er zu den Doketen gehörte, welche Chriſtum nur zum Schein Menſch geweſen ſein ließen. So hat er denn auch Vieles aus den Evangelien von Chriſto ausgelaſſen. Theodoret ſagt namentlich, die Genealogien und Alles, was auf Chriſti Davidiſche Herkunft verweiſe. Er zog daher über 200 Exemplare der Tatianiſchen Evangelienharmonie aus ſeinem Sprengel ein, um ſtatt ihrer die vollſtändigen Evangelien zu verbreiten. Einer unverbürgten Nachricht zufolge ſoll auch Theophilus von Antiochien, ein Zeitgenoſſe Tatians, eine Evangelienharmonie verfaßt haben. Nachher hat um die Mitte des 3. Jahrhunderts der Alexandriner Ammonius, wie Euſebius berichtet, nach vieler darauf verwandten Mühe und Emſigkeit „das Evangelium aus vier" hinterlaſſen. Er legte den Matthäus zu Grunde und ſonderte die Evangelien in über 1000 Abtheilungen, die er dann zuſammenſtellte. Wir haben aus dem 9. Jahrhundert von einem unbekannten Verfaſſer eine deutſche Ueberſetzung einer alt-lateiniſchen Evangelienharmonie, die man früher für die Tatianiſche hielt, neuere Forſcher aber als die des Ammonius erkannt haben, ſo namentlich Heinrich Kurz. Die Ueberſetzung iſt in Proſa, hält ſich treu an das Original und beide haben mehr ein kirchenhiſtoriſches und religiöſes, kein poetiſches Intereſſe.

Wir geben als Probe den Anfang des 2. Cap. von Matthäus:

Mitthin (als) ther heilant giboran uuard in Betleem judeno burgi in tagon Herodes thes cuninges, seno tho (ſiehe da) magi

ostana (Magier aus dem Osten) quamun zi Hierusalem sus quedante (so redend): Uuar ist therthie giboran ist judeno cuning? uuir gisahumes (sahen) sinan sterron in ostarlante (Ostlande), inti quamumes inan zi betonne (und sind gekommen ihn anzubeten). Tho thaz gihorta Herodes ther cuning, uuard gitruobit (verwirrt), inti al Hierusalem mit imo; inti gisamanonti (versammelt) then herduom (die Würdenträger) thero biscofo (die Bischöfe, nämlich Priester) inti thie gilerton thes folkes, cisgota fon in uuar Christ giboran uuari.

Im vierten Jahrhundert nun, als das Christenthum durch Kaiser Constantin Staats-Religion wurde, findet sich zuerst eine mehr poetisch ausgearbeitete lateinische Darstellung des Lebens Jesu von einem spanischen Presbyter Invencus, unter dem Namen Historia evangelica. Diese evangelische Geschichte ist in lateinischen Hexametern geschrieben und richtet sich im Ausdruck und in der Sprache ganz nach den classischen Dichtern der Römer, namentlich nach der Aeneide Virgils. Der Inhalt ist genau und sorgfältig den vier Evangelien entnommen, am meisten dem Matthäus, und mit einer großen Achtung vor dem behandelten Gegenstande, so daß der Verfasser Zusätze eigener Erfindung ganz vermeidet. Das Gedicht ist aber mit Geschick und mit Liebe zur Sache gearbeitet, der Vers fließend, die Haltung des Ganzen edel und würdig. Es ist in vier Bücher eingetheilt und enthält zum Schluß eine Widmung an Kaiser Constantin. Die Abfassung fällt um das Jahr 350, und die evangelische Geschichte des Juvencus, der übrigens auch bald nachher Abschnitte des alten Testaments, namentlich die Genesis ähnlich poetisch behandelt hat, ist immerhin höchst interessant und merkwürdig als einer der ersten Versuche, durch die Kunst der alt-classischen Poesie den Herrn Christum zu feiern und in der Weise des antiken Heldengedichtes den großen Gotteshelden aus dem Stamme Juda, der Welt, Sünde und Tod überwand, zu verherrlichen.

Uebrigens wurden in jener Zeit, seit dem 4. Jahrhundert häufiger biblische Stoffe und Personen dichterisch bearbeitet. So schrieb etwa 20 Jahr später, um 370, Victorinus ein Epos, in welchem er die sieben maccabäischen Brüder behandelte, und zur Zeit Kaiser Theodosius II. verfaßte Cölius Sedulius ein Gedicht Mirabilia divina, worin er die wichtigsten Geschichten des alten und neuen Testaments darstellte. Aehnliches leisteten nachher für einzelne Theile derselben Dichter wie Dracontius, Claudius Viktor, Elpidius Avitas und die Dichterin Elpis. Namentlich wurden denn bald auch, außer den biblischen Personen, die Heiligen der Kirche in Gedichten hoch erhoben und verherrlicht, und es entstanden auch mehr dogmatische, sogar polemische Lehrgedichte. Namentlich ist in

dieſer Beziehung zu nennen Aldhelmus: De laude virginum, vom Lob der Jungfrauen, und De octo principalibus vitiis, von den acht Hauptlaſtern.

Ferner wird hauptſächlich von Beda dem Ehrwürdigen ein angelſächſiſcher Dichter Caedmon genannt, dem bibliſche Dichtungen aus dem alten Teſtament zugeſchrieben werden und außerdem ein Gedicht über die Höllenfahrt Chriſti. Die alt-teſtamentlichen Dichtungen haben aber wohl verſchiedene Verfaſſer und gehen auch wohl in verſchiedene Zeiten zurück. Sie haben mit dem alt-ſächſiſchen Heliand zwar in Ton und Ausdruck einige Aehnlichkeit, zeigen aber weit weniger poetiſche Begabung als dieſer. Und das Gedicht von der Höllenfahrt Chriſti, welches ſich in der bodlejaniſchen Bibliothek findet, iſt in keiner ſehr ſchönen edeln Sprache gehalten, etwas breit und weitläufig. Es liegt ihm wohl das Evangelium des Nicodemus zu Grunde, welches unter den Angelſachſen verbreitet war. In den Cädmon'ſchen Dichtungen eine Ergänzung zum Heliand ſehen zu wollen, iſt gewiß irrig.

Das Bedürfniß nach einer dem deutſchen Volke den Inhalt der Evangelien näher bringenden Evangelienharmonie hat ſich ſchon früh geltend gemacht, und eine freilich urſprünglich noch lateiniſch und in Proſa geſchriebene Evangelienharmonie aus dem 6. Jahrhundert befindet ſich unter den Handſchriften der Kirche zu Fulda. Bonifacius ſoll ſie aus Italien mit nach Fulda gebracht haben. Der Biſchof Victor von Capua hat ſie im Jahr 546 mit eigener Hand durch Zuſätze von Zahlen bereichert, dabei aber den Verfaſſer als unbekannt erklärt. Er rieth auf Ammonius oder Tatian, von denen man aus Euſebius wußte, daß ſie Evangelienharmonien verfaßt hatten. Dieſe Evangelienharmonie iſt in mehrfachen Abſchriften vorhanden, darunter eine aus dem Kloſter St. Gallen, aus dem 9. Jahrhundert, welche darum für die deutſche Nationalliteratur ſo wichtig iſt, weil ſie neben dem lateiniſchen Text eine wörtliche deutſche Ueberſetzung gibt. Hierbei iſt aber genau die lateiniſche Wortfolge beobachtet, wozu wohl die Abſicht, ſie zum Unterricht im Lateiniſchen zu gebrauchen, geführt hat. Dieſe Evangelienharmonie die den Namen der fränkiſchen erhalten hat, konnte nun offenbar dem Bedürfniſſe des deutſchen Volkes nicht genügen, und ſo trat denn ein Mönch Otfried in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts zwiſchen 860 und 870 mit einer Evangelienharmonie in deutſchen gereimten Verſen auf.

Otfried, von Geburt ein Franke aus dem Speiergau, nach Andern am Bodenſee geboren, war Benediktinermönch zu Weißenburg im Elſaß. Er hat wahrſcheinlich auch dort und im Kloſter zu Fulda als Schreiber des Rhabanus Maurus ſeine erſte Bildung

erhalten, kam nachher nach St. Gallen, wo er ohne Zweifel die fränkiſche Evangelienharmonie kennen lernte, und nachher nach Weißenburg im Elſaß. Hier vollendete er ſeine Evangelienharmonie im Jahr 868. Von da an weiß man nichts mehr von ihm, während der Anfang ſeiner Wirkſamkeit, die namentlich für die Kloſterſchule und Bibliothek zu Weißenburg erſprießlich war, in das Jahr 833 zu ſetzen iſt. Sein Gedicht iſt vielfach, vielleicht immer, bekannt geweſen, wird oft genannt, ward auch in der Zeit der Reformation mehrfach benutzt und von Flacius Illiricus, einem Freund und Schüler Melanchthons, in Druck herausgegeben. 1831 veranſtaltete Graff eine neue Ausgabe unter dem Titel *Kriſt*, was bei Otfried die beliebte Bezeichnung für den Heiland iſt. Er widmete ſein Gedicht in einer deutſchen Zueignungsſchrift ſeinem Landesherrn Ludwig dem Deutſchen und überſandte es mit einer lateiniſchen Vorrede ſeinem Erzbiſchof Liutbert von Mainz, ſowie auch an den Biſchof Salomo von Coſtnitz und an zwei Mönche in St. Gallen. In jener Vorrede gibt er die Abſicht, die ihn bei Abfaſſung ſeines Gedichtes geleitet, dahin an, daß er, der Bitte dieſer Freunde und einer Nonne Judith Folge leiſtend, das Evangelium in deutſche Liederverſe habe bringen wollen, um dadurch die alten heidniſchen und weltlichen ſchlechten Volksdichtungen zu verdrängen und das Chriſtenthum zu fördern. Dieſe Tendenz ſtellt Otfried und ſein Gedicht in einen gewiſſen Gegenſatz zu dem nationalen Weſen ſeines Volkes, dem er mehr entfremdet iſt, wogegen er ſich die griechiſchen und römiſchen Dichter zum Muſter nimmt, außer Virgil und Ovid namentlich auch den chriſtlichen lateiniſchen Dichter Juvencus, ſowie auch Aratus und Prudentius. Er klagt dabei über die Barbarei der dichteriſch noch wenig gebildeten deutſchen Sprache, die ihm ſchwer zu überwindende Schwierigkeiten geboten hätte. Seine Mundart iſt die allemanniſche, von ihm fränkiſche genannt. Uebrigens hat er mit ſeinem Gedicht, an Stelle der alten nationalen Form der Alliterationspoeſie, ein Neues in die deutſche Poeſie eingeführt: die den alten lateiniſchen Kirchenliedern entlehnte kurze *vierzeilige gereimte Strophe*. Damit hat Otfried zu einer neuen deutſchen Verskunſt den Grund gelegt, die ſeitdem in unſerer Poeſie herrſchend geblieben iſt. Sein Gedicht enthält 15,000 ſolcher Reimzeilen und iſt ſehr ſorgfältig metriſch durchgearbeitet, ſo daß es unverkennbar ſprachliche Verdienſte hat, ſtellenweiſe ſcheint es ſogar für den Geſang beſtimmt geweſen zu ſein. Als Gedicht iſt es freilich weniger epiſch volksthümlich, als vielmehr etwas tendenziös didaktiſch, hie und da kalt und ſchwerfällig, oft allzu ſehr in's Breite malend. Auch tritt die Subjektivität des dichtenden und lehrenden Mönches oft zu ſehr hervor, während der alt-ſächſiſche Heliand ein wahres Nationallied des ganzen Sachſenvolkes iſt. Uebrigens erzählt Otfried doch meiſtens herzlich, in erhobener Stimmung, würdig und angemeſſen,

und seine Frömmigkeit hat oft eine mystische Färbung, poetisch am meisten gelungen sind aber die mehr lyrischen Stellen. Otfried hat außer den Evangelien selbst eine lateinische Evangelienharmonie benutzt und vielleicht auch ein älteres alt-deutsch biblisches Gedicht, etwa den Muspilli. Das Werk Otfrieds ist auch nicht aus einem Guß, sondern allmälig entstanden. Er theilt es in fünf Bücher ein, die wieder in viele Kapitel gesondert sind, so daß kleine Gedichte entstanden, die leichter auswendig gelernt und singend vorgetragen werden konnten. Den Inhalt der einzelnen Bücher gibt der Dichter selbst an. Das erste Buch erzählt in 28 Kapiteln Christi Geburt und schließt mit der Taufe und Predigt Johannis. Das zweite in 24 Kapiteln handelt von dem Worte ohne Anfang und einigen Wundern, auch von Jesu Lehre, und berichtet wie der Herr seine Jünger sendete. Das dritte in 26 Kapiteln schildert Christi herrliche Wunder und seine Predigt an die Juden. Das vierte in 27 Kapiteln erzählt, „wie der Herr selbst das vollbrachte, daß er freiwillig für uns starb." Otfried folgt bei dieser Darstellung der Passionsgeschichte zumeist dem Evangelium Johannis. Das fünfte Buch enthält Christi Auferstehung, seine Unterredungen mit den Jüngern nach derselben, seine Himmelfahrt und das Endgericht. Dieses fünfte Buch besteht übrigens aus zwei Theilen: Kap. 1—16, die von dem Kreuze und seinem Segen, sowie auch vom Zeichen des Kreuzes, von Auferstehung und Himmelfahrt handeln, und Kap. 18—23, worin eine ausführliche Schilderung des jüngsten Gerichts enthalten ist. Dieser eschatologische Theil macht mehr den Eindruck eines selbstständigen, mit der Evangelienharmonie wenig verbundenen Gedichtes. Darauf folgt dann in Kap. 24 ein herzliches Gebet und in Kap. 25 der Schluß des Ganzen. Es sind überhaupt an manchen Stellen des Gedichtes Gebete zwischengefügt, sowie Darlegungen der frommen Gedanken des Dichters, die einen gemüthlich anziehenden Eindruck machen. Otfried überschreibt solche Abschnitte in eigenthümlicher Weise z. B.: Mystice, Moraliter, Spiritaliter, und aus diesen ist dann zumeist des Dichters Anschauungsweise und Glaubensstandpunkt zu erkennen. *)

Christus der Sohn Gottes ist ohne Zweifel der Mittelpunkt seines ganzen Christenthums. Er hat ihn lebendig gläubig aufgenommen als den Herrn, den rechten Heiland, den wahren Christ, den Herrn Christ (druhtin krist). Er bezeichnet ihn als den ewigen Kaiser und den himmlischen König, aber auch gern als der Jungfrau Sohn. Christus ist ihm „der rechte Schatz, den man im Grabe barg, bis zum Sonntag Morgen, wo die ewige Sonne und mit ihr

*) Derselbe ist in neuerer Zeit z. B. von Bouterwek in Herzogs Real-Encyclopädie gut geschildert.

das rechte Heil aufging." Sein Wünschen und Sehnen richtet sich daher einzig auf seinen Heiland, als „den Wunderthäter, der auch ihn von allen Sünden reinigen und der ewigen Seligkeit gewiß machen kann." Christi Geduld im Leiden stellt er als Muster und nachahmenswerthes Vorbild hin, und sein Gebet geht dahin, daß „der Herr, der ihn in's Leben gerufen und alle seine Tage hält in seiner Hand, ihn behüte und bewahre vor Sünden und endlich aufnehme in die ewige Freude seiner Gegenwart." Diesem seinem hohen Herrn gegenüber ist der Dichter von der herzlichsten Demuth und einem wahrhaften Gefühl seiner Niedrigkeit erfüllt, die sich namentlich in des Verfassers „Anrufung des Herrn" ausspricht. Er kann aber doch von sich sagen, „daß er mit der Samariterin am Jakobsbrunnen geistlichen Trank getrunken und geistlichen Wein auf der Hochzeit zu Cana; darum ist sein Auge geöffnet für die ewige Sonne, von deren Strahlen er sich erwärmen läßt." Er schreibt seine Seligkeit nicht seinen Werken, sondern nur der Gnade Gottes zu. Doch spricht er auch einmal vom Verdienen des Himmelreiches und hält mit der Kirche seiner Zeit an der Verehrung Marias fest. Er rühmt ihre unbefleckte Jungfrauschaft, nennt sie die heilige Gottesdirne und sagt: „Wer auf Erden selig werden will, muß an die reiche Himmelskönigin sich bittend wenden."

Wir lassen nun als Probe zwei Stellen aus Otfrieds Gedicht folgen, die wir in möglichst wortgetreuer Uebersetzung geben, den Anfang der ersten auch zugleich im alt-deutschen Original mittheilend:

## Die Rede des Herrn über Jerusalem vom Oelberg herab:

| | |
|---|---|
| Giang tho druhtin thanana<br>mit imo ouh sine thegana<br>ougten sie imo innan thes<br>Gizimbri thes huses. | Ging hierauf der Herr von dannen<br>Mit ihm auch seine Diener,<br>Zeigten sie ihm indessen<br>Den Bau des Hauses. |
| Quad er: Giwisso ih sagen iu<br>Thie steina werdent noh zi thiu<br>thaz sie sint so unthrate<br>hiar liggent al zi sate. | Sprach er: Gewißlich ich sage euch,<br>Diese Steine werden noch zu dem,<br>Daß sie sind so unwerth<br>Hier liegen all zur Saat. |
| Er saz sid themo gange<br>in themo oliberge,<br>frageten sie nan suntar —<br>sie was es filu wuntar: | Er saß nach diesem Gange<br>Auf dem Oelberge,<br>Fragten sie ihn insbesondere,<br>Sie nahm es sehr Wunder: |
| Sage uns, meistar, thanne,<br>wio thiu zit giginge<br>zeichan wio thu queman skalt<br>ioh wio thiu worolt ouh zigat? | Sage uns, Meister, dann<br>Wie die Zeit geht,<br>Als Zeichen, wie du kommen sollst<br>Und wie die Welt auseinandergeht? |
| Goumet, quad er, thero dato<br>ioh weset glawe, thrato<br>thaz iu ni daron in fara<br>thie managan luginara. | Beachtet, sprach er, diese Thaten,<br>Ja seid vorsichtig, trachtet,<br>Daß euch nicht bringen in Gefahr<br>Die vielen Lügner. |

Darauf erzählt ihnen seine Güte
Dieselben Mühseligkeiten,
Die sie sollten erdulden
Um seinen Namen.

Es wächst jämmerliches Ding
Ueber dieser Welt Ring
In Hunger und in Seuchen
Und in armseliger Flucht.

— — —

Sagt ihnen auch in Wahrheit
Von dem Erndtetag dort;
Erwähnt ihnen auch genau
Des Antichrists Zeit,
Des Bedrängnisses,
Das die Welt erduldet dann leider:
Gewiß deß, nicht hehl ich es,
Das ist allen Zeiten ungleich.

Sie sind dann in Wehen,
In Mühseligkeiten schmerzlichen,
Daß vorher nicht ward wohl solcher Fall,
Auch immer werden nicht soll.

Dies kürzet der Herr bald
Wegen der Geliebten sein,
Wegen der Gottleidenden
Mit seinen Gnaden.

## Zwei Gleichnisse.

Sagte er darauf, der Liebe,
Von den zehn Dirnen
Ein Bild passend
Auch dazu geziemend.

Wie die fünf (sich) aufführten,
Welche unachtsam waren,
Noch waren wohl wachsam,
Deshalb irrgingen sie da.

Wie wohl es denen bekam auch dar,
Die hier ja waren wachsam,
Des Herzens sie hier walteten,
Auch rein behielten.

— — —

Er erzählte auch ein anderes Gleichniß,
Daß sie sich bewahrten desto mehr:
Wie reiste ein Mann reich
In anderes Königreich.

Und wie er es vorher beschloß
Seinen Schatz theilte
Unter seinen Dienern
Zu sorglichen Werken.

Gebot, daß sie es verwendeten
Auch davon bewirkten
Wucher passenden
Bis er aber käme.

Die zwei es wohl erzielten,
Ja sehr es wahreten,
Der dritte war kein guter
Wegen der Zaghheit.

Er ward verdammt zur Qual,
Darauf man ihn peinigte
Gewiß recht wegen dessen.
Weil er nicht wachsam war.

Die andern zwei seine
Machte er sehr glücklich,
Erfreute ihnen sehr den Muth
Wie ein guter Herr thut.

Setzte sie darauf schön
Ueber Burgen sein,
Machte sie sehr reich,
Daß ihnen der Dienst gefalle.

Wegen dieses seid ja wachsam
All euer Leben hier
Tages und Nachtes,
So gedenkt ihr gewiß des Rechtes;

Daß ihr werdet würdig
Sobald kommt mein Gericht,
Daß ihr steht im Gericht
In meinem Angesichte.

Lehrte er des Tages sehr laut,
Offen allen den Leuten.
Sie kamen gewiß genau
Zu ihm fortwährend zur Zeit.

Fuhr dann mit den Knechten
Auf den Oelberg zu Nacht,
War gewiß dort über Nacht,
Wie hier zuvor ward bemerkt.

---

Weniger glückliche äußere Schicksale als der Krist hat eine andere Bearbeitung der Geschichte Jesu aus dem 9. Jahrhundert gehabt, die aber an nationaler Bedeutung und poetischem Werth viel höher steht. Es ist der 25 Jahr früher, zwischen 830 und

840 entstandene Heliand, auch als die alt-sächsische Evangelienharmonie bezeichnet.

Name und Wohnort des wunderbaren Sängers des Heliand sind unbekannt geblieben. Er tritt, wie Simrock sagt, „bescheiden zurück hinter seinem Volke, dessen Stimme er ist, wie in aller epischen Dichtung die Persönlichkeit des Sängers vor seinem großen Gegenstand verschwindet.“ Vielleicht war er ein Jünger des heil. Ludgerus, des Apostels der Westphalen, in dessen Zeit das Gedicht entstanden ist. Man hat auch schon die Vermuthung ausgesprochen, daß der Heliand von Liudger selbst herrühre, jenem großen Schüler Alcuins. Eine unverbürgte Sage, die sich in der Lebensbeschreibung Ludwig des Frommen von Theganus nicht findet, geht dahin, dieser Kaiser habe einem tüchtigen sächsischen Dichter seiner Zeit den Auftrag gegeben, das alte und neue Testament in Versen zu bearbeiten. Das sei geschehen und der Heliand soll der neu-testamentliche Theil sein. Andrerseits wird der Verfasser des Heliand als ein sächsischer Bauer bezeichnet, der dazu durch besondere Begabung und unmittelbare Begeisterung von Gott befähigt worden sei. Aus solchen Sagen kann man schließen, in welch' hohem Ansehen das Gedicht in seiner Zeit und bald nachher gestanden haben muß. Später ist es verschollen und gerade erst 1000 Jahre nach seiner Entstehung ist dieser Schatz der alt-christlichen Literatur, nach dem auch der Sänger der Messiade, Klopstock, vergebens suchte und forschte, wieder aufgefunden, von Professor Schmeller in München 1830 zuerst durch den Druck veröffentlicht worden unter dem Titel Heliand oder Heiland. Nachher ist das Gedicht mehrfach übersetzt, namentlich von Kannegießer, Köne und Simrock, und auch von Vilmar in seiner deutschen Nationalliteratur gebührend gewürdigt. *)

Heliand ist jedenfalls der bessere und viel richtigere Name für dies ausgezeichnete christliche Epos, als alt-sächsische Evangelienharmonie. Denn genau genommen ist es keine Evangelienharmonie, indem das Gedicht nicht durchweg alle Geschichten und Reden Jesu aus den Evangelien mittheilt, vielmehr manche nicht unwichtige ausläßt. Aus der Geburtsgeschichte Christi fehlen z. B. die schönen Lobgesänge des Zacharias und der Maria, Christi Gespräch mit der Samariterin und eine Reihe von Gleichnissen: vom verlornen Sohn, vom Könige, der mit seinen Knechten rechnen wollte, vom ungerechten Haushalter, von den schlechten Weingärtnern, vom barmherzigen Samariter, von den 10 Jungfrauen u. s. w. Auch hält sich der Dichter namentlich in der äußern Einkleidung freier, ohne sich ängstlich an das Bibelwort zu binden; was er aber dafür gibt, ist das

*) Die beste Handschrift des Heliand, die den alten echten unversehrten Text desselben gibt, ist die in der Bibliothek der Westminster-Abtei zu London.

wunderbar anziehende, merkwürdige Gebilde eines Christus unter den alten Deutschen, wie er leibt und lebt, in den lebendigen Farben, Bildern und Anschauungen des alten Sachsen-Volkes. Und die Treue der Vasallen gegen ihren Herzog, der Hörigen zu ihrem Grafen, ist hier auf's Schönste übertragen auf das Verhältniß der Jünger zu ihrem Meister, der Gläubigen zu Christo. Diese Pflichttreue des Dienstmannes gegen seinen Herrn und die Huld des Herrn gegen seine Vasallen, ist bei den alten Deutschen das wichtigste Verhältniß und mußte ihnen Christum und die Seinigen so recht nahe bringen. So ist der Heiland wie ein alter Sachsen-Herzog dargestellt, der mit seinen Gaumännern umherzieht von Ort zu Ort, segnend der Leute Kinder, helfend, heilend, rettend, und Worte der Wahrheit redend. Es ist der Christus, wie er in Fleisch und Blut, in Gedanke und Vorstellungskreis, in Liebe und Leben der alten Deutschen übergegangen ist. Die Dichtung ist durchaus historisch treu in Allem, was Christus thut und redet, liebt und leidet von der Krippe bis zum Kreuze, ächt biblisch in der ganzen Auffassung des Herrn, aber in der Umrahmung und Scenerie ist es nicht mehr ein jüdischer Rabbi, der in Palästina, sondern ein nationaler Sachsenheld, der in Deutschland umherwandert. Dabei ist das Ganze in einer bewundernswerthen Naivetät und Einfachheit gehalten, von einer innigen treuherzigen Liebe zu dem Heiland durchweht, und getragen von einem kindlichen, demüthig dem Herrn der Welt ergebenen Sinne. Man kann sich nicht genug wundern, daß so bald nach der Bekehrung der Sachsen und trotzdem, daß sie geschah durch das Schwert Kaiser Karls des Großen, doch aus der Mitte dieses Volkes eine solche ächt volksthümliche, von der innigsten Verschmelzung des christlichen Lebens mit der nationalen Eigenthümlichkeit der alten Deutschen zeugende Darstellung des Lebensbildes Jesu Christi hat hervorgehen können. Es ist das gewiß ein sehr deutlicher Beweis für die außerordentliche Empfänglichkeit des germanischen Volkes für das Christenthum, wie ja denn auch die Blüthe alt-nationaler Epik im Heliand noch forttönt und manche Nachklänge aus den alten heidnischen Heldengesängen sich hie nnd da in ihm noch finden. So, wenn die Engel wie die Walküren im Federgewand einherfahren; wenn der Teufel wie ein altes unheimliches Gespenst der Waldfinsterniß mit dem Attribut mirki, der Finstere bezeichnet wird; wenn das Schicksal wie eine todbringende Norne dargestellt ist, daneben aber zugleich ein vorbestimmtes Loos des Schöpfers erwähnt wird; wenn von Verfügungen der Berather im Pluralis die Rede ist, was an einen altheidnischen Rath der Götter, aber freilich auch an den Rath der Wächter im Propheten Daniel erinnern kann; wenn für den Welt-Untergang an zwei Stellen noch das heidnisch-mythologische Wort Mudspelli vorkommt.

Der unbekannte Dichter des Heliand war ein eben so treuer, frommer, gläubiger Christ, als ein von Liebe zu seiner Nation und Anhänglichkeit an ihre Lebens- und Sangesweise erfüllter Sachse. Eine bewußte und gewollte Opposition gegen nationales Denken und Dichten seines Volkes, wie bei Otfried, tritt nirgendwo hervor, vielmehr zeigt sich überall die liebende Hingabe an das Volk und das ihm Liebgewordene, z. B. auch in dem Anschluß an die poetische Form der alten Heldenlieder, die der Alliteration, die Otfried durch die neue Form der gereimten vierzeiligen Strophe ersetzte. So ist der Heliand ein *christliches Volks-Epos* im besten Sinne des Wortes, ein Epos, das seinem poetischen Werthe nach sich den herrlichsten Gedichten aller Zeiten und Völker an die Seite stellen kann. Man kann wirklich sagen, daß hier ein für alle Zeiten und Nationen mustergültiges Beispiel vorliegt, wie die Gegenstände und Personen der heiligen Geschichte zu einem Volks-Epos verarbeitet werden können. Der Dichter verschmäht alles Ausmalen in fremden Farben und läßt nur die einfachen Thatsachen reden, ohne künstliche Zuthaten; er weiß nichts von einem weitschichtigen, willkürlich zusammengetragenen Apparat christlicher Mythologie und hoch pathetischer Phrase, womit Klopstock wohl ein sehr erhabenes und stellenweise sehr schönes großartiges Kunstgedicht, aber kein Volks-Epos geschaffen hat. Seine Messiade wird stets dem Volke fremd und fern gegenüberstehen und ist auch den gebildeten Deutschen nur wenig bekannt, von den wenigsten ganz gelesen. Dem gegenüber vernehmen wir im Heliand ohne Bild- und Redeschmuck die einfache, treue, wahre Stimme eines Mannes aus dem Volk zum Volke, wodurch den Deutschen der Heiland aller Völker eben auch als ihr Heiland nahe gebracht und lieb gemacht wird. Was der mit seiner Person völlig zurücktretende Dichter im Heliand den Geschichten und den Reden Jesu hinzufügt, sind kurze einfache Betrachtungen, sind schlagende, von tiefem christlichen Verständniß zeugende Bemerkungen, sind treffende, auf die verschiedenen Herzenszustände und Lebensverhältnisse angepaßte Anwendungen; so z. B. die bei dem Gleichnisse von den Arbeitern im Weinberg gemachte Anwendung auf die verschiedenen Herzenszustände der Menschen, der vortreffliche Excurs über die Buße bei Petri Verläugnung, den wir unten mittheilen, und vieles Andere. Und es sind namentlich überaus malerische und *charakteristische Beiwörter und Prädikate*, durch die der Heliand bei aller Einfachheit der Darstellung doch einen Farbenschmuck und Ideenreichthum, eine Lebendigkeit und Anschaulichkeit, eine Innigkeit und Herzlichkeit, eine Macht und Wirkung über das Gemüth empfängt, die ihres Gleichen sucht und schwerlich je wieder mit so wenigen äußeren Mitteln erreichbar ist. Ueber eine zur Weitschweifigkeit führende Häufung von Prädikaten würde man doch nur dann klagen können, wenn dieselben

keinen oder keinen passenden Gedanken enthielten. Im Heliand aber führt jedes Beiwort und jede neue Bezeichnung für die Hauptpersonen uns eine neue treffende Beziehung vor die Seele.

Machen wir z. B. einige der Haupt-Prädikate namhaft, mit denen der Heiland bezeichnet wird. Er heißt der waltende Christ, der heilige Christ, der liebe Landeswart, der Nothhelfer Christ, der Schirmvogt Christ, der Männer Gebieter, der Männer Herzog, der Leute Liebling, dieses Volkes Stammherr, der Volksherr, der Gaumänner Bester, der waltende Sprößling, der reiche Fürst, der weise Wahrsager, der gute Heiland, der treue Erlöser, der Heilande Bester, der Volsvormund, der Geborne Gottes, der gute Gottessohn, das Friedekind Gottes u. s. w. So zieht er denn um Welt und Teufel zu überwinden von der Jerichoburg aus mit seinen Jüngern, die die Gesellen, die Recken, die guten Gefährten, die Gaumänner des Klans, die Helden, die Emire, die Degen, auch Gottes seliges Volk genannt werden, und predigt den Menschen, den Gauleuten, den Dienstmännern, Wehrmännern, Heergenossen, und hat überall so lieb die Leutekinder und segnet sie und lehrt sie und hilft ihnen in dieser Mittelmark (der Welt), in diesem Garten der Erde, damit sie zum Oberhimmel, zur Himmelsau, zum Gottes-Garten hinan kommen zu Gott dem Herrn, dem allwaltenden Stamm-Gott, dem himmlischen Herrn, dem erlauchten Lehnsherrn, der da ist aller Volkskinder Vater, der alleinige Volkshirte, der hehre Himmelskönig. Aber der Herr selber, aller Heilande Bester gibt zuletzt sein Leben, das nur Liebe und Segen für die Leutekinder war, dahin in den Tod und stirbt unter den Händen seiner Feinde, der von ihrem Bischof mißleiteten Judenleute in der Burg zu Jerusalem, der bösen Meinharte, die ihn dem Boten des Kaisers von der Romaburg überliefern. Doch glanzumwallt steht auf das Friedekind Gottes und erscheint seinen guten Gefährten, bis er aufwärts entwallt zum hohen Himmelreich, zum heiligen Stuhl.

Und wie der waltende Heiland zu einem alt-sächsischen Gefolgsherrn wird, und seine Jünger und Anhänger zu treu ergebenen Dienstmännern und Helden, so wird denn auch Jesu ganzes Leben in allen einzelnen Zügen auf deutschen Boden verpflanzt. Die Bergpredigt z. B. wird zu einem deutschen Volkstag, wo um den Waltenden zunächst stehen die weisen Männer, die er aus den Wieganden sich erwählt, und dann in weitem Kreise die Gauleute versammelt sind um des Stammes Herrscher Gottessohn, sehr begierig nach den Worten verlangend, stumm und staunend. Und er saß unter ihnen und wollte mit seiner Stimme die verständige Menge belehren. Und seinen Mund nun erschloß er, unterwies mit Worten, der waltende Sohn, in vielen hochherrlichen Dingen. Und die Hochzeit zu Canna wird zu einem deutschen Gastmahl, wo der Heerbann

trank, und die Wehrmänner freuten sich, waren voll Lust, die Leute bei einander, muntere Mahlgenossen; Mundschenken gingen und schenkten aus Schalen, trugen schweren Wein mit Humpen und Henkglas. Traumherrlich war der Herren Festfreude; die Volkskinder bei ihnen auf den Bänken begannen auf's Beste die Gastmahlslust, waren in Wonne. — Und die Hirten, die auf dem Felde vor Bethlehem Nachts ihre Heerden hüteten, als ihnen der Engel Christi Geburt verkündete, werden zu alt-deutschen Roßhirten, Hirten der Pferde auf dem Felde draußen, Wehrmänner auf der Wacht zur Wartung der Rosse, des Viehes im Freien. — Und die Vertheidigung Jesu durch Petrus im Garten Gethsemane wird zu einer lebendigen bewegten deutschen Kampfesscene, wo alle bereit sind, für ihren Schirmherrn zu sterben; und von Zorn aufbrausend erbebte der schnelle Schwertdegen Simon Petrus, daß keinen Laut er vorbringen konnte, so in Harm war sein Herz, daß seinen Herrn man binden wollte. Blitzschnell riß er von der Seite das Schwert, stapfte entgegen dem vordersten Feind mit der Faust Gewalt, daß Malchus ward mit des Säbels Schärfe versehrt, das Gehör ihm verhauen, am Haupt er verwundet, überbrüht, überronnen Backe und Ohr. Und es brach das Gebein, das Blut sprang nach, aus der Wunde entwallte es. Und das Volk machte Raum, den Schwertbiß scheuend.

Aber nicht nur äußerlich in der Scenerie und Ausmalung steht der Dichter des Heliand ganz auf dem Boden seines Vaterlandes und mitten im Leben seines Volkes, sondern auch innerlich. Er kennt sein Sachsenvolk genau und weiß, daß ihm Treue und Glauben halten bis in den Tod dem irdischen Herrn gegenüber das Vornehmste und Wichtigste ist. Und diesen Glauben betont er denn nun auch als das Vornehmste des Christenthums und fordert ihn dem waltenden Heiland gegenüber. In diesem Glauben an Jesum ruht die Quelle aller Kraft, Zweifel und Zagen bringt den größten Schaden, und die Treue gegen ihn ist die Bedingung der Seligkeit, Untreue die größte Sünde. Das wird oft hervorgehoben und Christenthum und alt-deutsches Volksthum kommen darin auf's Schönste überein. Der Dichter weiß auch, daß Festhalten an seinen Freunden, Stammesgenossen und Verwandten dem Volk vor Allem viel gilt, und davon lassen ihm am Ende schwerer wird und einen viel schmerzhafteren Kampf kostet, als ein Glied verlieren und die Schmerzen einer schweren Verwundung und Verstümmelung tragen. Darum fügt er bei der Stelle Matthäi 5, 29 u. 30, wo der Herr mahnt, Auge und Hand, wenn sie Aergerniß geben, lieber abzuhauen, als durch sie zur Hölle zu fahren, die überaus feine Anwendung und Mahnung ein, „daß keiner der Leute soll Folge leisten seinem Freunde, wenn der ihn zum Fehler verführt, ein Sippe zu einer Schuld, wie sehr er auch immer durch Verwandtschaft ihm

verbunden wäre. Nichts vermöge der Blutsfreund, wenn er ihn zum Mord antreibt, zu Verbrechen und Bosheit: besser wäre es ihm dann, daß er den Freund von sich entfernte weit, solch' einen Vetter flöhe und sich von ihm entfremdete, um für sich allein aufzusteigen zum hohen Himmelreiche."

Und wenn der große Unbekannte, der den Heliand gedichtet hat, sein deutsches Volk so genau gekannt hat, wie hat er zugleich das Volk so lieb gehabt, wie hebt er alle die Züge aus dem Leben des Heilandes mit Vorneigung und feinem Gefühl hervor, in denen seine Liebe zum Volk sich zeigt! Er hat gerade darin den Heiland, der für das Volk sich zu Tode geliebt hat, so vollaus gewürdigt, so wahr, so innig verstanden, und weiß diese Züge und Beziehungen so lieblich, oft rührend auszumalen. So wird uns zu Anfang der Bergpredigt die versammelte Schaar geschildert, begierig zu hören, was der Waltende selbst würde mit Worten kund thun diesen Leuten zu Liebe. Und er, der Landeshirt, saß da und schwieg und sah sie an lange, war ihnen hold in seinem Herzen, der heilige Herrscher, mild in seinem Gemüthe. Und wenn sie dann zu ihm kamen, truglos und treulich, hatten Vertrauen im Herzen, hingen ihm fest an, dann heißt es von ihm: Gern nahm er auf schaarenweis die Geschlechter der Menschen, die aus allen Landen kamen, weither von allen Wegen. Und wie von dem Heiland oft gerühmt wird, daß er den Leuten mild war in seinem Gemüth, so mahnt denn auch der Herr seine Jünger: „Habt gegen Jeden im Volke einfältigen Sinn und mildes Gemüth, daß der Menschen keiner durch eure Thaten getäuscht werde. Er mahnt sie aber auch zur Klugheit, daß im Volke man nicht möge euch die Seelen entziehen, für die ihr sorgen sollt, und tröstet sie damit, daß die Leute auf der Gasse gerne geben Dem Lohn aus Liebe, der die Leute belehrt, der für so viele Volks-Seelen sorgt und sie antreibt zu wenden die Geister zu Gottes Gauen. Dann weist er sie darauf hin, daß die Weisheit und Gewalt Kranke zu heilen, aller Volkskinder Vater ihm umsonst verlieh, weshalb sie mit Herz und Hand zu helfen milde sein und der Leute Kindern Rath zu ihrem Frommen verleihen sollen. In Bezug auf die Krankenheilungen heißt es dann: Erbot sich doch willig Gottes Sohn den Wehrmännern, alle Gewalt ja besaß er ob der Leute Leben. Und bei Christi Auferstehung heißt es: Dem Volke zum Frommen ward der Pflock, der große, der Hölle Thoren entrissen und zum Himmel der Weg gewirkt von dieser Welt.

So ist in der That der Heliand ein christliches Volks-Epos, von dem man sagen kann, daß es ebensowohl die rechte Weise, das Leben Jesu poetisch und episch zu behandeln, als auch die rechte Art, einem Volke den Heiland nahe zu bringen, für alle Zeiten mit

unnachahmlicher Meisterschaft, mit wunderbarer Genialität, mit ächt populärem Takt gefunden hat. Es ist weder nach der einen noch nach der andern Seite hin in der christlichen Poesie etwas auch nur von Ferne dem Heliand vergleichbares geschaffen worden und wird auch wohl so bald nicht geschaffen werden. Simrock und Vilmar nennen, letzterer in seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur, den Heliand das einzige wirklich christliche Epos, das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christenthum, bei Weitem das Trefflichste, Vollendetste und Erhabenste, was die christliche Poesie aller Völker und aller Zeiten hervorgebracht, ja abgesehen von dem christlichen Inhalt, eines der herrlichsten Gedichte überhaupt von allen, welche der dichtende Menschengeist geschaffen hat. Und Rettberg sagt treffend in seiner Kirchengeschichte Deutschlands (I, S. 250), „daß keine volksthümlichere, tiefer aus dem nationalen Bewußtsein geschöpfte Auffassung der heiligen Geschichte gedacht werden kann, als dieses Epos des alt-sächsischen Sängers, das wie ein klarer Quell aus reinem Gestein entspringt, und sich zu der etwas spätern Arbeit Otfrieds in seinem Krist verhält wie der naturwüchsige Volksgesang aus voller Brust zu der mühsamen Dichtung des Mönchs in seiner Zelle, wie der Schlag der Lerche unter freiem Himmel zu der künstlich erlernten Weise des Vogels im Käfig."

Man hat das deutsche Lied des alt-sächsischen Volkssängers vom Heiland aller Welt verglichen mit den griechischen Gesängen Homers von den Helden seines Volkes, und wenn Vilmar in dieser Hinsicht sagt, daß sich dieser Gesang „in einzelnen Theilen, Schilderungen und Zügen vollkommen mit den Homerischen Gesängen messen könne", so sagt Dr. Köne, der umsichtige westphälische Bearbeiter und Herausgeber des Heliand: „Der hohe Sänger dieser bewunderungswürdigen Schöpfung der redenden Kunst hat den Gottesgeist in Jesus Christus und den Menschengeist in den Bewohnern seiner Heimath so tief erschaut und erfaßt, und sein Gemälde in solcher Herrlichkeit, in so hochdichterischem Schwunge und dabei doch so einfach und schlicht entworfen und ausgeführt, daß von dessen Glanze selbst die bis jetzt über Alles gepriesenen Gedichte des griechischen Heldensängers, des Homer, vielfach sogar überstrahlt werden."

So ist denn in der That der Heliand für den Christen zu aller Zeit von ebenso großer Bedeutung, wie für den Freund der Volkspoesie, und das deutsche Volk kann stolz darauf sein, daß aus seinem Stamm dieses erhabene Lied hervorgegangen ist.

Um nun auch noch ein Wort von der kirchlich dogmatischen Stellung und Bedeutung des Heliand zu sagen, so haben wir schon bei den verschiedenen Namen, mit denen der Heiland bezeichnet wird, gesehen, wie lebendig der Alt-Sachse von der

Gottessohnschaft Christi durchdrungen war, und das ist gewiß für die Lehrgestaltung, in welcher das Christenthum zu den Sachsen gebracht worden ist, von Bedeutung. Ebenso entschieden tritt uns aber auch die wahre volle Menschheit des Erlösers in dem Gedichte entgegen, und man kann sagen, daß es nicht möglich ist, diese in lieblicherer, herzgewinnenderer Weise ächt biblisch in Verbindung mit seiner göttlichen Hoheit und Herrlichkeit zur Darstellung zu bringen, während in Klopstocks Messiade doch wohl die wahre volle Menschheit des Erlösers hinter seiner göttlichen Erhabenheit vielfach zu sehr zurücktritt. Wir finden unsern alt-sächsischen Sänger aber auch sonst auf durchaus bibelgläubigem Standpunkte, und bei all seinem Bestreben, den Heiland dem Bewußtsein und der Liebe seines Volkes recht nahe zu bringen, zeigt sich doch niemals ein rationalisirender Trieb, etwa das Wunder der Geburt, der Auferstehung oder der Himmelfahrt Christi, womit das Gedicht schließt, anzuzweifeln oder zu beseitigen, oder wunderbare Thaten der göttlichen Macht und Liebe, die der Herr gethan, wegzuerklären. Wohl aber kommt hie und da eine treffende nähere Hindeutung auf die Art der wunderbaren Vorgänge vor, so z. B. wenn bei der Speisung der Fünftausend gesagt wird, daß das Brod wuchs unter den Händen der austheilenden Männer, nachdem der Herr es gesegnet hatte. Ebenso kommen Deutungen und Anwendungen der Wunder auf die geistigen und Herzenszustände des Menschen vor, so z. B. bei der Heilung der Blinden von Jericho: Das war ein mächtiges Bild und Gleichniß, die blinden Männer, die am Wege saßen, Wehes duldend. Gemeint waren alle, die der heimtückische Feind verführt zur Sünde, daß das selige süße Licht sie verließen, im Düstern duldeten Dorn und Distel in der Mittelmark hier. Betrübt so saßen sie an der Straße, des Herrn Hilfe erharrend. Das meinte der Herr, daß nicht eher würde der Leute Blindheit geheilt, bis sie das blitzende Licht sähen, das süße schöne, bis er selber hier in dieser Mittelmark die Menschheit anzog, Fleisch zum Leib. Da wurden es der Leute Kinder gewahr, daß sie hier in Sünden saßen, des Gesichts beraubt, duldeten im Dunkeln. Auch ward es ihnen deutlich, daß der Heiland zu Hilfe gekommen sei, Christ aller Könige Bester. Nun erforschten sie seine Fährte und riefen so viel die Männer zu dem mächtigen Gott. Zwar wehrten sehr die schweren Sünden, die sie zuvor selbst begangen, aber sie riefen den waltenden Gott an, bis er ihnen Heil verlieh, daß sie Leben und Seligkeit sehen möchten, offen ewiges Licht, und Inwohner seien der strahlenden Stätten. Und wie dann die Blinden, nachdem sie geheilt waren, dem Herrn anhingen, folgten auf der Fahrt ihm, so thun noch die Lebenden in dieser weiten Welt, nachdem der waltende Gott sie erleuchtet mit seiner Lehre.

Auch die Versuchung wird in Parallele gestellt mit der Ver-

führung der ersten Menschen durch die Schlange im Paradiese. Diese Züge kommen in Otfrieds Krist in ähnlicher Weise vor wie im Heliand und lassen vielleicht für beide auf eine gemeinsame Quelle solcher Deutungen schließen. Auch bei dem Gleichniß von den zu verschiedener Zeit eintretenden Arbeitern im Weinberg kommt eine treffende nähere Anwendung und Ausdeutung auf die verschiedene Lebens- und Herzensstellung der Menschen vor, als deren Kenner sich der Dichter des Heliand erweist. Er sagt: Doch der waltende Christ meinte ein Mehreres als vor den Männern von dem Weingarten solch ein Wort er sprach. Wie dort früh Morgens Frohnleute kamen, so beginnt sich zu bereiten Mancher schon als Kind und verläßt die Lust, fährt in der Welt fort mit Leistungen bis seinem Leben der Abend naht. Auswärts dann eilt er, da wird Last und Arbeit gelohnt, ihm Alles mit Gutem vergolten in Gottes Reich. Andere kamen später, drei Stunden müßig den Morgen vergeudend. So thun Thoren viel, treiben mißliche Dinge in der Jugend gerne, bis nach der Jugendzeit Gottes Geist sie mahnt. Ergreifen sie das Bessere dann bis in's Alter, bis an's Ende, wird für Alles ihnen Lohn in Gotttes Reich. Inmitten des Lebens verläßt Mancher erst der Sünden Schwere, nach der Seligkeit strebend, fühlt Reue im Herzen; und Hilfe von Gott kommt, die der Glaube ihm leistet, so lange sein Leben währt. So empfängt er Lohn, Vergeltung von Gott. Mancher beginnt erst, wenn er noch älter ist; unfern dem Ende fängt an ihn zu erfassen Leid und Reue im Licht hier. Wenn hinan er strebt, so empfängt er dasselbe, was die Fröhner empfangen, die früher kamen. Mancher auch läßt nicht vom Laster, bis der Abend des Lebens naht, da erst machen seine Sünden ihm Sorgen, er seufzt dann täglich, weint bitterlich und wendet sich zu Gott. Und der Allmächtige ist mild, der Menschenkinder keinem will er Gnade verweigern, allen zeigt er Erbarmen. Zwar zu gleicher Zeit nicht kommen die Menschenkinder doch der Kräftige will Jedwedem gleich lohnen, sofern er den Glauben hat.

Hieraus, wie auch aus der Anwendung der Geschichte von der Heilung der Blinden, sehen wir, wie der Dichter des Heliand von der Sünde und Schwachheit der Menschen einen ebenso tiefen lebendigen Eindruck hat, wie von seiner Erlösungsbedürftigkeit und von der Bedeutung der Buße und des Glaubens als Bedingung der Annahme bei Christo.

Bei diesem einfachen Bibelglauben des Alt-Sachsen im 9. Jahrhundert ist es ebenso erfreulich zu sehen, wie er sich von den Irrthümern, die damals schon in der katholischen Kirche anfingen sich geltend zu machen, fern hält. So wird die Jungfrau Maria, die er sonst mit großer Liebe und Theilnahme behandelt, nur Mutter Christi genannt, auch wohl Gottes Jungfrau, die milde, gute, selige

Jungfrau, das selige Weib, die makellose Frau, aber nicht Mutter Gottes. Von einem Eintreten derselben für uns bei Gott oder von einer Fürbitte der Heiligen keine Spur. Auch die auf Priestermacht und Hierarchie bezüglichen Bezeichnungen, wie Priester, Oberster der Juden, treten noch sehr zurück, der Hohepriester aber wird volksthümlich Bischof der Leute genannt. Von der Kirche als solcher ist nicht die Rede, aber die Idee derselben wird mehrfach treffend und schön als Gottes Familie angedeutet.

So haben wir also im Heliand ein Gedicht von Christo vor uns, das auf der einfachen, von menschlichen Irrthümern und Zuthaten noch freien, biblischen Theologie beruht, so daß es uns auch in dieser Beziehung den schönsten und ungetrübtesten Genuß gewährt.

Wir müssen nun noch einige Stücke aus dem Heliand mittheilen, nach der trefflichen Uebersetzung von Simrock.

## Aus Christi Geburtsgeschichte.

Da brachte man von Rom aus des mächtigen Manns
Ueber all dies Erdenvolk, Octavian's
Bann und Botschaft: über sein breites Reich
Kam es von dem Kaiser an die Könige all,
Die daheim saßen soweit seine Herzoge
Ueber all den Landen der Leute walteten.
Die Ausheimischen hieß er die Heimat suchen,
Ihre Mahlstatt die Männer, daß männiglich vor dem Frohnboten
Bei dem Stamme stünde, von dem er stammte,
In der Burg seiner Geburt. Das Gebot ward geleistet
Ueber die weite Welt: die Leute wanderten
Jedes zu seiner Burg. Die Boten fuhren hin,
Die von dem Kaiser gekommen waren,
Schriftverständige Männer, und schrieben in Rollen ein
Genau nachforschend die Namen alle
Des Lands und der Leute, und Keinem erließen sie
Den Zins und den Zoll, den sie zahlen sollten
Männiglich von seinem Haupt.

Da schied mit den Hausgenossen
Auch Joseph der gute, wie Gott der mächtige,
Der waltende wollte, sein wonnig Heim zu suchen,
Die Burg in Bethlehem, wo beider war,
Des Mannes Mahlhof und der Jungfrau zumal,
Maria, der guten. Da war des Mächtigen Stuhl
In alten Tagen, des Edelkönigs,
Davids, des hehren, so lang er die Herschaft durfte
Unter den Ebräern zu eigen haben
Und den Hochsitz behaupten. Seines Hauses waren sie,
Seinem Stamm entsprossen, aus gutem Geschlecht
Beide geboren. Da hört ich, daß der Schickung Gebot
Marien mahnte und die Macht Gottes,
Daß ihr ein Sohn da sollte beschert werden,
In Bethlehem geboren, der Geborenen stärkster,

Aller Könige kräftigſter. Da kam an der Menſchen Licht
Der mächtige Held, wie ſchon manchen Tag
Davon der Bilder viel und der Zeichen geboten
Waren in dieſer Welt. Da ward das Alles wahr.
Was ſpähende Männer vordem geſprochen,
Wie er in Niedrigkeit hernieder auf Erden
Durch ſeine einige Kraft zu kommen gedächte,
Der Menſchen Mundherr. Da ihn die Mutter nahm,
Mit Gewand bewand ihn der Weiber Schönſte,
Zierlichen Zeugen, und mit den zweien Händen
Legte ſie liebreich den lieben kleinen Mann,
Das Kind, in eine Krippe, das doch Gottes Kraft beſaß,
Der Menſchen Mächtigſter. Die Mutter ſaß davor,
Die wachende Frau, und wartete ſelber
Und hütete das heilige Kind. In ihr Herz kam Zweifel nicht,
In der Magd Gemüth.

## Die Weiſen aus Morgenland.

— — — — — Strahlend klommen die Zeichen
Weiter zwiſchen Wolken. Die Weiſen waren
Fertig zu ihrer Fahrt: da fuhren ſie hin ſofort
Die Botſchaft zu vollbringen, den Gebornen Gottes
Selber aufzuſuchen. Des Geſindes war nicht mehr,
Die Dreie nur; der Dinge wußten ſie doch Beſcheid
Die gottbegabten Männer, die die Gaben brachten.
Weislich ſahen ſie wohl unter der Wolken Wölbung
Auf zu dem hohen Himmel wie die hellen Sterne fuhren:
Da erkannten ſie Gottes Zeichen, die dem Chriſt zu Liebe waren
Dieſer Welt gewirkt: ihnen wanderten ſie nach,
Folgten in Ehrfurcht. Sie förderte der Mächtige
Weiter bis ſie gewahrten, die wegmüden Männer,
Hell am Himmel das hehre Gotteszeichen
Stille ſtehen. Der Stern leuchtete
Hell über dem Hauſe, wo das heilige Kind
Willig wohnte, bewacht von der Jungfrau,
Die ihm demüthig diente: da ward der Degen Herz
Erquickt in ihrer Bruſt, ſie erkannten an dem Zeichen,
Daß ſie das Friedekind Gottes gefunden hatten,
Den heiligen Himmelskönig. Da in das Haus ſie nun
Mit ihren Gaben gingen, die Gäſte von Oſten,
Die fahrtmüden Fürſten, ſofort erkannten ſie
Wohl den waltenden Chriſt. Die Wanderer fielen
Vor ihm ins Kniegebet, und in Königsweiſe
Grüßten ſie den guten, brachten die Gaben dar,
Gold und Weihrauch nach den göttlichen Zeichen,
Und Myrrhen zumal. Die Männer ſtanden
Hold vor ihrem Herren, den ſie mit Händen
Fröhlich umfingen. Dann ſchieden die frommen
Recken zu ihrer Ruhe: die reiſemüden Männer
Gingen in den Gaſtſaal, wo Gottes Engel
Den Schlafenden bei Nacht ein Geſicht zeigte,
Ein Scheinbild im Schlummer, wie es der Schöpfer ſelber
Der Waltende, wollte, als würd ihnen geboten
Daß ſie auf anderm Wege gen Oſten führen. —

## Die Taufe im Jordan.

Nicht lange währt' es da,
So ging von Galiläa Gottes eigen Kind,
Des Herren theurer Sohn, die Taufe zu ſuchen.
Nun war in ſeiner Vollgewalt des Waltenden Kind,
Da er nun dreißig bei dieſem Volke zählte
Der Winter auf der Welt. Willigliſch kam er hin,
Wo da Johannes im Jordanſtrome
All den langen Tag der Leute Menge
Theuerlich taufte. Der Getreue ſah den Chriſt,
Den holden Herren: da ward ſein Herz erfreut,
Daß ſein Wunſch erging. Da wandt er das Wort zu ihm,
Der gute Jünger, Johannes zu dem Chriſt:
„Zu meiner Taufe kommſt du nun, theurer Herr,
Aller Männer beſter, und ich müßte zu deiner,
Du der Könige kräftigſter!“ Chriſt gebot jedoch,
Der Waltende, wehrend, daß er weiter nicht ſpräche:
„Denn Uns liegt ob, alle Pflichten
Fort und fort nun zu erfüllen
Nach Gottes Willen.“

Johannes ſtand
Und taufte den ganzen Tag Tauſende wohl
In des Jordans Waſſer und auch dem waltenden Chriſt,
Dem hehren Himmelskönig legt' er die Hände auf
In der Bäder beſtem; darnach zum Gebete
Neigt' er ſich knieend. Der kraftreiche Chriſt ſtieg
Frei aus der Flut, das Friedekind Gottes,
Der liebe Leutewart. Als er das Land betrat
Gingen auf des Himmels Thore und kam der heilige Geiſt
Von dem Allwaltenden obenher zu Chriſt,
Einem ſchönen Vogel völlig vergleichbar,
Einer holden Taube. Die flog dem Herrn auf die Achſel,
Weilte bei des Waltenden Kind. Und ein Wort kam vom Himmel,
Aus heitrer Höhe, grüßte den Heiland,
Chriſt, der Könige beſten: „Gekoren hab ich ihn
Selber aus meinem Reiche, und der Sohn gefällt mir
Vor allen Gebornen, der Söhne beſter und liebſter.“

---

## Aus der Bergpredigt.

Da ging der Mächtige
Einen Berg hinauf, der Gebornen hehrſter,
Setzte ſich ſonders und erſah ſich da
Treuhafter Männer und trefflicher zwölf,
Gar gute Freunde, die hinfort zu Jüngern
Alle Tage der Theure gedachte
In ſeiner Gefolgſchaft mit ſich zu führen.
Er nannte ſie bei Namen und hieß ſie näher gehn.
— — — — — — — — —

Die Zwölfe gingen mit ihm,
Die Recken zur Verſammlung, wo er zu Rathe ſaß,

Der Menge Mundherr, der dem Menſchengeſchlecht
Wider der Hölle Zwang zu helfen geſonnen war,
Aus dem Pfuhl zu fördern Jeden, der folgen will
So lieblicher Lehre, als er den Leuten dort
Durch ſeine Weisheit zu weiſen gedachte.

Dem Beſeliger Chriſt kamen da zunächſt
Die Geſellen zu ſtehn, die von ihm ſelber erkoren
Waren, dem Waltenden. Die weiſen Männer
Umgaben den Gottesſohn: ihre Begierde war groß,
Der Erwählten Wunſch, ſeine Worte zu hören.
Sie ſchwiegen und horchten was der Herr der Völker,
Der Waltende, wollte in Worten verkünden
Den Leuten zu Liebe. Da ſaß der Landeshirt
Den Guten gegenüber, Gottes eigner Sohn,
Wollt in ſeiner Rede, manch ſinnvollem Wort,
Die Leute lehren wie ſie Gottes Lob
In dieſem Weltreiche wirken ſollten.
Erſt ſaß er und ſchwieg, ſah ſie lange an,
War ihnen hold im Herzen, der heilige Herr,
Mild im Gemüthe. Den Mund nun erſchloß er
Und wies mit ſeinen Worten, des Waltenden Sohn,
Des Hochhertichen viel. Den Helden ſagt' er
In ſpähen Sprüchen, die zu der Sprache
Chriſt der Allwaltende gekoren hatte,
Welche von allen Erdenbewohnern
Gott die wertheſten wären der Menſchen:

„Ich ſag euch ſicherlich, ſelig ſind
In dieſer Mittelwelt, die im Gemüthe
Arm ſind aus Demuth, denn das ewige Reich
In des Himmels Au iſt ihnen geheiligt,
Ihr Leben ſchwindet nicht. Selig auch
Die Sanftſinnigen: ſie ſollen das ſelbe Land
Beſitzen, das ſelbe Reich. Selig dann
Die ihr Unrecht beweinen, ſie dürfen Freude gewärtigen,
Troſt in demſelben Reich. Selig die Getreuen auch,
Die nach Gerechtigkeit richten: im Reiche des Herrn
Finden ſie vollen Lohn. Des Frommens genießen,
Die gerecht hier richteten, mit der Rede nicht täuſchten
Die Menſchen am Mahtſtein. Selig, dem milde war
Das Herz in der Heldenbruſt: ihm wird der heilige Herr,
Der Mächtige mild. Selig auch in der Menge,
Die reines Herzens ſind: ſie ſollen den Himmelswalter
Schaun in ſeinem Reiche. Selig ſind auch
Die Friedfertigen, die nicht Fehde ſtiften,
Mit Schuld ſich beſchweren: ſie heißen Söhne des Herrn:
Ihnen will er gnädig ſein, daß ſie lange genießen
Sollen ſeines Reichs. Selig ſind dann
Die das Rechte wollen und darum von den Mächtigen
Haß und Harmrede dulden: ihnen auch iſt im Himmel
Gottes Au gegönnt und geiſtiges Leben
Einſt am ewigen Tage, deſſen Ende nicht kommt,
Das wonnige Wohl." — — — — —

Kümmert euch nicht um Kleidung, vertraut kühnlich dem Herrn.

Müht euch im Gemüthe nicht, was ihr morgen ſollt
Eſſen oder trinken oder anlegen
Werdet von Gewändern. Es weiß der waltende Gott,
Wes die bedürfen, die ihm dienen hier,
Seinen Befehlen folgen. An den Vögeln möcht ihr das
Wahrhaft gewahren, die in der Welt umher
In Federhemden fliegen: ſie häufen nicht Vorrath,
Und Gott gibt ihnen doch jeglichen Tag
Wider den Hunger Hülfe. Auch merkt euch im Herzen
Des Gewandes wegen, wie ihr Gewächſe ſeht
Feſtlich geſchmückt auf dem Felde ſtehn
Und prächtig blühen; nicht moch'e der Burgenwart,
Salomon der König, der doch mächtigen Schatz,
Köſtliche Kleinode wie kein König zuvor
Gewann und aller Gewande Auswahl,
Doch mocht er ſeinem Leibe nicht, dem all das Land gehorchte,
Solch Gewand gewinnen wie Gewächſe haben,
Die auf dem Felde ſtehen im feſtlichen Schmuck,
Die Lilie mit lieblichen Blumen. Der Landeswalter kleidet ſie,
Der hehre, von der Himmelsau. Und die Helden ſind ihm mehr,
Die Leute viel lieber, die er ins Land ſich ſchuf,
Der Waltende, zu ſeinem Willen. Drum dürft ihr um Gewand
nicht ſorgen,
Nicht um den Anzug jammern: für das Alles ſorgt Gott,
Der Helfer von der Himmelsau, wenn ihr um ſeine Huld nur
dient.
Trachtet zuerſt nach Gottes Reich, und thut gute Werke,
Nach dem Rechten ringt, ſo will euch der reiche Herr
Alle Güter geben, wenn ihr ihm gerne folgt,
Wie ich mit wahren Worten euch ſage.

Auch will ich euch weiſen wie der Wege zwei
In dieſem Lichte liegen, die der Leute Kinder gehn,
Alles Volk der Erde. Die eine der Straßen
Iſt weit und breit: die wandern gar viele,
Eine Menge der Menſchen, die ihr Muth dazu
Verlockt und die Luſt der Welt: zur linken Hand
Leitet ſie die Leute, wo ſie verloren gehn,
Die Helden in der Hölle: da iſt es heiß und ſchwarz,
Fürchterlich innen. Die Fahrt dahin iſt leicht
Den Erdgebornen; aber das Ende frommt nicht.
Dann liegt ein anderer bei weitem engerer
Weg auf dieſer Welt, den nur Wenige wandern,
Eine ſchwache Schaar: die Söhne der Menſchen
Gehn ihn nicht gerne, obgleich er zu Gottes Reich,
In das ewige Leben die Edlinge leitet.
Nehmt ihr den engen, denn ob er nicht leicht auch
Dem Volke zu fahren iſt, er führt doch zum Frommen.
Jeder, der ihn geht, empfängt Vergeltung,
Langdauernden Lohn, das ewige Leben,
Seliges Entzücken. Darum ſollt ihr den Herrn,
Den Waltenden, bitten, daß ihr dieſen Weg
Von vorn an fahren dürft, und fortgehn darauf
Bis in Gottes Reich. Er iſt immer bereit
Denen Gaben zu geben, die ihn gerne bitten,
Fromm zu ihm flehn. Sucht euern Vater droben

In dem ewigen Reiche: ihr werdet ihn immerdar
Zu euerm Frommen finden. Thut eure Fahrt da kund
An des Theuern Thüren, so wird euch aufgethan,
Die Himmelspforte geöffnet, daß ihr in das heilige Licht,
Eingehen mögt, in das Gottesreich
Und des Erbtheils achten.

## Gefahr des Reichthums.

Da kam dem Lehrenden
Ein junger Mann entgegen, und fragte Jesum Christ:
„Guter Meister, was muß ich thun,
Damit ich das Himmelreich erhalten möge?"
Er hatte sich Erbgüter in Ueberfluß gewonnen,
Großen Schatzeshort, obgleich er milden Sinn
Barg in der Brust. Da sprach Gottes Geborner:
„Was nennst du mich gut? Das ist Niemand hienieden:
Der ist es allein, der Alles erschuf,
Welt und Wonne. Wenn du den Willen hast,
Daß du in Gottes Licht gelangen möchtest,
So halte hier die heilige Lehre,
Die im alten Bunde geboten ward:
Keinen Menschen morde; schwöre nicht Meineid,
Fliehe den Ehebruch und falsches Zeugniß,
Hader und Hinterlist; sei nicht hartes Herzens,
Neidisch und gehäßig; Nothraub meide
Und alle Unthat; sei den Eltern gut,
Vater und Mutter, und den Freunden hold,
Dem Nächsten geneigt: so genießest du
Des Himmelreiches, wenn du das halten willst,
Und Gottes Lehre folgen." Da sprach der junge Mann:
„Das hab ich Alles geleistet, wie du jetzt mich lehrst,
Und warnend weisest. Davon wich ich niemals
Seit meiner Kindheit." Da sah ihn Christ
Mit den Augen an: „Eines gebricht dir doch
Wohl an den Werken: wenn du den Willen hast,
Daß du in Demuth dienen möchtest
Deinem himmlischen Herrn, so nimm deinen Hort,
Veräußre alle deine Erbgüter,
Die theuern Schätze, und heiß sie vertheilen
Unter die Armen: so hast du immerdar
Einen Hort im Himmel. Dann halte dich zu mir
Und folge meiner Fährte: so hast du den Frieden fürder."
Da schufen Christi Worte dem kindjungen Manne
Zu heftige Sorge: es härmt' ihm den Sinn,
Und fehrt' ihm das Herz. Des Schatzes hat er viel,
Des Wohlstands gewonnen: er wandte sich wieder.
Dieß war ihm unleicht im Innern der Brust,
In seiner Seele schwer. Da sah ihm nach
Christ, der Allwaltende, und wider die Jünger
Sprach er, die guten: „Zu Gottes Reich
Ist dem Reichen nicht leicht empor zu gelangen.
Einen Elephanten mag man, ob unmäßig groß,
Durch ein Nadelöhr, wie eng es sei,
Sanfter schieben, als die Seele zum Himmel kommt

Des Ueberreichen, der hier einzig hat
Wunsch und Willen auf Weltschätze gewandt,
Herz und Muth, und Gottes Macht nicht ansieht."

## Aus dem Einzug in Jerusalem.

Mit der Menge ging dann der Männer Fürst
In die prächtige Burg. Als der Geborne Gottes
In Jerusalem mit der gaffenden Menge
Und den Begleitern einzog, da ward der Sänge größter
In hellen Stimmen erhoben: mit heiligen Worten
Lobte den Landeswart der Leute Menge,
Der Gebornen Besten. Die Burg kam in Aufruhr,
Das Volk war in Furchten und fragt' alsbald
Wer es wär, der da käme mit kräftiger Schaar,
Mit der mächtigen Menge. Da gab ein Mann zur Antwort
Daß da Jesus Christ von Galiläaland,
Von Nazarethburg, der Nothhelfer käme,
Der weise Wahrsager, zu wenden die Noth.
Das schuf den Juden, die ihm gram waren längst,
Abhold im Herzen, Harm im Gemüthe,
Daß ihm die Leute so lauten Lobgesang erhoben
Den Herrn zu verherrlichen. Da huben Thoren an,
Die ihre Worte wandten zu dem waltenden Christ,
Er sollte dem Geleite doch Schweigen auferlegen,
Die Leute hindern, daß sie ihm Lobs soviel
Im Gesange spendeten, „ihr Geschrei beschwert
Die Burgleute." Der Geborne Gottes sprach:
„Hindert ihr hier die Heldenkinder,
Daß sie des Waltenden Kraft mit Worten verherrlichen,
So werden die Steine ihre Stimmen erheben,
Die festen Felsen vor dem Volke hier,
Eh es unterbliebe, daß ihm Lob gesungen sei
Weit über die Welt."

## Das Scherflein der Wittwe.

Vor dem Weihhaus stand der waltende Christ,
Der liebe Landeswart, der Leute Sinn
Und Treiben betrachtend. Viele kamen und trugen
In das heilige Haus gar herrliche Schätze,
Begabten es mit Gold und gutem Gewebe,
Köstlichem Schmuck: Christ unser Herr
Gewahrt' es weislich. Eine Wittwe kam da auch,
Eine arme Frau, und ging zu dem Frohnaltar,
Legte da nieder vor dem Schatzhause nur
Zwei eherne Pfennige, einfältigen Herzens
Und guten Willens. Da sprach der waltende Christ,
Der gute, zu den Jüngern: „Der Gaben brachte sie
Mehr hiemit als sonst ein Menschensohn.
Wenn begüterte Männer zur Gabe trugen
Manchen Schatzes Hort so ließen sie mehr daheim
Des gewonnenen Wohlstands. Diese Wittwe nicht so:
Sie opferte dem Altar Alles, was sie hatte

An Reichthum errungen: nicht das Geringſte blieb ihr
Daheim in der Hütte. Darum hat ihre Gabe
Mehr Werth vor dem Waltenden weil ſie es ſo willig gab
An das Gotteshaus. Das wird ihr vergolten
Mit langdauerndem Lohn, daß ſie ſolchen Glauben hat."

## Aus Lazarus Erweckung.

Weinend ging da
Die trauernde Martha, mit dem Mächtigen
Worte zu wechſeln. Zu dem Waltenden ſprach ſie
Aus harmvollem Herzen: „Wärſt du, o Herr,
Der Nothhelfer beſter, uns näher geweſen,
Guter Herr und Heiland, ich hätte den Harm nun nicht,
Die bittere Bruſtbeſchwer; mein Bruder wär nicht geſchieden,
Lazarus, aus dieſem Licht, er möcht uns noch leben
Des Geiſtes voll; obgleich ich zu dir, o Herr,
Lichthell glaube, der Lehrer beſter,
Was du auch verlangen willſt von dem erlauchten Herrn,
Daß es gleich dir gibt Gott der allmächtige,
Deinen Wunſch gewährend." Da gab der waltende Chriſt
Ihr zur Antwort: „Laß dir im Innern nicht
Die Seele verdüſtern. Sagen will ich dir
Mit wahren Worten, und wenden mag es nichts:
Dein Bruder ſoll auf Gottes Gebot
Durch des Herren Kraft ſich erheben vom Tode
In ſeinem Leichnam." Sie ſprach: „Den Glauben hab ich gänzlich,
Daß es alſo werden wird, wenn dieſe Welt endet,
Und jener mächtige Tag über die Menſchen fährt,
Daß er dann auch von der Erde wird auferſtehen
Am Tage des Gerichts, wenn vom Tod erweckt
Durch die Macht Gottes die Menſchengeſchlechter
Sich von der Raſt errichten." Da ſprach der reiche Chriſt,
Der allmächtige zu ihr mit offenen Worten,
Er ſelber wäre der Sohn des Herrn,
Das Licht und das Leben, und der Leute Kinder
Die Auferſtehung. „Nie ſterben wird
Und ſein Leben verlieren, der da glaubt an mich,
Ob auch die Erdenſöhne ihn mit Erde bedecken,
Ihr tief ihn vertrauen, doch ſcheint er nur todt:
Das Fleiſch iſt ihr befohlen; doch frei der Geiſt
Und die Seele geſund." Da verſetzte ſogleich
Das Weib die Worte: „Du biſt des Waltenden Sohn,
Der allmächtige Chriſt: das mag man erkennen
Wahrlich an deinen Worten, du haſt Gewalt durch Gottes
Rathſchluß über Himmel und Erde."

## Betrachtung über Petri Verläugnung.

Doch darf es der Leute Kinder
Nicht wundern, weswegen es Gott gewollt,
Daß ſo liebem Manne ſolch Leid widerführe,
Daß ſo ſchmählich ſollte den Schützer und Herrn

Um der Dirne Wort der Degen wackerſter
Vor den Leuten verläugnen. Das ließ der Herr geſchehn
Uns Menſchen zum Frommen. Er wollt ihn zum Fürſten machen,
Zum höchſten, über ſein Haus. Der heilige Herr
Ließ ihn klar erkennen wie kleine Kraft
Der Menſchen Gemüth hat ohne die Macht des Herrn.
Er ließ ihn ſündigen, daß er ſelber eher
Den Leuten glaube, wie lieb es iſt
Der Menſchen Männiglichem, der ein Mein verübte,
Daß man ihm erlaſſe die leidige That,
Schuld und Sünde, wie ihm ſelber erließ
Der Herr des Himmelreichs ſein harmwerthes Thun.
Darum iſt unnütz unſer eitles Pochen,
Des Hörigen Hoffart: wenn ihm des Herren Hülfe
Um ſeine Sünde ſchwindet, ſo wird der Sinn ſogleich
In der Bruſt ihm blöde, wie ſehr er ſich gebrüſtet hat,
Seine Stärke gerühmt und ſeine ſchnelle Kraft,
Seinen Muth, ſeine Macht. Das mochte man wohl ſchauen
An der Degen beſtem, da ihm gebrach des Herrn
Heilige Hülfe. Drum hüte ſich Jeder
Und ſcheue den Selbſtruhm, denn ihm ſchwindet oft
Wahn und Wille, wenn ihm der waltende Gott,
Der hehre Himmelskönig, das Herz nicht ſtärkt.

## Die Kreuzigung Chriſti. *)

| | |
|---|---|
| Thuo sia thar an griete | Dann ſie dar auf dem Grieße |
| galgon rihtnn | einen Galgen errichteten, |
| an them felde nppian | auf dem Felde oben, |
| folc iudeono | das Volk der Juden, |
| bom an berege, | einen Baum auf dem Berge, |
| endi thar an that barn godes | und daran das Kind Gottes |
| quelidun an crucie. | quälten, an dem Kreuze. |
| slogun cald isarn | Sie ſchlugen kalt Eiſen, |
| niwa naglos | neue Nägel, |
| nithon scarpa | unten ſcharfe, |
| hardo mid hamuron | hart mit Hämmern |
| thuru is hendi endi thuru is fuoti | durch ſeine Hände und durch ſeine Füße, |
| bittra bendi. | bittere Bande. |
| is blod ran an ertha | Sein Blut rann zur Erde, |
| dror fan uson drothine. | das Blut von unſerm Herrn. |
| hie ni welda thoh thia dad wrecan | Er wollte dennoch die That nicht rächen, |
| grimma an them indeon | die grimme, an den Juden, |
| ac hie thies god fader | ſondern er darum Gott Vater, |
| mahtigna bad | den mächtigen, bat, |
| that hie ni wari them manno folke | daß er nicht wäre dem Männervolke, |
| them werode thiu wretha | dem Wehrthume, deshalb böſe, |
| hnand sia ni witun hnat sia duot, quat hie. | weil ſie nicht wiſſen, was ſie thun, ſprach er. |
| Thuo thia wigandos | Dann die Knechte |
| giwadi cristes | das Gewand Chriſtes |

*) Als Probe wollen wir bei dieſem Stücke den altdeutſchen Urtext gleich daneben ſtellen.

| | |
|---|---|
| deldun | theilten, |
| dereuia mann | die derben Männer, |
| thes riken girobi. | des reichen Kleider. |
| thia rincos ni mahtun | Die Recken nicht konnten |
| umbi thena selbon | über die Vertheilung |
| samwurdi gisprecan | Vereinbarung treffen, |
| er sia an iro huarabe | bis sie in ihrem Truppe |
| hlotos wurpun | die Loose warfen, |
| huilic iro scoldi hebbian | welcher von ihnen sollte haben |
| thia helagun peda | den heiligen Rock, |
| allaro giwadio wunsamost. | aller Gewande wonnesamstes. |

## Maria Magdalena.

Da stand voll Schwermuth
Der Frauen Eine zum anderumale
Am Grab sich grämend mit jammerndem Herzen,
Maria Magdalena. Ihr war das Gemüth
Voll schmerzlicher Sorgen, wo sie suchen sollte
Den hülfreichen Herrn. Sie wußte dem Harm,
Dem Weinen nicht zu wehren, noch wohin sich wenden,
Da verstört' ihr Gemüth. Da sah sie den mächtigen
Christ da stehen, obwohl sie ihn
Nicht erkennen konnte bis er sich kund gab und sagte,
Er wäre es selber: „Warum weinst du so,
Härmst dich mit heißen Thränen?" Sie sprach: „Um meinen Herrn:
Ich weiß nicht wo er blieb: magst du mir ihn weisen,
Herr, wenn ich dich fragen darf, ob du ihn aus dem Felsen nahmst?
So weis ihn mir wieder: das wäre mir der Wünsche größter,
Wenn ich ihn sehen sollte." Nicht ahnt' ihr, daß der Sohn des Herrn
Sie so gütlich grüßte: der Gärtner schien er ihr,
Der Hofwart seines Herrn, bis der Herr sie mit Namen
Nannte. der Nothhelfer bester. Da ging sie näher hin,
Das werthe Weib, und erkannte den Waltenden.
Da vermochte sie vor Minne nicht mehr ihn zu meiden,
Wollte mit den Händen nach dem Herren greifen,
Dem Fürsten der Völker; aber das Friedekind Gottes
Wehrt' ihr mit den Worten: „Wage mich nicht
Mit Händen zu berühren. Ich stieg noch nicht zum himmlischen Vater.
Eile nun ungesäumt, den Eilfen zu melden,
Meinen Brüdern, daß ich unser beider Vater,
Euern und meinen, den allwaltenden,
Suchen wolle, den wahrsesten Gott."
Die Frau war erfreut, da sie von ihm melden durfte,
Daß sie ihn gesund gesehen. Sie schickte sich an
Alsbald zu der Botschaft, brachte den Männern
Das willkommene Wort, daß sie den waltenden Christ
Gesund gesehen, und sagte, was ihr Auftrag war
Mit zuverlässigen Zeichen. Doch zweifelten sie noch
An des Weibes Worten, daß die Wonnebotschaft
Gottes Sohn ihnen sende, und saßen trauernd,
Die Helden, und harmvoll.

Wenige Worte haben wir nun noch zu sagen über Erscheinungen christlich biblischer Poesie aus dem 11. bis 13. Jahrhundert. Zunächst tritt uns da noch ein Leben Jesu nach den Evangelien entgegen von einer Dichterin, Frau Ava genannt, die 1127 in oder bei Göttweih starb, nachdem sie sich im Alter in's Kloster begeben hatte. Sie ist bei ihrem Gedicht, wie sie selbst mittheilt, von ihren beiden Söhnen unterstützt worden, und so hält man sie, namentlich Diemer, der Herausgeber ihres Lebens Jesu, für die Mutter der gleich zu erwähnenden Dichter Hartmann und Heinrich, wofür jedenfalls das spricht, daß Hartmann seit 1094 als Abt in Göttweih lebte und 1114 daselbst starb. Frau Ava hat ihr Gedicht in gereimten Versen verfaßt, es hat aber häufig statt der Reime bloß Assonanzen, und es nähert sich noch der älteren poetischen Form dadurch, daß an vielen Stellen wie unwillkürlich die alte Alliteration sich einstellt. Auch in der Sprache der Dichtung zeigen sich viele alterthümliche Formen. Dieselbe folgt den Evangelien in der Darstellung des Lebens Jesu von Anfang bis zu Ende kindlich und treu und hat oft in ihrem Ton etwas Naives. Am Schluß läßt die Dichterin den Antichrist auftreten und schildert den jüngsten Tag.

Von ihren muthmaßlichen beiden Söhnen Hartmann und Heinrich haben wir auch Gedichte religiösen Inhalts, und zwar von ersterem, dem Prior zu St. Blasius und Abt zu Göttweih, ein Gedicht vom Glauben, in kurzen Reimpaaren gedichtet. Es ist eine ziemlich breite Umschreibung und Erklärung der Glaubensartikel und enthält viel theologische Gelehrsamkeit. Das Gedicht hat die ausgesprochene mönchische Tendenz, die Leute aufzumuntern, daß sie die Welt verlassen und genau die Satzungen der Kirche beobachten. Von dem andern, Heinrich, der kein Geistlicher war, sich aber Gottes armen Knecht nennt und 1127 starb, gibt es ein Gedicht von des Todes Gehügede (Gedächtniß). Dasselbe hat auch eine lehrhafte Tendenz, ist aber doch von viel höherem poetischem Werthe als das vorige, ja es erinnert, wie Kurz sagt, „in seiner einfachen und dabei feierlichen Haltung an die großartige Einfachheit der Propheten." Die erste Hälfte handelt noch nicht direkt vom Tode, sondern zuvor vom Leben, indem sie, von dem Dichter als „Lied vom gemeinen Leben" bezeichnet, die Sitte und Unsitte der Zeit und namentlich besonderer Stände, wie der Geistlichen, der Richter, dann der Herrn und Frauen, schildert und geißelt. Hierauf gründet sich dann in der zweiten Hälfte die ernste Mahnung an den Tod und der Ruf zur Buße.

Eine beliebte Weise geistlicher Poesie war damals die Bearbeitung und Ausdeutung des salomonischen Hohenliedes zu einer Schilderung der Liebe und des Liebesbundes zwischen der frommen

gläubigen Seele oder der Kirche und Gott oder Christus, welche Deutung des hohen Liedes seit Hieronymus in der Kirche gebräuchlich geblieben ist. Wir wollen derselben zwei erwähnen, ein Gedicht des 11. Jahrhunderts, von Williram, der als Abt des Klosters Ebersberg im Jahr 1085 starb und früher Mönch in Fulda war. Es fehlt dieser Umschreibung des hohen Liedes nicht an tüchtiger theologischer Gelehrsamkeit. Das andere ist poetisch viel bedeutsamer und rührt aus dem 13. Jahrhundert her von einem mystischen Dichter, der vermuthlich Dominicaner-Mönch am Rheine war, dessen Name aber unbekannt geblieben ist. Das Gedicht führt in der Original-Handschrift zwei Titel: die Tochter Sion oder die minnende Seele. Der Grundgedanke ist der, daß die Seele des Menschen, welche nach dem Heiland verlangt, wenn sie ihre bösen Lüste durch ihre Tugenden besiegt, zum Anschauen des Geliebten kommen und ewig mit ihm vereinigt werden kann. Wie die Tochter Sion die gläubige Seele ist, hier aber auch Spekulation, oder mit dem deutschen Namen Spiegel sich nennt, so stellen die von ihr im hohen Liede öfter in Anspruch genommenen Töchter Jerusalems allegorisch die Tugenden dar: Liebe (Minne), Gedanke, Glaube, Zuversicht, Weisheit, Gebet. Jeder derselben ist ein Spiegel beigelegt: der des Gedankens ist die Welt, der des Glaubens Jesus Christ, der der Zuversicht oder Hoffnung das Himmelreich, der der Weisheit Gottes Sohn in Ewigkeit, der der Minne die Güte u. s. w. Die von Liebe zu ihrem himmlischen Bräutigam erglühende Seele fragt nun diese ihre Gefährtinnen um Rath, wie sie mit ihm vereinigt werden könne. Die Weisheit und die Minne geben ihr den besten Rath, und mit Hülfe des Gebets und dessen Reisevorrath, den Werken der Barmherzigkeit nebst Fürbitte der Heiligen und Kreuztragen, kommt sie vor den Thron des Bräutigams, wo die Minne, ganz nach antiker Anschauung, mit ihrem Bogen den Pfeil nach demselben schießt und ihn trifft, so daß er der minnenden Seele in die Arme sinkt und mit Kuß und Vermählungsring sich ihr auf immer verbindet. Seitdem wohnt die Tochter Sion als Virgo Israel auf dem Thron der Freude.

Es ist uns aus dem 12. Jahrhundert noch ein Gedicht vom jüngsten Gericht erhalten, das überhaupt im Mittelalter bei den Deutschen ein beliebter Gegenstand war. Der Verfasser desselben ist ebenso wenig genannt wie der des Muspilli, mit welchem Gedicht das spätere einige verwandte Züge hat, z. B. das Herbeibringen des Kreuzes, das Fahren der Engel durch die Luft, u. s. w., sonst aber weicht es in Form und Inhalt wesentlich ab. Die Form ist nicht mehr die mit dem 9. Jahrhundert aufhörende der Alliteration, sondern die durch Otfried eingeführte der Reimzeilen, nur daß bei ihnen freilich häufig statt des Reimes eine bloße Asso-

nanz am Schluß vorkommt. Das jüngste Gericht des 12. Jahrhunderts ist seinem Inhalt nach weniger ideenreich, als das des 9. Jahrhunderts, und hält sich einfacher an das in dem neuen Testament über das jüngste Gericht Verkündete mit Vermeidung fremdartiger Anklänge. An poetischem Werth steht das ältere Gedicht ohne Zweifel höher, obschon auch in dem jüngern ergreifende Stellen und Schilderungen von hoher poetischer Schönheit vorkommen. Seine Tendenz ist eine lehrhafte, was aber doch nirgends störend hervortritt. Der Gang des Gedichtes ist folgender: An dem Tage, wo Alles erschrecken muß,

Dann kommen die Engel in den Lüften gefahren
Und bringen ein Kreuze getragen
Schön und lauter. Darnach kommt
Menschlich der himmlische König
Und sitzet zu Gerichte
In seiner Manneskraft
Und um ihn seine Heiligen,
Daß sie urtheilen
Einen jeglichen nach seiner Andacht (Gedanke)
Und danach er gelebet hat.
So zeiget er seine Wunden
An seiner Seite, an seinen Füßen, an seinen Händen.
Dann wird ein jegliches Auge
Gott unsern Herrn schauen,
Wie ihn die Juden fingen
Und an das Kreuze hingen,
Als er schwitzet Blut,
Als man ihn band, als man ihn schlug.
So zeigt er alle seine Noth,
Die er litt und auch den Tod,
Und spricht: Sieh Mensch, was ich um dich gelitten habe,
Sage, was du um mich gethan?
So thut er auf das Buch,
Darin steht unsere That, sei sie übel oder gut.

Es wird dann alles Verborgene offenbar und wie ein Jeder es mit Gott gemeint hat. Die Todten werden darnach, wie es im Buche steht, beurtheilt. Dann freuen sich, die gut gelebt haben:

Wer will, daß man seine Schande nicht sehe,
Der habe nun Reue und beichte.
Was wir jetzt zu beichten kommen,
Das wird dann verhohlen.
Was wir aber nicht beichten,
Das wird dann alle Welt erfahren.

Mancher möchte dann wohl noch beichten, aber es ist zu spät. Der Herr kehrt sich zu denen zur rechten Hand, die ihm gedient haben, und ruft sie zu der ihnen von Anbeginn der Welt bereiteten Gnade und Seligkeit:

Kommet meine viel lieben Kinder,
Ich bin euer Vater, ihr seid,

Die ich erlöset habe von der Hölle Noth.
Ich bin Mensch und Gott!
Was euer Herz ja hat begehret,
Das wird euch Alles jetzt gewähret.
Ihr seid die, für die ich den Tod litt,
Ich werde euch zeigen meine Schönheit,
Ich werde euch zeigen meine Herrschaft.
Dann endet unser Ungemach.
Die zur linken Hand stehen,
Die heißt er in das ewige Feuer gehen,
Da nichts ist als Ach, Weinen und Weh,
Daraus kommen sie nimmermehr,
Da geht es an ein Scheiden,
Da geht es an ein Weinen.

Sie rufen dann noch um Erbarmen und bedauern ihre Missethat, aber der Herr antwortet:

Die Pforten sind beschlossen,
Hier kann Niemand mehr aus oder ein.
Ich weiß, wer ihr seid,
Ihr seid des Teufels Kinder.
Geht dorthin, wo gedient ihr habt,
In der Finsternisse Land.
Von mir meine Feinde!

Da ist denn viel Weinen und Schreien, und wenn der Herr ihnen den Rücken gekehrt hat, so rufen sie die guten Menschen um Hülfe an; wenn Einer den Andern erkennt, reckt er die Hände nach ihm aus und ruft: hilf mir, Freund, Herr. Die Seligen aber halten ihnen vor, daß sie ihren Schöpfer verachtet haben um ihres Leibes Annehmlichkeit willen:

Was ist nun eure Ueppigkeit?
Nun hat sie ein Ende genommen.
Wir können euch nicht zu Hülfe kommen,
Dem ihr gedient habt, dahin geht,
Denn ihr seht uns nun nimmermehr.

Daher ist das des Dichters Rath der, daß Alle wohl thun mögen:

So geht es an ein Scheiden,
So geht es an ein Weinen.
Wenn sie dann von einander fahren,
So heulen die Bösen und wehklagen.
Sie winden sich.

Damit bricht die Handschrift ab.

Wir sind schon mit den letzten Mittheilungen von dem uns vorgesteckten Gebiet der alt-deutschen Volkspoesie auf das der Kunstpoesie hinübergeschweift, und das würde noch mehr der Fall sein, wenn wir näher reden wollten von Erscheinungen christlich-religiöser Dichtung wie dem Lobgesang auf Christus und Maria

von dem berühmten Meister Gottfried von Straßburg im 13. Jahrhundert, oder von Legenden wie der von der Kindheit Jesu von Conrad von Fussesbrunnen aus derselben Zeit, oder von den vielen kleinen lyrischen Liedern religiösen Inhalts, die die geistliche Richtung der Minnesänger repräsentiren und zum Theil viel Schönes enthalten. Man pflegte sie meist Leise zu nennen, welcher Name von dem Kyrie eleison der Litanei herrührt. — Während in den früheren derartigen Dichtungen noch hie und da volksthümliche Anklänge vorkommen, sind die spätern in Form und Inhalt durchaus kunstmäßig, lieben die Allegorie, streifen leicht in das Ueberschwängliche und haben besonders die heilige Dreieinigkeit und die Jungfrau Maria als Mutter Gottes zum Gegenstand. So namentlich mehrere von Walther von der Vogelweide, der in einem Morgengebet, nachdem er gefleht hat:

Mit Segen laß mich heut erstehn,
Herr Gott, in deinem Schutze gehn,
Und reiten, wohinaus mein Weg sich kehre;

in der Verherrlichung der seligen Jungfrau so weit geht, den Herrn Christus also anzurufen:

Herr Christ an mir gib an den Tag,
Was deiner Güte Kraft vermag,
Und steh mir bei zu deiner Mutter Ehre! —

So schließen wir denn in der Hoffnung, namentlich der wunderbar schönen Gestalt des alt-sächsischen Heliand Freunde gewonnen zu haben, mit den Worten des Dichters der Tochter Sion, die wir auf uns anwenden:

Liebe Kinder sprechet Amen,
Zu denen diese Worte kamen,
Und gedenket auch in Treuen mein:
Sprecht, er müsse selig sein,
Der diesen Vortrag uns gemacht:
Sei das ew'ge Heil ihm zugedacht! —

# IX.

## Das römische Castra vetera und das christliche Xanten.

Wer auf der linken Rheinseite von Bonn abwärts das Land durchzieht, wird an den Ufern des schönen Stromes zwischen den zum Theil reichen und freundlichen Städten und Dörfern überall schöne Fluren, üppige Felder und besonders fette Weiden finden, aber keine irgendwie nennenswerthen Erhebungen mehr, geschweige denn Berge. Erst 12 Meilen unterhalb Cöln beginnt ein Höhenzug, der sich etwa 10 Stunden in nordwestlicher Richtung fortzieht bis über die holländische Grenze hin. Dort dacht er sich bei Nimegen in lieblichen Hügeln ab, die den Holländern zu hübschen Landhäusern mit Gartenanlagen in den Dörfern Beek und Uebergen günstiges Terrain bieten. Der Anfang dieses Höhenzuges ist $^1/_2$ bis $^3/_4$ Stunde oberhalb Xanten, wo die Höhen des sogenannten Fürstenbergs, oder Vorstenberges, wahrscheinlich vordersten Berges, schöne Aussichtspunkte in die weite Rheinebene bieten. Diese gelangt auf der rechten Seite erst eine Stunde vom Rhein entfernt, bei Diersfort wieder zu ganz leichten Erhebungen, die aber bald wieder in das vollständige Flachland übergehen, bis $^3/_4$ Stunde unterhalb Emmerich, dem alten Embrik der Chamaver, sich der Eltenberg erhebt. Von da aus erstreckt sich eine Stunde lang eine Hügelreihe bis Montferland, welche sich nach der alten Yssel zu an der holländischen Gränze abdacht. Bedeutender sind die Höhen der 10stündigen Hügelkette auf dem linken Rheinufer, die bei Calcar in dem Monterberg, bei Cleve in dem Cleverberg und den bewaldeten Hügeln des schönen Thiergartens ihre bedeutendsten Erhebungen erreicht.

In der Anfangs 5, dann 7 Stunden breiten Ebene zwischen diesen Höhenzügen strömt der Rhein in einer sehr ansehnlichen Breite, und wie er eine Stunde unterhalb Cleve jetzt sich theilt, so hat er überhaupt oft in jener Ebene sein Bett gewechselt, wie sich

das in mehreren, namentlich bei Xanten und Cleve noch vorhandenen, sogenannten alten Rheinen darstellt. Es ist wohl anzunehmen, daß der Rhein früher näher bei Cleve vorbeifloß, worauf auch wohl die Sage von dem Schwanenritter hindeutet, welcher, ein Ritter des heiligen Grals, in einem von einem Schwane gezogenen Kahne den Strom herabgefahren kam. Xanten, welches jetzt eine gute Viertelstunde vom Rhein entfernt liegt, lag vermuthlich früher auch am Rhein, worauf große gewaltige Ringe an der alten Stadtmauer hinweisen, die doch wohl zum Befestigen der Schiffe dienten, wie auch ein Rheinthor, welches jetzt nicht das zunächst zum Rhein hinführende ist. Von Xanten floß der Rhein dann mehr westlich als heutzutage, und wahrscheinlich hart an dem jetzt $^3/_4$ Stunde davon entfernt liegenden Calcar mit seinem Monterberg vorbei; von da wandte er sich nach Cleve hin, bei welcher Stadt sich die Spuren eines alten Drususdammes finden.

Durch die Lage am Rhein gewann der niederrheinische Höhenzug, von dem wir reden, für die Römer, die immer die Terrain-Verhältnisse sehr geschickt zu benutzen wußten, eine erhöhte Wichtigkeit; es blüheten dort viele reiche römische Niederlassungen, und an der Abdachung der Hügelkette nach dem Rheine zu stand eine Reihe von römischen Castellen. Bekannt sind das alte Noviomagus, Nimegen; dann deutet zwischen Nimegen und Cleve bei Cranenburg ein noch bekannter Heidenkirchhof auf eine römische Niederlassung; weiter folgte eine Viertelstunde unterhalb Cleve bei dem jetzigen Dorfe Rindern das römische Arenatium, und eine gute halbe Stunde oberhalb Cleve bei dem jetzigen Dorfe Qualburg das römische Quadriburgium. Dann lag 2 Stunden weiter rheinaufwärts Burginatium, bei dem jetzigen Calcar, wo man vor 40 Jahren an einem op gen Born genannten Hofe die bedeutendsten Ausgrabungen römischer Alterthümer gemacht hat. Burginatium scheint dem damaligen Laufe des Rheines gemäß auf der rechten Seite gelegen zu haben, und ihm gegenüber auf der linken lag das alte Munna, bei dem jetzigen Monterberg, auf dessen Höhe noch ein gewaltiger Römerbrunnen sich findet. Von da 2 Stunden weiter rheinaufwärts kommen wir ganz nahe vor der jetzigen Stadt Xanten zu der Stelle der alten römischen Colonia Trajana. Noch jetzt sieht man daselbst die Fundamenttrümmer eines alten römischen Gemäuers und einer aus späterer Zeit herrührenden Burg, sowie einen Römerbrunnen in einem naheliegenden Garten. Eine halbe Stunde oberhalb der jetzigen Stadt Xanten lag dann das befestigte Lager der Römer Castra vetera. Die Römer hatten alle diese Niederlassungen und Castelle mit den schönsten Straßen verbunden, wovon sich zwischen Noviomagus und Colonia Agrippina, Nimegen und Cöln, noch die deutlichsten Spuren finden; am

deutlichſten ſind ſie namentlich von dem Herrn Oberſtlieutenant Schmidt nachgewieſen und noch zu erkennen zwiſchen dem Heidenkirchhof bei Cranenburg und Arenatium bei Cleve, und dann von Burginatium bei Calcar über Colonia Trajana, Caſtra vetera, Drüpt, deſſen alter lateiniſcher Name verloren iſt, Asciburgium beim jetzigen Dorfe Asberg unweit Mörs, Gelduba nicht weit von Kaiſerswerth, und Noviſium, Neuß, von da bis Colonia Agrippina aber weniger deutlich. Auch Spuren von einem Römergraben, Canal oder Waſſerleitung, finden ſich in der Nähe der Stadt Xanten.

Wie wir ſchon erwähnten, liegt dieſe Stadt zwiſchen der Stelle des alt-römiſchen Caſtra vetera und der etwas ſpäter entſtandenen Niederlaſſung der Römer Colonia Trajana, jedoch viel näher bei dieſer letzteren, deren Gräberplatz die Stelle der jetzigen Gärten von Xanten vor dem ſogenannten Cleviſchen Thore einnahm, wie aus vielfältig in denſelben ausgegrabenen Särgen mit Alterthümern deutlich hervorgeht. Caſtra vetera dagegen lag an dem ſüdlichen Abhange des ſchon genannten Fürſten- oder Vorſtenberges, deſſen Name aber auch auf Varusberg gedeutet wird, indem Varus von Vetera aus nach Germanien gezogen ſein ſoll, was viel Wahrſcheinliches hat. Caſtra vetera hatte dieſen ſeinen Namen „altes Lager“ daher, daß es eins der älteſten Lager der Römer war. Nach dem Itinerarium Antonins*) in Uebereinſtimmung mit der Angabe des Tacitus in den Annalen I, Cp. 45 lag Vetera am 60ſten Meilenſteine, alſo 60 Millien von Cöln, d. h. von der Ara Ubiorum, die aber jedenfalls in Cöln geſtanden haben muß, wie aus Cp. 37 und 39 folgt. Andrerſeits war Caſtra vetera 36 Millien von Noveſium oder Neuß entfernt. Von Noveſium bis Colonia Agrippina iſt dann die Zahl 16 als Entfernung angegeben, was aber nicht Millien heißt, ſondern galliſche Leuke, nach welchen das Itinerarium von Noveſium aus rechnet. 16 Leuken ſind aber gleich 24 Millien, und ſo kommen gerade von Vetera bis Cöln die 60 Millien wieder heraus. Das ſtimmt auch genau mit der jetzigen Lage des Punktes zwiſchen Fürſtenberg und dem Dorfe Birten überein, wo jedenfalls einſt Caſtra vetera lag.

Wie der Xantener Geſchichtsforſcher Pfarrer Spenrath bemerkt,

*) Itinerarium, ſoviel als Wegverzeichniß, iſt eine ſchriftliche Aufzeichnung aller Straßen und daran liegenden Städte, Lagerplätze und Nachtlager, mit Angabe ihres Abſtandes von einander. Itineraria picta waren gemalte Wegverzeichniſſe, die durch ein Bildchen den Ort bezeichneten, ſei es als Hauptſtadt, Feſtung, Colonie oder Lager. Die geographiſche Länge und Breite und die Geſtalt des Landes haben die Römer bei ihren Itinerarien nicht berückſichtigt, ſondern bloß die Wege und ihr Zuſammentreffen. Ein Itinerarium iſt noch in Copie, die der Augsburger Stadtſchreiber Peutinger, ein Zeitgenoſſe und Freund Reuchlins, beſeſſen hat, auf uns gekommen. Es iſt das die vielgenannte Peutinger'ſche Tafel.

mochten die Römer diesen Punkt mit aus dem Grunde zu ihrem Lager ausgewählt haben, weil er an einer Krümmung des Rheines gelegen war, und hier gerade germanische Volksstämme wie die Thenkterer, Usipeter, Brukterer von der Lippe her über den Rhein zu setzen und in Gallien einzufallen pflegten. Fürstenberg ist die erste bedeutendere Höhe von Bonn rheinabwärts, und Tacitus sagt ausdrücklich im IV. Buche der Historien Cp. 23, daß Vetera an dem sanften Abhang eines Hügels am Rhein lag. Der sogenannte alte Rhein, ein früheres Hauptbette desselben, fließt aber noch jetzt hart unter dem Fürstenberg bei Xanten vorbei. Ein Theil des Lagers, sagt Tacitus, erhob sich allmälig auf einem Hügel, ein Theil wurde von der Ebene aus betreten. Wenn er dann. (V, 14) bei der Schlacht des Civilis von der weiten Ausdehnung der Gefilde redet, die von selbst bewässert wurden, so muß darunter der Raum südlich von Castra vetera nach dem Rhein gemeint sein, der zur Schlacht allerdings sehr geeignet war.

Es kann wohl als sicher betrachtet werden, daß Augustus als er in Gallien war, dieses Lager hat anlegen lassen, denn es findet sich gleich nach seinem Tode also bezeichnet und mit der 5. und 19. Legion besetzt, welche damals die Hauptanstifter der den Römern bedrohlichen Unruhen am Ober- und Niederrhein waren. Wahrscheinlich nach der Niederlage, welche der Legat Lollius im Jahr 16 vor Christo am Niederrhein durch die transrhenanischen Germanen erlitten hatte, also etwa im Jahr 15 oder 14, ward Vetera errichtet, und zwar, wie Tacitus in der Historia angibt, für 2 Legionen, also 12,000 Mann Fußvolk und Reiterei, die auch, nebst den dazu gehörigen Hülfstruppen, immer hier gelegen haben. Das Lager war mit einem Wall und einer Mauer umgeben, an welcher Thürme standen. An der südwestlichen Ecke nach Birten und dem Amphitheater zu sind die Spuren des Walles noch zu erkennen. Sonst waren die Befestigungen desselben wohl nicht sehr stark, was mit dem Zwecke des Lagers zusammenhing, indem Augustus nach Angabe des Tacitus es nur zum Zwecke des Angriffes anlegte, um von da aus seine Eroberungszüge nach Germanien hinein zu machen; die zurückkehrenden Truppen sollten sich dann hier sammeln. Die Römer machten von hier aus Züge zu Land oder zu Wasser, namentlich die Lippe aufwärts, welche noch jetzt zwei kleine Stunden oberhalb Fürstenberg in den Rhein mündet, dann den Rhein hinunter durch den Drusischen Kanal, die neue Yssel und die Zuider- und Nordsee in die Ems, Weser und Elbe hinein. Bis zu Claudius Zeiten war Vetera so der gewöhnliche Aufenthalt der römischen Heerführer und Gouverneure am Niederrhein. Eine Belagerung auszuhalten ist Vetera nicht eingerichtet gewesen, und es erregte daher einigen Schrecken, als Civilis dasselbe einschloß. Da mußten noch erst die

Werke ausgebeſſert und verſtärkt und Kriegsmaſchinen gebaut werden. Das Lager bildete, wie faſt alle römiſchen befeſtigten Lager, ein Viereck; daſſelbe erſtreckte ſich von der Höhe des Fürſtenberges nach dem Dorfe Birten zu. Auf dieſem Punkte findet man in den Feldfluren noch immer viele römiſche Alterthümer: Stein-Monumente, Ziegel mit Legionsſtempeln, Münzen, Gefäße, Lampen, Schmuckſachen u. ſ. w. Das Prätorium, wo der Anführer wohnte, ſtand auf der ebenſten Seite des Lagers, alſo auf der Südſeite nach Birten zu, wenigſtens war dort die Porta prätoria, an welcher, nach Tacitus, ganz ebener Ort war. Andere ſuchen es auf dem erhöhten Punkt des jetzigen Fürſtenbergs. In dem Lagerraum wohnten in Baracken oder Kaſernen die Soldaten; daſelbſt waren auch die Magazine für den Mundvorrath und Kriegsbedarf. Vor dem Lager waren Gebäude für Handwerker und Handeltreibende aller Art, ſowie kleine Villen angebaut, und dieſe bildeten ſich allmälig zur Municipalſtadt aus. So fand es ſich beim Ausbruch des Bataviſchen Krieges nach Tacitus Hiſt. IV, Cp. 22. Eine ſolche Lagervorſtadt hieß Proceſtrium. Da ſtanden denn ohne Zweifel auch die Tempel und Kapellen, aus denen die Altäre und Votivſteine herrühren, die man beim Dorfe Birten und bei der Stadt Xanten gefunden hat. Mars und Fortuna ſcheinen beſonders daſelbſt verehrt worden zu ſein; auf beide weiſen noch Inſchriften hin, die daſelbſt ſich fanden. Auch das Thor der jetzigen, 20 Minuten weit entfernten, Stadt Xanten, welches nach Fürſteuberg hinausführt, erinnert noch mit ſeinem Namen an Mars, heißt es doch Mars-Thor, und die zu demſelben hinausführende Straße Mars-Straße, was freilich Einige auf March-, Markt-Thor und Straße beziehen wollen.

Im Bereich der Wirthſchaftsgebäude des jetzt dem Herrn Major a. D. von Hochwächter zugehörigen Gutes Fürſtenberg, deſſen herrſchaftliches Wohnhaus nach Einigen die Stelle des ehemaligen Prätoriums einnähme, finden ſich überall noch viele römiſche Mauerreſte. Von da aus dehnt ſich, nach Birten zu ſich abdachend, in ſüdlicher und weſtlicher Richtung ein Plateau aus, das das Gebiet des alten Caſtra vetera bezeichnet und von der alten Straße nach Weſel und dem Weg nach Birten durchſchnitten wird. An dem Kreuzungspunkte der Wege ſind jetzt ziemlich tiefe Lehm- und Sandgruben, in denen man einige Fuß tief unter der jetzigen Oberfläche Lagen von Ziegeln nebſt Reſten von Fußböden, von Eſtrich und eine Lage von Brandſchutt und Aſche deutlich erkennt. Hier werden noch fortwährend Reſte römiſcher Gefäße von terra cotta und sigillata, ſowie von gröberem Material gefunden. Ebenſo Gemmen und Münzen. Auch eine kleine Bronce-Figur von ſchöner Bildung, die aber leider ſehr durch die Oxidation angegriffen

ist, und eine sehr schön erhaltene Fibula mit prächtiger aerugo nobilis fand sich hier.*)

Zwischen den Resten des südlichen Erdwalles von Castra vetera und dem Dorfe Birten, nahe vor letzterem, zeigt sich noch jetzt das römische Amphitheater. Es liegt rechts an der alten Straße von Xanten über Fürstenberg nach Rheinberg und weiter nach Cöln, und stellt sich aus der Ferne betrachtet wie ein runder buschiger Erdwall dar, der aber sehr deutlich ein Oval bildet. Seine Ausgänge nach Nord, Süd, Ost und West sind sehr leicht zu erkennen. Der Umfang beträgt gegen 350—360 Schritt, und die Länge von Osten nach Westen etwa 120 Schritt. Die Umwallung dacht sich im Innern etwa 30 Schritt schräg ab, so daß unten eine Arena von 120 Schritt im Umfange für die Fechterspiele und militärischen Uebungen entsteht. Die Umwallung ist außen ungefähr 20 Fuß hoch. Die stufenartige Herabneigung derselben nach Innen ist noch unverkennbar. Zu Ende des 17. Jahrhunderts wollten alte Leute im Innern noch die Meta gesehen haben. Sie soll aus übereinander gelegten Mühlsteinen bestanden haben, die aber allmälig von den Bewohnern umher zum Gebrauch weggenommen wurden. Man hat in neuerer Zeit nichts mehr davon entdeckt, auch keine alten MauerReste, weshalb es wahrscheinlich ist, daß das Amphitheatrum castrense, denn mit einem solchen haben wir es zu thun, nicht aus Steinen, sondern aus Holz gebaut war, wovon denn natürlich die letzten Spuren bei den mehrfältigen Zerstörungen verschwinden mußten. Daß nahe bei dem Amphitheater Gebäude, die zu Vetera gehörten, gestanden haben müssen, ist aus den vielfältigen Ziegelsteinen, Ziegelplatten mit Legionsstempeln, Münzen und Gemmen, die noch stets auf den Ackerfeldern von da bis Fürstenberg gefunden werden, klar. Auch stieß man in den Feldern in der Nähe noch auf Reste römischer Mauerwerke.

Nahe beim Amphitheater, aber tiefer gelegen, unten am jetzigen alten Rhein ist wohl eine Art Hafen oder Schiffswerft von Vetera gewesen. Der alte Pighius in seinem Hercules Prodicius berichtet darüber: „Die im Flußbette liegenden Fundamente von Mauern und die wie Felsen unter dem Wasser liegenden Ruinen, die den Schiffern gefährlich sind, beweisen, daß hier ein Hafen des Lagers gewesen ist. Daß die Römer auf dem Rhein an sicherer Stelle eine Flotte liegen hatten, erzählt Tacitus an mehreren Stellen." Auch sagt Tacitus in den Annalen (I, Cp. 49), daß Germanicus sich im Hafen von Vetera mit seinem Heere nach

*) Diese Gegenstände sind im Besitze des Verfassers, der selbst an jener interessanten Stelle verschiedene römische Alterthümer gefunden hat.

dem nördlichen Germanien einschiffte; ähnlich so Drusus. Unterhalb dieses Hafenplatzes, nördlich von dem jetzigen Biesemann'schen Hofe, finden sich noch Pfähle im alten Rhein, die zu einer Pfahlbrücke gehört zu haben scheinen, die auch Teschenmacher in seinen Annales clivienses erwähnt. Im Jahre 1828 hat der Besitzer des genannten Hofes viele dieser Pfähle ausziehen lassen, und ein alter Kaufmann in Xanten wollte sich erinnern, daß in seiner Jugend, also im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, die Pfähle zu hunderten aus dem alten Rhein gebrochen seien. Die meisten stehen aber in der Richtung, in welcher früher der Rhein gegen Xanten hin floß. Diese haben also nicht zu einer Brücke gehört, sondern zu einer Verpfählung, die das Ufer gegen das Umsichgreifen des Stromes schützen sollte. Es sind Eichenstämme von 2 Fuß Durchmesser und unten mit Eisen beschlagen. Daß übrigens hier doch auch eine Brücke über den Rhein geführt hat, ist unzweifelhaft. Strabo und Tacitus erwähnen sie. Germanicus hat die Brücke erbaut als er im Jahr 14 nach Christo seine Legionen nach Germanien gegen die Marser führte. An derselben stand Agrippina, die heldenmüthige Gattin des Germanicus, und rettete sie, als auf das Gerücht hin, die Germanen näherten sich dem Lager, welches von seiner Besatzung entblößt war, man die Brücke abbrechen wolle. Von der Brücke führten nach Vetera zwei Wege, die noch jetzt vorhanden sind. Der eine derselben geht in nördlicher Richtung aufwärts, der andere, noch jetzt der Römerweg genannt, durchschneidet die obenerwähnte Sandgrube, führte aus dem Lager weiter über die Heesberge und vereinigte sich mit der Römerstraße, die aus Colonia trajana nach der Maas führte.

Nach den gefundenen Legionsziegeln und Monumenten haben in Castra vetera zu verschiedenen Zeiten die Legionen 1, 4, 5, 6, 8, 11, 12, 14, 15, 18, 19, 21, 22, 23 und 30 gestanden. Unter diesen wurden die 18. und 19. Legion in der Varusschlacht durch den tapfern Hermann vernichtet. Das sehr interessante Cenotaphium des Legaten der 18. Legion, M. Caelius, der dabei fiel, ist beim Dorfe Birten gefunden und steht jetzt im Bonner Museum.

Castra vetera hat seine große Bedeutung nicht lange behauptet. Es verlor sie hauptsächlich dadurch, daß unter Claudius die Eroberung von Deutschland aufgegeben wurde, und die Römer sich am Rhein auf die Vertheidigung beschränkten; dann aber auch durch die Erhebung Cölns zu einer römischen Colonie, welche seit dem Jahr 50 nach Christo die wichtigste Niederlassnng der Römer am Niederrhein wurde. Uebrigens hat Vetera doch seine Geschichte gehabt. Im batavischen Kriege hielt die Besatzung von Vetera eine lange Belagerung aus, schlug zwei Stürme ab, wurde aber endlich 71 n. Ch. durch Hunger gezwungen, sich dem Claudius Civilis zu

ergeben. Dieſer tapfere Königsſproße der Bataver, der, früher in Rom gefangen, nachher die Römer aus ſeinem Vaterlande vertrieb und alle ihre Feſtungen am Rhein, außer Vindoniſſa und Mainz zerſtörte, verbrannte dann den Ort, der ſich bei unſerm Lager gebildet hatte. Aber noch in demſelben Jahre wurde Civilis an der Moſelbrücke bei Trier von Cerealis geſchlagen und mußte ſich nach Vetera zurückziehen. Er zog hier nun Truppen aus Deutſchland an ſich, um das Glück der Waffen von Neuem zu verſuchen. Auch legte er einen Damm ſchräg in den Rhein, wodurch die niedrige Gegend vor dem Lager überſchwemmt wurde, und ebenſo die Römerſtraße, auf der Cerealis gegen ihn anrückte. Hinter dieſen Damm ſtellte Civilis die Germanen auf den linken Flügel mit dem Rücken gegen den Rhein, die Bataver und Gugerner in die Mitte und auf den rechten Flügel. Am erſten Tage der Schlacht ſiegten die Deutſchen, aber am andern Tage zeigte ein Verräther den Römern eine ſeichte Stelle in dem überſchwemmten Terrain, ſo brach die römiſche Cavallerie durch, und warf die Germanen in den Rhein. Die nachdringenden römiſchen Legionen jagten dann die Bataver auf der Römerſtraße nach der Maas zu in ihr Vaterland zurück, woſelbſt Civilis einen ehrenvollen Frieden abſchloß. Der ſiegreiche Cerealis ließ aber das zerſtörte Caſtra vetera nicht wieder aufbauen. Seine Trümmer haben ſpäter zum Bau von Colonia Trajana dienen müſſen, wie denn auch im 11. Jahrhundert zum Bau eines Benedictiner-, ſpäter eines Ciſterzienſer-Kloſters. 1670 ſtanden noch zwei römiſche Thürme, die die damalige Abtiſſin abbrechen ließ, um die Tuffſteine nach Holland zum Waſſerbau zu verkaufen.

So ziehen wir denn jetzt von dem zerſtörten Caſtra vetera auf der guten Römerſtraſte nach Norden zu und kommen in einer halben Stunde an der jetzigen Stadt Xanten vorbei zu der Stelle, wo einſt nahe vor ihrem Clever-Thore Colonia Trajana lag. Unter Domitian und Nerva befehligte gegen Ende des 1. Jahrhunderts nach Chriſti Geburt die römiſchen Truppen am Niederrhein Ulpius Trajanus, der im Jahre 97 von Nerva adoptirt wurde und von 98 bis 117 römiſcher Kaiſer war. Er hat die Colonie, die von ihm Trajana hieß, gegründet durch Veteranen und römiſche Bürger. Hier hatte die von ihm errichtete 30ſte Legion, die von ihm den Beinamen Ulpia Victrix führte, ihr Standquartier, und daher wird der Ort auch Caſtra Ulpia genannt, z. B. im Itinerarium Antonins, und von Ammian bloß Triceſimae, das heißt Standquartier der 30ſten Legion. Die Gründung hat wohl zu Anfang des 2. Jahrhunderts ſtatt gefunden. Daß ſo nahe bei Vetera ein zweites befeſtigtes Lager nebſt Colonie angelegt worden, kann nicht ſchwierig erſcheinen. Nach dem bataviſchen Krieg waren in dem zerſtörten Vetera keine Legionen mehr ſtationirt. Trajan aber erkannte die

Wichtigkeit dieser Gegend wie früher für den Angriff, so jetzt für die Vertheidigung der Römer gegen die Germanen. Empörung und Unzufriedenheit traten vielfach auch in römischen Lagern ein, und gerade von Vetera waren nach dem Tode des Augustus und Nero Empörungen der Legionen am Rhein ausgegangen, weshalb es dem Trajan besser erscheinen mochte, die 30ste Legion nicht nach Vetera zu legen, sondern, wenn doch die Gegend einmal besetzt bleiben mußte, in einiger Entfernung davon. Auch war Vetera bloß Militärstation, Trajana war aber eine förmliche Colonie, die noch weitere Bedeutung, als ein bloßer Waffenplatz hatte.

Man hat irrthümlicher Weise die Lage dieser Castra ulpia auch anderswo, nämlich bei dem Dorfe Kellen bei Cleve gesucht, oder auch auf dem Fürstenberg, oder genau auf der Stelle des jetzigen Xanten. Ebenso hat man Colonia Trajana, Castra Ulpia und Tricesima für verschiedene Orte gehalten, während Alles eins und dasselbe ist, oder denn vielmehr Colonia Trajana das Municipium zu Castra ulpia, die, wie bei jedem Lager, so auch bei diesem von selbst entstehende Ansiedelung von Leuten, die zunächst von dem Lager und seiner Versorgung mit allen Lebensbedürfnissen lebten, was ja der Ursprung so vieler Städte am Rhein gewesen ist. In den römischen Itinerarien werden Castra ulpia und Colonia Trajana auf der Route von Cöln aus zwischen Vetera und Burginatium (op gen Born bei Calcar) genannt. Auf der Peutingerschen Tafel wird die Entfernung von Vetera bis Colonia Trajana auf XL, oder nach anderer Lesart XI Millien angegeben. Daraus ist also nicht viel zu entnehmen. Abschreiber müssen hier Fehler gemacht haben. Wer die Colonie beim Dorfe Kellen, $^3/_4$ Stunde von Cleve nach dem Rhein zu, sucht, macht die Conjektur, daß XXI Millien stehen müsse. Besser hilft uns das Itinerarium zurecht, welches M P = mille passus, also 1000 Schritt, oder M P M = milliare plus minus, ungefähr 1000 Schritt angibt, denn so weit liegt Xanten von Fürstenberg entfernt, das würde also auf eine Colonia Trajana vor den Thoren Xantens führen. Viele Legions-Ziegel mit XXX bei Xanten gefunden deuten auf die dortige Lage der Colonia Trajana resp. Castra Ulpia. Ebenso ein Grabstein, vor dem Rheinthor von Xanten gefunden, mit der Inschrift: Diis manibus Marci Vellii Saturnini, veterani legionis XXII (vicesimae secundae) primigeniae, piae felicis, civis Trajanensis Marcus Antonius Honoratus, wonach also ein Bürger von Trajana dem Andenken eines Veteranen der 22. Legion den Grabstein gesetzt hat. Eine andere bei Xanten gefundene Inschrift erwähnte die Wiederherstellung der abgebrannten Schule zu Colonia Trajana Ulpia, wie Pighius mittheilt. — Es haben sich aber auch viele Steinschriften mit Angabe der 30sten Legion bei Xanten ge-

gefunden, woraus wohl ihr Standort daselbst klar wird. Sie war es aber, die in der Trajans Colonie ihr Standquartier hatte. An der Stelle, wo diese ohne Zweifel zu suchen ist, findet man noch fortwährend die verschiedensten römischen Alterthümer und es sind dort auch noch, 4 bis 5 Minuten vor dem Clever Thor, für den nach Xanten Eingehenden links an der Chaussee, die Fundament-Reste der sogenannten alten Burg. Sie bilden einen viereckigen, zum größern Theil überackerten, erhöhten Raum, dessen Grund und Boden voll alten Gemäuers ist, welches Kundige auch für römischen Ursprungs erklären. An der Nordseite fand man im Sommer 1828, da, wo die hier in deutlichen Spuren erkennbare Römerstraße diesen Punkt verläßt und sich links wendet, auf beiden Seiten der Straße große quaderförmige Steinmassen, die wahrscheinlich das Fundament des nördlichen Ausgangsthores von Castra Ulpia oder Colonia Trajana gebildet haben. Der Xantener Pastor Tack berichtet in seinem Manuscripte, daß man nach Auffindung eines Goldschatzes auf der alten Burg bei weiterm Suchen nach Gold den ganzen Acker vor dem clevischen Thore mit Menschengebeinen und Fundamenten von Quadersteinen angefüllt gefunden habe. Vor der Südseite dieses Raumes befindet sich in den Fluren und Gärten bis zu den Mauern des jetzigen Xanten ein großer Gräberplatz, welcher der 30sten Legion und den Einwohnern von Colonia Trajana gedient hat, da ja bekanntlich die Römer außerhalb der Mauern ihrer Lager zu begraben pflegten. Dieser Gräberplatz hat dem früheren Xantener Antiquarius Herrn Justizrath Houben hauptsächlich sein Museum römischer Alterthümer gefüllt, welches leider nach seinem Tode vor ungefähr 15 Jahren durch Einzelverkauf zerstreut worden und für Xanten ganz verloren gegangen ist. Außer der, wie schon erwähnt, an dem nördlichen Ende dieses untermauerten Raumes sichtbar werdenden Römerstraße, führte von da aus noch eine andere durch den jetzt sogenannten Herdecamp nach der Maas. Sie ist auf dem Wege von Xanten nach Sonsbeck noch deutlich zu erkennen. Im Jahre 1822 fand man nahe an dem Gräberplatz, aber noch auf dem Gebiet von Colonia Trajana einen Brunnen, der aus glatt gehauenen Tuffsteinen ohne Mörtel von unten herauf gebaut, in seiner Construktion deutlich als römische Arbeit zu erkennen ist. Er ist 20 Fuß tief und 3 Fuß breit, etwa 6 Fuß unter der Oberfläche des jetzigen Bodens, ebenso tief wie die meisten aufgefundenen Gräber. Der Brunnen war wasserleer, aber auf dem Boden fand sich eine Münze von Kaiser Vespasian. In demselben Garten, der jetzt zu einer ländlichen Wirthschaft „zum Römerbrunnen" gehört, fand man auch Spuren einer Wasserleitung 4 bis 6 Fuß unter der Oberfläche. Ihr Gemäuer war aus gebrannten Ziegeln $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch und $1\frac{1}{2}$ Fuß breit, sie war nicht überdeckt, die Ziegel aber mit Traß ge-

kittet. Es scheint diese Rinne den Römern das Wasser in die Häuser von Colonia Trajana haben führen zu sollen. Von den Schicksalen dieser Colonia Trajana weiß man wenig, nur daß sie zu Anfang des 5. Jahrhunderts den gänzlichen Untergang gefunden hat.

Ein ebenso merkwürdiger als schöner Rest der alten Römerherrlichkeit in der Umgegend von Xanten ist im Jahre 1858 bei niedrigem Wasserstande, nahe beim rechten Ufer-Rande im Flußbette des Rheines bei dem Dorfe Lüttingen, 1/4 Stunde vor dem Clever Thore von Xanten, aus Jahrhunderte langem Grabe auferstanden, indem daselbst eine prachtvolle, 4 Fuß 7 Zoll hohe, antike Bronzestatue, bis auf den rechten Arm völlig unverletzt, aufgefunden wurde. Es ist ebenso schwer zu sagen, wie die Statue dahin gekommen ist, als zu entscheiden, ob der wunderschöne, mit einem Kranze von Blumen und Früchten geschmückte Jüngling ein Bacchus, ein Achilles, ein Apollo, vielleicht Apollo Grannus, oder was sonst sein soll. Aber die Statue bildet, auf 8000 Thaler abgeschätzt, eine der schönsten Perlen des neuen Museums in Berlin und erregt allgemeine Bewunderung.

---

Aus der Colonia Trajana ist nun die Stadt Xanten hervorgegangen. Die Franken haben sie neben und aus ihren und Veteras Trümmern erbaut und haben dabei in ihrem eigenthümlichen Stolz, ihrem Ursprung nach den Römern nicht nachzustehen, eine kleine aber vielsagende Veränderung des Namens vorgenommen, indem sie aus dem a ein o, aus Trajana Trojana machten*) Schon die uns erhaltene obenerwähnte Handschrift eines römischen Itinerariums, die Peutinger'sche Tafel, hat Colonia Trojana, was aber doch wohl nur auf den Abschreiber zu schieben sein wird, der den zu seiner Zeit geltenden Namen in das römische Itinerarium hinein emendirt haben dürfte. Aber auch auf einer Münze im Antiquitäten-Museum zu Mainz ist es zweifelhaft, ob zu lesen sei: Legio II, Troiana oder Traiana. Der Geograph von Ravenna, der in's 6. Jahrhundert zurückversetzt wird, nennt den Ort (IV, C. 24 seiner Weltbeschreibung): Traia; in der Leidener Handschrift aber steht Troia. Auch kommt der Name: Troja Francorum vor. Die besondere Freude der Franken an der Geschichte vom trojanischen Kriege scheint zu der künstlichen, nicht volksthümlichen Sage über ihren ursprünglichen Zusammenhang mit den Trojanern geführt zu haben. Letztere sollen an der Stelle der heutigen Stadt Xanten ein Troja minor oder Troja junior (klein oder jung Troja) erbaut

---

*) Wir folgen in dem Nachstehenden großentheils unserer kürzlich in zweiter Auflage erschienenen Schrift: Die St. Victorskirche oder der Dom in Xanten. Geschichtliches und Beschreibendes. (Xanten 1868, Th. Theurer u. Comp.)

haben. Die römiſchen Schriftſteller indeſſen, und beſonders Tacitus, der über das alte Vetera in ſeiner Germania Nachrichten gibt, wiſſen davon nichts. Wohl erwähnt er (C. 3) als unſichere, fabelhafte Sage, es ſolle Herkules an dieſen Orten geweſen ſein und auch Ulyſſes ſei in das deutſche Meer gerathen und zuletzt an den Rhein, an deſſen Ufer er Asciburgium erbaut habe. Ein dem letzteren ähnlicher Name, Asberg, kommt noch jetzt im Mörſiſchen vor, ſo wie auch dort ein Hof den Namen „Uelſchesburg" trägt, was Einige auf Ulyſſesburg glauben deuten zu dürfen. Daß aber in einiger Entfernung davon die Trojaner ein Klein-Troja erbaut hätten, wohl gar, wie die Sage will, unter Anführung eines Sohnes von Hector, Namens Francus (!), davon ſagt kein Schriftſteller aus der Römerzeit etwas. In dem Lobgeſang auf den heiligen Anno, der um 1180 entſtand, wird aber ſo erzählt:

Franko geſaz mit den Sinin
vili verre nidir bi Rini;
da worhtin (gründeten) ſie duo mit vrowedin (Freude)
eine luzzele (klein) Troie;
den Bach hizin ſi Sante
na dem wazzere in iri lante.

Da doch Niemand im Ernſte mehr glaubt, daß wirklich die Trojaner Xanten gegründet haben, ſo iſt wohl die wahrſcheinlichſte Annahme die, daß dieſe Sage durch eine abſichtliche Verwechſelung von Colonia Trajana mit Troja entſtanden ſei.

Bei dem Geſchichtſchreiber Fredegar (histor. epit. c. 2) zu Anfang des 7. Jahrhunderts tritt zuerſt die, vielleicht aber doch ſchon früher entſtandene Meinung auf, daß die Franken Abkömmlinge der Trojaner ſeien. Er ſagt von den Franken und ihrer Gründung Xantens: „Nicht weit vom Rheine haben ſie es unternommen, eine Stadt, eben nach dem Namen Troja's zu erbauen." Troja iſt ſtets der für Xanten, welches ein Mittelpunkt des fränkiſchen Lebens und alter Königsſitz war, vom 6. bis zum 15. Jahrhundert vorkommende Name, mit oder ohne beſtimmenden Beiſatz Francorum, und in einem alten deutſchen Liede, heißt es: „Die Trojaniſchen Franken, die ſollen Gott danken."*) Auf den Herzog Johann von Cleve (1448—1481), der Xanten eroberte und an Cleve brachte, prägten die Xantener Münzen mit der Inſchrift: Johannes Trojanorum rex, moneta nova Troi. Auch heißt es in einer Antiphonie aus einem Kirchengeſange in einem alten Chorbuche des früheren Xantiſchen Stifts, wahrſcheinlich aus dem 12. Jahrhundert:

*) Seltſamer Weiſe erinnert nun an Troja auch der Name des Mörders Siegfrieds von Xanten im Nibelungenlied: Hagen von Trojen oder Tronegge, der auch als Beſitzer des Fürſtenberges in alter Zeit genannt wird.

„Als der heilige Viktor durch das Bette des Flusses auf gradem Pfade mit seinen Genossen in die Gegend von Troja kam, und sie in angenehmen Wiesen ihre Zelte aufschlugen, waren bei ihm Männer von den Gottlosen, welche sie listig tödteten und daselbst sind 330 erwürgt. Ihre Gebeine warfen sie in sumpfige Oerter."

Diese bei den Franken und namentlich in Xanten hochverehrten Märtyrer der Thebaischen Legiön wurden nun Veranlassung, daß sich mit dem von Trajan herstammenden und von Troja hergeleiteten Namen der alten Stadt bald der von den Heiligen herrührende Name Sancta, Santen, nachher Xanten verband. Schon im Jahr 864 heißt es in den Xantener Annalen von Pertz (II, p. 230) über die Normannen: Sie kamen ad sanctos und zerstörten da Troja Sanctorum (Troja der Heiligen). Und auf einer Münze des Erzbischofs Hermann von Cöln aus der Mitte des 11. Jahrhunderts steht sca (sancta) Troia. Auch in einer Urkunde Heinrichs III vom 9. September 1047 steht „Troja, welches auch Sambum heißt" (b statt ct). Dann sagt Otto von Freisingen, der 1158 starb: Den Viktor vernichtete er auch mit 360 in der Stadt Troja, die jetzt Xanten heißt. Und noch 1476 datirte der Dechant Heimericus ein Schreiben an seinen Herzog zu Cleve am Schluß: vale ex Xanten Troja minore. Mit Hinweglassung des Troja bildete sich dann der Name Sanctum, der z B. vorkommt in einem Synodalstatut des kölnischen Erzbischofs Heinrich von Virnenberg vom Jahre 1321. Mit Auslassung des c kommt im Nibelungenliede, das zwischen 1220 und 1230 entstand, der Name Santen vor, als Wohnort Siegfried's: „In einer Burge richen, niden bi dem Rine, di was ze Santen genannt." So weit ist die Ableitung des Namens ganz erklärlich, und wenn das alte Stift „ad sanctos martyres" benannt wurde, so war nichts einfacher, als mit Hinweglassung des martyres schlechthin „ad sanctos" zu schreiben und zu adressiren. Der nachherige Ausfall des c ist dann unbedenklich. Im gemeinen Leben pflegt man ja auch heutzutage noch weit häufiger „Santen" zu sprechen als „Xanten", aber Schriftsprache ist doch jetzt durchweg Xanten mit einem X. Woher diese etymologisch nicht leichte Verwandlung des S in X? Sollte sie von einer Umstellung des c von dem Ende der Silbe sanct an den Anfang herrühren, worauf dann aus csant xant geworden wäre? Schwerlich. Aber ein Manuscript von 1463, mitgetheilt in Lacomblet's Archiv I. S. 174, enthält Folgendes: „Und by verloop van Tyt ist deese Stadt klein Troja geheiten, nach einem Water, geheiten die Xant, dat hier vor den Burg, daer nu die Markt ist, to vlieten plag und noch hier bei Xanten vliet." Erwägen wir aber die oben erwähnte Aussage des Annoliedes: den Bach hießen sie (die Trojaner, die klein Troja gründeten) Sante, nach dem Wasser in ihrem Lande,

ſo müßte man vielmehr eine Uebertragung des nach Homer beim alten Troja fließenden Flüßchens Xanthus auf dies neue annehmen, und im Zuſammenhang damit eine Uebertragung des Fluß-Namens auf die Stadt ſelbſt, die dann ſtatt klein Troja: Xanten genannt wurde. Viel ſicherer bleibt aber immer die Ableitung dieſes Namens von den Sancten, den Heiligen. Höchſtens nur zur Erklärung der Verwandlung des Anfangsbuchſtabens S in X mag man den alten Xanthus von Troja dazu nehmen, obſchon hiſtoriſch und geographiſch die Exiſtenz eines ſolchen Flüßchens bei Xanten nicht feſtſteht. Uebrigens kommt in einem Kaufact von 1237 auch der Name mit Z vor: „Zanctener Capitel."

Wie es nun aber auch mit dem X ſich verhalten mag, welches man in dem Namen der fränkiſchen Stadt für ein S gemacht hat, wie früher ein O für ein A, ſoviel ſteht feſt, daß das chriſtliche Xanten Namen und Bedeutung den militäriſchen Heiligen und Märtyrern von der Thebaiſchen Legion verdankt. Und wie durch die erſte Bedeutung des merkwürdigen Punktes, das römiſche Lager Caſtra vetera, Xanten wahrſcheinlich ſeine Marsſtraße erhalten hat, ſo durch die zweite, die heiligen Märtyrer, wahrſcheinlich ſeine Märtpforte und die zu ihr hinführende Märtſtraße, Märtyrerſtraße, welche freilich auch wohl in alten Akten, im Xantiſchen Calendarium, ſowie im Codex diplomaticus der Cölner Erzdioceſe und in einer ungedruckten Urkunde vom Jahr 1354 als platea maris, Meer-, Mar-, Sumpfſtraße bezeichnet wird. Es heißt da alſo: Domus, (das Haus) Rudolfi de Ponerio in platea maris. Nun führt ja allerdings die alte Märtpforte zu einer Niederung, einem ſogenannten Bruch bei dem jetzigen Gute, früheren Kloſter Hagenboſch, 10 Minuten von Xanten auf dem Wege nach Sonsbeck, und in einer Urkunde von 1289 heißt es: Haus und Tenne gelegen bei dem Sumpfe, welcher Mare genannt wird, bei Hagenboſch. Wieſen und ſumpfige Oerter ſind es denn aber auch, wohin das Martyrthum der St. Viktorsſchaar verlegt wird, indem die ſchon angeführte alte Antiphonie aus dem 12. Jahrhundert ſagt: „daß der heilige Viktor mit ſeinen Genoſſen in die Gegend von Troja kommend in angenehmen Wieſen die Zelte aufgeſchlagen habe. Da waren aber bei ihnen Männer von den Gottloſen, welche ſie hinterliſtig tödteten und daſelbſt ſind 330 erwürgt. Ihre Gebeine warfen ſie in ſumpfige Oerter." Merkwürdiger Weiſe trägt nun auch ein Stück Feld an dem von der Märtpforte ausgehenden, am alten Kloſter Hagenboſch vorbeiführenden Wege nach Sonsbeck den Namen Hagenboſch Marten. Es dürfte wohl früher zu dieſem Kloſter gehört haben, liegt aber doch eine gute Viertelſtunde davon entfernt, hinter dem jetzigen Hauſe Röschen. Die Volksſage bezeichnet nun freilich nicht den Bruch bei Hagenboſch, wohinaus die Märtpforte

führt, als Marterstätte St. Viktors, sondern sie will die Oertlichkeit der zweiten Berühmtheit Xantens genau da suchen, wo die erstere sich localisirte, nämlich in dem Amphitheater des römischen Castra vetera. Im Volksmund heißt dieser oben näher beschriebene Punkt in der That St. Viktorsloch oder St. Viktorslager, und die Sage geht, daß dieser christliche Held mit seinem Schwert die vier Eingänge in die ovale Umwallung hineingehauen habe. In den Nachrichten über die Alterthümer zu Cleve (Berlin 1795) heißt es davon: „Ganz nahe an dem Dorfe (Birten) ist auch ein großes Amphitheatrum castrense aus den Zeiten der Römer zu sehen, was der gemeine Mann Viktorslager nennt und davon erzählt, der heilige Viktor, Schutzpatron der Stadt Xanten, habe sich in diesem Lager mit seinen 10,000 Märtyrern lange gewehrt." Da die ältere Legende das Martyrium St. Viktors in sumpfige Oerter verlegt, die Gegend des Amphitheaters bei Birten aber höher gelegen, trocken und sandig ist, so paßt sie nicht so gut zu diesem Martyrium, als der Bruch bei Hagenbosch vor der Märtpforte. Freilich muß nach Tacitus (Hist. V, 14) bei Castra vetera damals eine Ebene gewesen sein, die sich von selbst bewässerte, tiefer gelegen als das Amphitheater, und so könnten auch dort die sumpfigen Oerter der Sage zu suchen sein. Ein Umstand spricht aber dagegen, daß die Marterstätte St. Viktors im Amphitheater, so unmittelbar nahe bei Birten gewesen sei, der nämlich, daß das spätere Oppidum Bertunense gar keine Beziehung zu St. Viktor hat, auch dessen Basilika nicht ihm, sondern dem h. Mallesius geweiht war. Dennoch aber ist bei Gelegenheit des St. Viktorsjubiläums im Jahr 1854 das Amphitheater auf Verlangen von der staatlichen Domänenverwaltung kirchlichem Gebrauch überliefert, im Innern planirt und als Märtyrerstätte mit Crucifix und Betschemel versehen, der gottesdienstlichen Benutzung bei Prozessionen geweiht worden.

Was nun die Geschichte und die Bedeutung dieser Märtyrer der Thebaischen Legion sowohl im Allgemeinen als auch im Besondern in ihrer Verzweigung auf die in Xanten verehrte St. Viktorsschaar betrifft, so ist darüber schon in dem früheren Vortrag über den Drachenkampf und die militärischen Märtyrer, die Rede gewesen, so daß wir hier darauf nicht zurückzukommen brauchen. Es ist schwer bei dieser Sage Wahrheit und Dichtung zu unterscheiden, und wenn einerseits für die Xantener Märtyrer jede besondere Legende fehlt, so daß kirchlicher Seits, z. B. noch in einer von einem dortigen Kaplan zur St. Viktors-Jubelfeier 1854 verfaßten Schrift: „Sanct Victor oder der Heldentod für den Glauben", für ihn nur wiederholt wird, was die Legende von dem Hauptmärtyrer der Legion, Mauritius, sagt, so geht andrerseits die feste historische Erinnerung und Nachricht von Gotteshäusern und von Ver-

ehrung dieſer niederrheiniſchen Thebäer in ſehr frühe Zeit zurück. Von der Kirche der goldenen Heiligen in Cöln weiß ſchon der fränkiſche Geſchichtſchreiber Gregor von Tours, der 594 ſtarb. Und ſo wird eine hiſtoriſche Thatſache eines Maſſen-Märtyrerthums, welches auch Soldaten muß betroffen haben, für die niederrheiniſchen Orte namentlich Cöln und Xanten doch als ſicher gelten müſſen. Was aber ſpeziell die Perſon des Xantener Märtyrerführers Viktor betrifft, der uns als Signifer, oder als Cohortenführer bezeichnet wird, ſo weiſt die allgemeine Bedeutung ſeines Namens Viktor, Sieger, ſowie der Umſtand, daß es der Viktoren unter den rheiniſchen Märtyrern verſchiedene gibt, und zuletzt die übereinſtimmende Bedeutung des Namens des kirchlichen Glaubenshelden, Viktor, mit dem des weltlichen Sagenhelden, Siegfried von Xanten, vielleicht auf eine mehr der Legende angehörige Bildung ſeines Namens hin, als daß eine beſtimmte hiſtoriſche Perſon in der Thebaiſchen Legion dieſen Namen müßte getragen haben. Und merkwürdiger Weiſe führt denn auch das älteſte architektoniſche Denkmal über den Gebeinen der Xantener Märtyrer nicht einmal Viktors Namen, ſondern es hat nach dem Cölner militäriſchen Großmärtyrer Gereons-Kapelle geheißen. Darüber handelt ein altes lateiniſches Dokument in dem ſogenannten Liber albus S. 36, wo es heißt: „In der Stadt Xanten, an der Seite derſelben nach dem Sumpfe zu, wurde erbaut die Kapelle St. Gereons, aus einem alten Kunſtwerk, welches daſelbſt erbaut worden ſein ſoll durch die heilige Helena, die Gründerin unſerer Kirche, zu der Zeit, als ſie mit der Erbauung unſerer Kirche beſchäftigt war; und zu derſelben ſtieg man hinauf auf einigen Stufen, und war darunter eine Art Höhlung, als wenn das Waſſer einſtmals unter ihr gefloſſen wäre. Als aber Herr Friedrich, Erzbiſchof von Cöln, die Stadt Xanten befeſtigt hatte, wurde die beſagte Kapelle aus der Befeſtigung ausgeſchloſſen, und nachher im Jahr des Herrn 1202, am Tage Sanctorum Innocentium (28. Decbr.), ſind die Reliquien aus der beſagten Kapelle durch das Xantener Kapitel mit einer Prozeſſion heraufgeholt und in die Xantener Kirche geſetzt worden, und wurde alsbald nachher dieſelbe Kapelle bis auf den Grund abgebrochen auf Befehl des genannten Herrn Erzbiſchofs, und unterhalb der Stadt, wo ſie jetzt ſteht, erbaut, unter Fürſorge des Herrn Johannes de Eger, ihrem Rector, und ſie ward geweiht im Jahr des Herrn 1400 am erſten Tage der heiligen ſieben Schläfer.“ Dieſer Tag der Einweihung erinnert an eine andere Nachricht über die alte Gereonskapelle am Bruch, welcher gemäß ihr im Jahr 1283 durch das Kapitel das officium dormitorii, Dörmeter-Amt (Amt der 7 Schläfer) einverleibt wurde. Ueber den Ort, wo dieſe erſte Gereonskapelle ſtand, laſſen ſich vielleicht Schlüſſe ziehen aus zwei alten Urkunden von 1413 und 1407. In denſelben wird von Renten geſprochen, welche bezogen wurden

aus den Gärten, auf deren Boden sonst die St. Gereonskapelle gestanden hat. Die Grenzen dieser Gärten werden angegeben. Dem gemäß muß sie außerhalb der Stadt gelegen haben, zwischen dem Marsthor und der Märtpforte. Spenrath erwähnt auch noch eine Urkunde, in der ein Streit geschlichtet wird über einen Weg, den sonst der Vikarius St. Gereonis gebraucht hat. Am Ausgange der alten Märtpforte, an dem neuen Wege nach Sonsbeck, befindet sich in der letzten Gartenmauer von der Stadt aus rechter Hand noch gegenwärtig ein steinernes Kreuz eingemauert, welches seiner Bildung nach sehr alt zu sein scheint. Wenn es auch schwerlich ein Rest von jener ältesten Gereons- resp. St. Viktorskapelle ist, die dort in der Nähe gestanden haben muß, so mag es doch von einem an deren Stelle vielleicht später noch errichteten Heiligthum herrühren und kann als lokale Erinnerung daran gelten. Die obenerwähnte neue, 1400 eingeweihte Gereonskapelle muß alten Xantener Bürgern noch in Erinnerung sein; sie stand auf dem Oerk; die französische Domänen-Verwaltung verkaufte sie an zwei Privatleute, deren Namen Spenrath angibt: Joseph Elsberg und N. Alsberg, und diese brachen sie ab, wahrscheinlich um der schönen Tuffsteine willen.

Die oben in der Mittheilung des Liber albus geäußerte Meinung, daß die Kaiserin Helena, die Mutter Kaiser Constantins, das älteste kirchliche Denkmal über den Gebeinen der Xantener Märtyrer errichtet habe, gilt nun nicht bloß von diesen, sondern ebenso von allen Märtyrern der Thebaischen Legion in der Schweiz, in Bonn und Cöln. Daß diese Gebeine, namentlich auch die bei Agaunum gefundenen, sehr frühe, schon zu Anfang des 5. Jahrhunderts, hochverehrt worden sind und zur Gründung eines Klosters Veranlassung gegeben haben, sahen wir in dem oben erwähnten früheren Vortrage über den Drachenkampf und die militärischen Märtyrer. Für die Annahme, daß schon die Kaiserin Helena wirklich dort oder in Cöln und Xanten zuerst die Gebeine gesammelt und eine Kapelle darüber errichtet habe, gibt es keine historischen Beweise. Eine Stelle in den salischen Gesetzen weist vielmehr erst den Franken das Verdienst zu, „die Leiber der heiligen Märtyrer mit vielem Aufwand mit Gold und kostbaren Steinen geschmückt zu haben.“ Und wenn eine Kirche oder Kapelle schon zur Zeit der Kaiserin Helena in Xanten erbaut worden wäre, so wäre dabei irgend eine Stiftung oder ein Bischofssitz zu erwarten gewesen, welche aber nicht nachweisbar sind. Herr Pfarrer Mooren von Wachtendonk bestreitet die Idee, daß die Kaiserin Helena die erste Kirche in Xanten gegründet habe im 3. Theil der „Alterthümlichen Merkwürdigkeiten der Stadt Xanten und ihrer Umgebung“, im Gegensatz zu dem Xantener Pastor Spenrath, der im zweiten

Theil der genannten Schrift dies noch festgehalten hatte. Er führt eben als Hauptgrund dagegen an, daß nicht auch von einem, von der Kaiserin Helena gegründeten Bischofssitz zu Xanten die Rede sei, und damals doch noch jede Kirche gleich auch ihren eigenen Bischof gehabt hätte. Indessen letzteres ist nicht ausnahmslos richtig, und überdies ist der spätere, im Mittelalter in Xanten residirende Archidiakonus dort wie überall aus den alten Chor- und Landbischöfen hervorgegangen, und die Gerechtsame des Decans von Xanten waren die eines Bischofs. In einem Xantener Manuscript zu Berlin heißt es: „Die Pfarre zu Xanten und die ihr annexen Kirchen waren der Jurisdikiton des Probstes entzogen und standen unter dem Decan von Xanten, welcher in diesem Umkreise die vollen Rechte eines Archidiakonus hatte. Diese Rechte gingen so weit, daß ihm selbst der Probst bei seiner Installirung Gehorsam schwören mußte und nur mit dessen die Erlaubniß im Kapitel erscheinen durfte, so daß sich in Xanten die Gerechtsame des Probstes auf die Oberaufsicht über die äußeren und zeitlichen Verhältnisse des Stiftes beschränkten." Wenn nachher in der Person des Probstes ein Archidiakonus über Xanten als Stellvertreter des Erzbischofs von Cöln eingesetzt wurde, so folgt daraus keineswegs, daß die Kirche zu Xanten als eine Stiftung des Erzbischofs von Cöln zu gelten hat, und es spricht vielmehr hiergegen das Vorrecht des Probstes von Xanten, dem der Vorrang vor dem Probst von St. Gereon in Cöln als altherkömmlich eingeräumt wurde, und der dennoch dem Stiftsdecan von Xanten den Huldigungseid leisten mußte. Auch gab es ja in Xanten in alter Zeit einen Bischofshof. Gegen das hohe Alter und die frühere Selbstständigkeit der Xantener Stiftskirche scheint freilich nach Mooren der Umstand zu sprechen, daß die im 13. Jahrhundert als unbedingtes Eigenthum und nicht als Dotation von Cöln erscheinenden Güter derselben erst im 9. Jahrhundert von denen des cölnischen Domstiftes getrennt wurden.

Zu dieser Zeit war Gunthar Erzbischof von Cöln, von 850 bis 864; er emancipirte die von der Cölner Domkirche abhängigen Kirchen, Klöster und Stifte. Darüber gab sein Nachfolger, Erzbischof Willibert, im Jahre 874 auf einer Provinzial-Synode einen Bericht, aus dem hervorgeht, daß es sich dabei um eine Theilung des bisher zu einer Masse gehörenden Kirchen-Vermögens zwischen dem Dom und den übrigen Stiftern gehandelt habe. Kaiser Lothar bestätigte im Jahre 853 durch ein Edikt diese Anordnung des Erzbischofs Gunthar, und aus diesem Edikt geht hervor, daß Xanten zu den damals, nach 850, emancipirten und also bis dahin von Cöln abhängigen Anstalten gehört habe. Es werden nämlich in diesem kaiserlichen Edikt die einzelnen Kirchen, die die Emancipirung betraf, aufgenannt: „Die Münster des heiligen Märtyrs Christi,

Gereon's und seiner Genossen, St. Severin's, St. Cunibert's, der seligen Jungfrauen, des heiligen Cassius und Florentius (der Münster zu Bonn), des heiligen Victor (die Stiftskirche zu Xanten), des heiligen Panthaleon." Wäre Xanten ein im 4. Jahrhundert von der heiligen Helena gegründetes und selbstständig dotirtes Stift gewesen, so begreift man nicht, wie es hier mitgenannt sein kann unter den erst jetzt von Cöln emancipirten. Wahrscheinlich hat der Cölner Erzbischof wohl damals sein ursprüngliches Besitzthum zu Xanten, seine Villa, den Bischofshof, für sich behalten, die dabei gegründete Kirche aber nun mit den andern emancipirt und ihr das später erworbene Vermögen jetzt als einer selbstständigen Anstalt überlassen. Namentlich ist dann auch zu bemerken, daß nicht nur keiner der alten Schriftsteller, die über die Kaiserin Helena reden, von ihrer Kirchengründung am Rhein etwas weiß, sondern auch ein Calendarium necrologium Xantense, welches sich, im 13. Jahrhundert zusammengestellt, im ersten Buch der Cölner Erzdiöcese findet, und das von jedem Tag des Jahres die Dotationen der einzelnen Heiligen genau herzählt, bezeichnet den 18. August als Gedächtnißtag der heiligen Helena, ohne sie als Gründerin der Xantener Kirche zu preisen. Auch die Annales Xantenses und die Monumenta historiae von Pertz wissen nichts davon.

Der Kritiker, Herr Pfarrer Mooren, macht nun ferner darauf aufmerksam, wie auffallend es sei, daß, wenn am Niederrhein ein so altes Stift aus dem 4. Jahrhundert her bestanden habe, von seinen Geistlichen nichts für die Ausbreitung des Christenthums unter den Sachsen oder unter den Friesen, die jenseits der Waal in römischen Provinzen wohnten, gethan sei. Für die Sachsen ist aber erst Carl der Große der Bekehrer gewesen, und die Friesen wurden zuerst durch Sendboten von England aus bekehrt. Auch sonst weiß man bis zu dem 10. Jahrhundert nichts von Xantischen Geistlichen, weder von hohen kirchlichen Würden, die sie bekleidet, noch von sonstiger Auszeichnung. Keine Spenden oder besondern Festfeiern deutscher Kaiser oder fränkischer Könige werden aus jener Zeit erwähnt, und das Stift zu Xanten stand nie unter unmittelbarem Schutz des deutschen Reiches, was auch gegen sein so sehr hohes Alter und seine geschichtliche Bedeutsamkeit spricht. Auch bestehen die Besitzthümer desselben meist aus kleinen, zerstreut liegenden Parzellen, und die größeren sind nachweislich erst in späterer Zeit erworben. Die Vermuthung, die heilige Helena könnte doch vielleicht ein Kloster in Verbindung mit einer Märtyrerkirche in Xanten gegründet haben, wie ja die damaligen Stifter meist Klöster waren, hat auch nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich, indem die Existenz von Klöstern in so alter Zeit, in der Zeit Kaiser Constantin's, für das Abendland äußerst unwahrscheinlich ist. Erst Martinus von Tours,

der 316 geboren wurde und um 400 starb, hat für Deutschland und Gallien das erste Kloster gegründet zu Licüga.

Die Ansicht, daß die Kaiserin Helena, welche im Orient mehrere Kirchen gegründet hat, auch die Xantische schon über den Gebeinen der Märtyrer gestiftet haben müsse, findet sich zuerst im 13. Jahrhundert bestimmt ausgesprochen als eine von den Vorfahren überlieferte Meinung. Pastor Spenrath theilt in dieser Beziehung ein interessantes Dokument mit, welches von den Xantener Stiftsherrn angefertigt wurde, als sie im Jahre 1264 bei baulicher Erneuerung der östlichen Seite der Kirche in den Fundamenten 17 Körper mit Marterzeichen vorfanden. Es heißt da also: „Woher wir erfuhren, daß jene Ueberlieferung unserer Vorfahren wahr sei, wenn sie zu behaupten pflegten, was sie freilich nicht beweisen konnten, daß von der heiligen Helena, der ersten Gründerin dieser Basilika, die Körper der erwähnten Märtyrer aus den sumpfigen Oertern, in welche sie von ihren gottlosen Mördern hineingeworfen sein sollen, mit nicht geringer Sorgfalt gesammelt und unter den vorerwähnten Fußboden und das Fundament treulich hingelegt worden seien; für diese Behauptung spricht auch der wichtige Beweis, daß auch schon früher vor vielen Tagen, als im westlichen Theile der vorgenannten Kirche der neue Bau des Chores und der Thürme errichtet werden mußte, daselbst viele Körper der Heiligen auf ähnliche Weise gefunden worden sind." *) Das angeführte Dokument bietet ein Zeugniß dafür, daß man damals im 13. Jahrhundert der Ansicht war, und sie als Tradition von den Vorfahren erhalten hatte, die heilige Helena sei Gründerin des Xantener Domes. Und solcher Zeugnisse, die dies, aber mehr auch nicht, namentlich nicht die historische Richtigkeit dieser Tradition, beweisen, gibt es noch mehrere. So eine Urkunde über eine 1236 stattfindende Erneuerung der Verbrüderung zwischen den Capiteln von Xanten, von St. Gereon in Cöln und von St. Cassius und Florentius zu Bonn. Es heißt in derselben also: „Da also unsere Kirchen ein und dieselbe Stifterin gehabt haben, nämlich die heilige Helena, so bestand zwischen den Schutzheiligen und unsern Kirchen eine einige und wahre Verbrüderung." Die Xantener Kirche stand aber höher, als die beiden andern, denn sie wird in mehreren Manuscripten als die zweite unmittelbar nach dem Cölner Dome genannt. Die Stiftungs-Urkunde der St. Helena-Vicarie vom Jahre 1331 nennt auch die Helena als Stifterin jenes Gotteshauses, und Papst Innocentius VIII.

*) Spuren alter Gräber, aus denen die Gebeine späterhin in die Kirche heraufgeholt worden sind, haben sich noch 1813 bei einer Nachgrabung hinter dem Pfarraltare gefunden. Die Gräber waren von Tuffsteinen gemacht, mit Erde angefüllt und ohne Deckel; Bruchstücke von Dachziegeln aus der Römerzeit fanden sich dazwischen.

erwähnt daſſelbe in einer Bulle vom Jahre 1487. Er ſagt der Xantener Kirche ſeine Gunſt zu als einer ſolchen, „welche ſehr vortrefflich und ausgezeichnet durch die heilige Helena, die chriſtliche Königin, Mutter des Kaiſers Conſtantin, gegründet iſt.“

Weniger Gewicht ſcheint uns gelegt werden zu müſſen auf eine Inſchrift, von der Paſtor Spenrath vermuthet, daß ſie irgendwo an der Xantener Kirche angebracht geweſen ſei; es hat ſie indeſſen daſelbſt Niemand geſehen, ſondern ſie findet ſich bloß unter alten Papieren in Xanten und lautet in der Ueberſetzung ſo:

„Königen zum Exempel und voll der heiligen Salbung
Gründete dieſen Tempel des heiligen Victor Helena.
Heidniſcher Herkunft, zur Jüdin geworden, dann wiedergeboren,
Fand ſie das heilige Kreuz und umhaucht von dem ſchaffenden Geiſte,
Gründete zwei und ſiebenzig Stifter zu frommer Erbauung,
Steuert auf immer ſie aus den Thebäern, die Mutter Helena.“

Dieſe Inſchrift findet ſich mit dem Namen Gereon ſtatt Victor in dem zweiten Verſe noch jetzt in der Cölner Gereonskirche, und der Schluß des Pfarrers Mooren wird dadurch ſehr wahrſcheinlich, daß ein Xantener Canonikus ſie ſich dort abgeſchrieben habe, um ſie mit Veränderung des Namens auch auf ſein Stift, von dem ja ganz daſſelbe galt, wie von der Gereonskirche, anzuwenden, ohne daß darum dieſe Inſchrift jemals wirklich an der Victorskirche zu Xanten ſich befunden habe. Indeſſen wäre Letzteres auch der Fall geweſen, ſo könnte doch dadurch nichts bewieſen werden, als der Glaube jener Zeit, in der die Verſe entſtanden ſind, über den Urſprung der Kirche; dieſelben ſind aber ihrem Charakter nach ſchwerlich älter, als aus dem 13. Jahrhundert. Nicht älter ſind auch ein paar andere lateiniſche Verſe, die höchſt wahrſcheinlich unter zwei Bildniſſen der Kaiſerin Helena und des Conſtantin geſtanden haben, und zwar, nach einer Andeutung in einem alten Manuſcript, in einem Glasfenſter unſerer Kirche am Chor, nahe bei dem Hauptaltar nach Süden. Spenrath überſetzt ſie erklärend alſo: „O Sohn, nimm durch ein kaiſerliches Edikt die geiſtliche Genoſſenſchaft des heiligen Victor mit ihren Gütern und deren Bewohner in deinen Schutz.“ — „Was du begehrſt, o Mutter Helena, bewillige ich, und gebe dem Stifte die Befugniß, ſeine Angehörigen an Leib und Gut zu ſtrafen.“ Wäre dieſe Inſchrift aus dem 4. Jahrhundert, ſo wäre ſie beweiſend für den uralten Urſprung des Xantener Stiftes, nun aber beweiſt ſie wiederum nur die darüber im 13. Jahrhundert herrſchende Anſicht, und dieſer Anſicht haben die Verſe ohne Zweifel ihre Entſtehung zu verdanken.

Allein wie iſt denn dieſe, im Mittelalter mehrfach ausgeſprochene Meinung über die Gründung der Xantener Kirche durch die heilige Helena entſtanden? Pfarrer Mooren gibt darüber ſchätz-

bare Andeutungen, da aber im Jahre 1109 alle alten Documente über die früheren Geschicke des Xantener Domes bei einem Brande desselben vernichtet sind, so läßt sich nichts Sicheres mehr darüber erforschen. Von der Existenz einer vielleicht schon im 4. Jahrhundert über den Gräbern der militärischen Märtyrer zur Erinnerung und zur Andacht errichteten Kapelle oder eines Denkmales ähnlicher Art hatte sich wohl eine Sage erhalten, die etwa auch die Gründung dieses Denkmals einer römischen frommen Frau zuschreiben mochte. Vielleicht sind nun die Kreuzzüge Veranlassung gewesen, die Kaiserin Helena damit in Verbindung zu bringen und in einer Zeit, wo viele Kirchen und kirchliche Anstalten von einzelnen Personen gestiftet wurden, sie zur Stifterin gleich auch der Kirche zu Xanten zu machen. Die Kreuzfahrer hörten und sahen im Orient viel von den dort eben durch die Helena wirklich gestifteten Kirchen; sie mochten auch wohl treffende Aehnlichkeiten im Baue dieser letztern, z. B. der Kirche des heil. Grabes und der Krippe zu Bethlehem, mit den Kirchen am Ober- und Niederrhein erkennen, indem auch diese damals im byzantinischen oder romanischen Style erbaut waren, was auf den Gedanken an Identität der Gründer führen konnte. Auch mochte wohl eine symbolische, weibliche Figur, die das Kreuz emporhaltend die Religion darstellen sollte, und so z. B. in St. Gereon in Cöln stand, wo die Unterschrift bestimmt auf die symbolische Deutung hinführt, durch ihre Aehnlichkeit zu einer Verwechselung mit Helena führen, die als Auffinderin des Kreuzes auch mit diesem in der Hand im Orient abgebildet wurde. Wer weiß, meint Pfarrer Mooren, ob nicht in Xanten ein ähnliches Bild, eine weibliche Figur mit einem Kreuze, sich befand, was nun die Kreuzfahrer auch auf Helena deuteten. Denn daß die Rheingegend überhaupt, und besonders auch der Niederrhein und Xanten, an den Kreuzzügen sich betheiligten, ist unzweifelhaft. Der Cölner Domscholastor Oliverius erwähnt im Jahre 1220 in einem Berichte an den Erzbischof Engelbert zu Cöln über die Eroberung von Damiata und den Verlust von Jerusalem, die Cölner Kirchen-Provinz insbesondere, und sagt, daß sie auf alle Art im Kriege mehr Hülfe gebracht, als das ganze übrige Deutschland. Von einem Xantener Scholastikus Johannes, Freund jenes Oliverius, erzählt Trithemius, zu Anfang des 16. Jahrhunderts Abt zu Sponheim bei Kreuznach, in der Hirschauer Chronik zu den Jahren 1213 und 1215, daß er zu Aachen einen Kreuzzug gepredigt habe, wodurch König Friedrich II., Erzbischof Friedrich von Mainz, Herzog Heinrich von Baiern und Andere nach Palästina zu ziehen bewogen wurden. Auch der Kreuzprediger selbst, der Xantener Scholast Johannes, zog hin in Begleitung des Bischofs von Utrecht, Grafen Otto von der Lippe (c. f. Heda historia trajana S. 194, welche auch erzählt, daß schon 1065 über 7000 Menschen

mit den Bischöfen von Mainz, Utrecht, Bamberg und Regensburg nach Jerusalem gezogen seien). Auch von dem Stifts-Dechanten Gerard von Loo weiß man, daß er nach dem Orient zog, aber schon zu Acre starb. Das schon einmal erwähnte Necrologium Xantense nennt noch zwei Xantener Canonici, Basilius und Cremertus, welche auf der Wallfahrt nach Jerusalem, der erstere auf dem Meere, der andere zu Tyrus, gestorben seien.

Wenn nun, bei zahlreicher Betheiligung unserer Gegend an den Kreuzzügen, durch die zurückkehrenden Kreuzfahrer die Meinung sich bildete, daß die orientalische Haupt-Kirchen-Gründerin, die heil. Helena, auch die abendländischen gestiftet habe, so ist's erklärlich, wie diese Ansicht in späterer Zeit als Tradition der Väter galt nnd allmälig mehr und mehr Bedeutung erhielt.

Herr Mooren ist durch eine handschriftliche Legende von der thebaischen Legion, welche mit der Erbauung Xantens durch die Trojaner beginnt und einen Xantischen Priamus, Hector, Aeneas und Anchises erwähnt, auf die Vermuthung gekommen, ein Legendendichter habe nun vielleicht auch eine Xantische Helena haben wollen, und dazu dann die christliche Kaiserin genommen mit ihrer Bedeutung als Kirchengründerin. Nicht mehr Wahrscheinlichkeit hat der Gedanke, „ob nicht die eine oder andere der nibelungischen Heldinnen Chriemhild oder Brunhild jene fränkische Fürstin ist, die die Villa zu Troja (Xanten) der Cölner Kirche schenkte?" Nach Johannes von Müller kommt Chriemhild auch unter dem Namen Ildice, Hildike vor; Hildike ist die Diminutiv-Form von Hilde und zugleich von Helena, wodurch allerdings eine Verwechselung der fränkischen Chriemhild des Nibelungenliedes mit der Kaiserin Helena entstanden sein könnte. Und auf eine Dotirung der Xantener Kirche durch die Burgunderfürstin Chriemhild weist denn auch wohl der Umstand hin, daß diese Kirche an dem fernen Oberrhein das Allodialgut Guntersblumen besaß, welches der Dekan Johannes und das ganze „Xanctener Capitel" am 1. Februar 1237 für 800 Mark Sterlinge (à 12 Solidus) an Worms verkaufte, und dabei zugleich auch das Kirchenpatronat über Guntersblumen abgab. Auf jeden Fall deutet dies Begütertsein der Xantener Kirche bei Worms, der alten Heimath der Gemahlin des sagenberühmten Siegfried von Xanten, auf einen merkwürdigen Zusammenhang zwischen der geschichtlichen und kirchlichen Bedeutsamkeit des alten Xanten hin.

In Bezug auf die Helena sind auch zwei Einweihungen der Xantener Kirche zu erwähnen. Die erste geschah 1082 vom Erzbischof Sigwin „zu Ehren des heiligen Kreuzes, der heiligen Jungfrau Maria und des heiligen Victor." Oft aber wird die Verehrung des heiligen Kreuzes unmittelbar mit der Verehrung der Auffinderin

desſelben, der heiligen Helena, zuſammengebracht. Der Erzbiſchof Norbert von Magdeburg, früher Canonikus zu Xanten, nahm 1128 eine zweite Einweihung der Xantener Kirche vor und fügte hinzu die heilige Magdalena, zu deren Ehre die Einweihung auch geſchehe. So heißt es in dem Codex historiae ecclesiae Xantensis von Schön: „in honorem sanctorum ut prius, addens ex devotione in honorem b. m. Magdalenae“ Magdalena und Helena werden aber beide in Lena abgekürzt, wodurch die Mitpatronin Magdalena leicht zu einer Verwechſelung mit Helena Veranlaſſung geben konnte, welche man zur Stifterin machte.

Mit dieſen Andeutungen über die Frage: woher die Meinung, Helena ſei die Stifterin des Xantener Domes? müſſen wir uns begnügen; es wird wohl darauf verzichtet werden müſſen, darüber, wie über die älteſten Schickſale der Xantener Kirche überhaupt, etwas ganz Sicheres aufzuſtellen.

Wer denn nun aber die älteſte, noch nach Gereon benannte Märtyrerkapelle draußen am Bruche vor Xanten gegründet hat, und wann daraus zuerſt eine St. Viktorskirche in Xanten ſelbſt geworden iſt, wird ſchwerlich mehr auszumitteln ſein. Der Ort hat vielfache Unfälle erlitten und Veränderungen durchgemacht. In einem alten Buche deutſcher Geſchichte von Beatus Rhenanus wird berichtet, daß 451 bei einer Invaſion der Hunnen in Gallien eine weitgreifende Zerſtörung vieler Städte am Rhein ſtattgefunden habe und auch Vetera mit zerſtört worden ſei. Es iſt damit ohne Zweifel der Ort gemeint, welcher aus dem Municipium, dem bürgerlichen ſtädtiſchen Gemeinweſen hervorging, das nach Tacitus außerhalb der Mauern von Caſtra Vetera ſchon unter Kaiſer Auguſtus entſtanden war. Tacitus gibt ihm keinen beſonderen Namen, und ſo hat es eben wohl auch nur Vetera geheißen, woraus dann leicht Veterhen und abgekürzt Verten werden konnte. Mit der häufiger vorkommenden Vertauſchung von V und B (z. B. Beſançon aus Veſontio) wurde Berten daraus und Oppidum Bertunense, jetzt das Dorf Birten, deſſen freundliches neues Kirchlein mit zugehöriger Häuſergruppe ganz nahe beim alten Amphitheater von Caſtra Vetera ſteht. Nachdem das alte Municipium bei der in ſeiner Ebene hauptſächlich ſtattgefundenen Schlacht zwiſchen Civilis und Cerealis im Jahr 71 nach Chriſto mit Caſtra Vetera verbrannt und zerſtört war, iſt es ohne dieſes wahrſcheinlich ziemlich bald wieder aufgebaut worden, und zwar als ein nicht ganz unbedeutender Ort. Auch die erwähnte Zerſtörung von Vetera durch die Hunnen 451 hat ihm den Untergang nicht bringen können, denn der fränkiſche Geſchichtſchreiber Gregor von Tours kennt ein Oppidum Bertunense, welches damals im 6. Jahrhundert ein Oratorium und dann eine Baſilika hatte. Im 9. Jahrhundert war dort ein Kloſter Biorzuna,

und 880 wurde das Oppidum Bertunense, Beurtina von den Normannen zerstört. Im Jahr 939 schlug daselbst Kaiser Otto seinen Bruder Heinrich, und im 16. Jahrhundert wurde Birten vom Rhein verschlungen, um nur als kleines Dörflein wieder aufzuerstehen.

Es ist anzunehmen, daß der Einfall der Hunnen in Gallien 451, der, wie wir hörten, Vetera ruinirte, auch das eine halbe Stunde entfernte Colonia Trajana mit betroffen, und wenn daselbst damals über den Gebeinen der Märtyrerschaar ein Heiligthum stand, dasselbe auch der Zerstörung preisgegeben haben wird. In der Zeit der Hunnenkriege, als Attilla mit den Gothen in Gallien kämpfte, muß, nach der Andeutung eines Zeitgenossen, des Sydonius Apollinaris, auch eine Verwüstung der Rheingegend durch die Franken stattgefunden haben. Es heißt da in einem lateinischen Lobgedichte zuerst: „Und schon hatte Attilla mit schrecklichen Heerhaufen in Deine Gefilde, o Belgier, sich ergossen;" und ferner: „Der Franke warf darnieder zuerst den Germanen und zum zweiten den Belgier." Das muß sich wohl auf einen räuberischen Zerstörungszug der Franken und Allemannen beziehen, die nur nach den frühern Raubzügen Attilla's noch eine Nachlese halten mochten, in der Zeit, als dieser in Gallien gegen die Römer unter Aetius und die mit ihm verbundenen Gothen zu kämpfen hatte. Wir haben keine Andeutungen darüber, in wiefern die Gegend von Xanten und ihre Bauwerke insbesondere dabei mitgenommen worden sein mögen. Etwas bestimmtere Nachrichten über eine Zerstörung der Xantener Kirche finden sich aus dem 9. Jahrhundert. Die Normannen machten um die Mitte desselben einen Einfall in das fränkische Reich, und dabei wurde die Victorskirche zu Grunde gerichtet, nach den Annales Xantenses, im 2. Buche der Monumenta historiae von Pertz, im Jahre 854. Es wird erzählt, daß damals die in einem Sarge aufbewahrten Reliquien des heiligen Victor durch den damaligen Xantener Probst gerettet worden seien, indem er damit zur Nachtzeit zu Pferde entfloh, begleitet von einem Priester. Ein Xantener Dechant vom Jahre 1679, Victor Duisshuis, berichtet dasselbe auf Grund einer alten Chronik. Um diese Zeit, 852—853, ward das Xantener Stift, nach der oben erwähnten Nachricht, durch Erzbischof Gunthar von Cöln und Kaiser Lothar eine selbstständige Corporation mit bestimmten Rechten, eigenem Vermögen u. s. w. Nachdem es so von Cöln emancipirt worden war, stieg Xanten bald zur Würde eines Archidiakonats und ward sehr angesehen, so daß zwischen den Pröbsten von Xanten und Bonn und denen von St. Gereon in Cöln Streit um den Vorrang bei Prozessionen entstehen konnte, indem der Probst von Xanten nach dem der Metropolitankirche (des Cölner Domes) der erste der ganzen Diöcese sein wollte. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts um-

faßte das Archidiakonat Xanten die Dekanate Duisburg, Süchteln, Straelen. Die Archidiakone von Xanten vertraten diesen gegenüber meistens die Stelle des Bischofs. Im Jahre 1154 bestätigte Papst Hadrian IV. in einer, in einem Manuskript Heimerik's von 1461 zu Berlin befindlichen Bulle die alten Gerechtsame des Probstes von Xanten. Er konnte demnach in jedem Jahr auf drei Tage eine Synode berufen, wobei alle Aebte des Archidiakonats, und zwar in derselben Kleidung, wie bei erzbischöflichen Synoden, dann alle Pröbste, Dekane und Pfarrer, so wie auch Laien erscheinen mußten. Ferner konnte der Probst von Xanten alle drei Jahre in allen Kirchen des Archidiakonats eine Visitation vornehmen lassen. Kaiser, Erzbischöfe und Päpste bestätigten oft diese Rechte.

Das aus 20 einzelnen früher gesungenen Volksliedern um 1210 zusammengesetzte Nibelungenlied entwirft uns in der 2. Aventiure das Bild eines reichen herrlichen Lebens in Xanten. Es herrschte daselbst am Fürsten-Hofe der Eltern des sagenberühmten Siegfried königliche Pracht und Fülle, Reichthum an Gold und Edelsteinen; eine Menge tapferer Ritter und edler Frauen Minne und Kunstfleiß wird uns vorgeführt:

Do wuchs in Niderlanden eins edeln kuniges chint.
Des Vater der hiez Sigemunt, sin muter Sigelint,
In einer richen burge, witen wol bechant
Nidene bi dem Rine, din was ze Santen genannt.

Da wird Hochzeite gefeiert, davon man mochte Wunder sagen. Viel fremde Gäste wurden geladen und man gab ihnen Rosse und Gewand.

Vierhundert swertdegene die solden tragen chleid
Mit dem jungen kunige: vil manic schoniu meid
Mit werche was unmuzich.*) wande sie im waren holt;
Vil der edeln steine die frowen leiten in daz golt.

Bei dem Feste wird nun Gott die Ehre gegeben und ein Festzug bewegt sich in den prächtigen St. Viktorsdom:

Do gie z' einem münster vil manic richer knecht
Und vil der edelu ritter — — — —
Golt man zen eren eine messe sane;
Do ward von den luten vil michel der gedranch.**)

Hernach wird Turnir gehalten, daß Palast und Saal davon erklangen, und vom harten Stoßen fielen viel der edeln Steine an lichten Schildes Spangen auf das Gras. Dann geht es zum reichen Mahle in der Burg zu Santen:

*) im Werk war unmüßig, fleißig.
**) sehr groß das Gedräng.

Da giengen's wirtes geſte da man ihn ſitzen riet;
Vil der edlen ſpiſe ſie von der muode ſchiet,*)
Und win der allerbeſte, den man mit vollen truoch;
Den vremden und den kunden bot man eren da genuoch.

Bis an den ſiebenten Tag währt das Feſt und hernach werden nach alter Sitte reiche Gaben von rothem Gold, Roſſen und Kleidern geſpendet; im ganzen Lande iſt Siegfried hoch in Ehren und ſein Name iſt auch zu allen Zeiten in fremden Reichen wohl bekannt.

Wo die Burg in Xanten geſtanden habe, von deren glanzvollen Feſten uns das Nibelungenlied Obiges erzählt, iſt nicht mehr zu ſagen. Vielleicht war die obenerwähnte ſogenannte alte Burg vor dem Cleviſchen Thore, deren römiſche Fundament-Reſte auf die Bedeutung dieſes Punktes in der Colonia Trajana hinweiſen, zugleich die Stätte der glanzvollen Jugend Siegfrieds und der Wohnſitz ſeiner Eltern, denn die Franken liebten es, auf den Trümmern der römiſchen Caſtelle ihre Burgen zu erbauen; vielleicht hat aber auch eine freilich ſehr dunkle und unſichere Tradition Recht, welche ein mit alten Privilegien ausgezeichnetes Haus in der Cleverſtraße am jetzigen Mittelthor in der Nähe des Domes, als die Stätte des ehemaligen Biſchofshofes und zugleich der alten Siegfriedsburg bezeichnet.

Die Hallen des Münſters, in die die Gäſte des edeln Königspaares einzogen und wo man Gott zu Ehren eine Meſſe ſang, ſtehen aber noch, wenigſtens ſind die Räume dieſelben, wenn auch die Mauern verſchiedenen Neubauten unterworfen worden ſind, ſo daß das jetzige Gebäude doch ein von dem der Nibelungen-Zeit verſchiedenes iſt. Namentlich aus dem 11. und 12. Jahrhundert wiſſen wir von großen Feuersbrünſten, die die Kirche heimſuchten. Die eine im Jahr 1081 hat wohl nur einen Theil des Gebäudes betroffen, indem im Oktober 1083 unter Kaiſer Heinrich IV. durch Erzbiſchof Segewin von Cöln ſchon die neue Einweihung Statt fand, wie Philipp Schön in ſeiner Geſchichte der Xantener Kirche meldet. Schwerlich kann in der kurzen Zwiſchenzeit ein völliger Neubau der Kirche Statt gefunden haben. Am 11. Mai 1109 aber, als Vollmar Probſt zu Xanten war, wurde die Kirche des heiligen Viktor vollſtändig durch Feuer zerſtört, und ſelbſt das Armarium, nach Philipp Schön an der Stelle des jetzigen St. Antonius-Altars ſtehend, verbrannte mit allen alten Urkunden und Dokumenten, ein unerſetzlicher Verluſt, nicht bloß für die Geſchichte Xantens und ſeiner Kirche, ſondern vielleicht für die Geſchichtſchreibung überhaupt. Auch Men-

*) ſchied ſie vom Unmuth, machte ſie fröhlich.

schen kamen bei diesem schrecklichen Brande um's Leben, ein Geistlicher und ein Laie, wie der Xantener Probst Theobald beklagt, als im Jahr 1154 bei Pabst Hadrian III. um Erneuerung der alten Privilegien des Stiftes einkam.

Da der Brand von 1109 die ganze Kirche zerstörte, so konnte sie sobald nicht wieder hergestellt werden. 19 Jahre dauerte es, bis der nach diesem großen Unfalle begonnene Neubau der St. Viktorskirche so weit war, um eingeweiht werden zu können. Das geschah 1128 unter dem Xantener Probst Herimann, nicht durch den damaligen Cölner Erzbischof Friedrich, sondern vielmehr durch den heiligen Norbertus, den Erzbischof von Magdeburg, den berühmten Stifter des Prämonstratenser-Ordens. Da dieser aus Xanten gebürtig und früher Canonikus daselbst war, so mochte das wohl Veranlassung dazu bieten, daß ihm der Cölner Erzbischof die Einweihung übertrug. Das Calendarium vom Dechanten Duiffhuis sagt darüber: „Im Jahre nach der Menschwerdung des Herrn 1128, in der 6. Indiction am 11. August im 4. Jahre der Herrschaft Lothar's, ist geweiht worden dieser Tempel des heiligen Victor von Norbert, dem Erzbischof der Kirche zu Magdeburg und Canonikus dieser Kirche, auf Ersuchen Friedrich's, des Erzbischofs des Cölnischen Stuhles, unter dem Präpositus Gottfried und Dekan Godezon, zu Ehren des heiligen Kreuzes und der unverletzten Jungfrau Maria und Anderer, und besonders des heiligen Victor, unseres Patrons, und der allerseligsten Maria Magdalena." Die Kirche muß damals auch eine geräumige Vorhalle gehabt haben, in der im 12. Jahrhundert Gericht gehalten wurde. Im Jahre 1165, in der 13. Indiction im 13. Jahre der Regierung des Kaisers Friedrich ist, nach der Mittheilung des Archivar Pels, wieder eine Einweihung der Xantener Kirche vorgenommen, die offenbar wieder auf wichtige bauliche Veränderungen schließen läßt, welche seit 1128 an dem Gebäude geschehen sein müssen. Nach Pels hat Erzbischof Reinold von Cöln 1165 in Gegenwart der Bischöfe von Lüttich, Münster Osnabrück, Minden und vieler Geistlichen der Cölner Diöcese, z. B. des Abtes von Siegburg, der Pröbste von St. Gereon und St. Severin, diese Einweihung vorgenommen.

Schon aus dem Baustyle des jetzigen Domes wird klar, daß derselbe mit diesem in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts geweihten nichts gemein hat, sondern die jetzige Kirche ist allmälig im 13. und 14. Jahrhundert entstanden. Im Jahr 1213 wurden Chor und Thürme neugebaut, und 1264 wurde der baufällige Theil der Ostseite abgebrochen und ganz neu zu bauen begonnen. Darüber berichtet uns das schon erwähnte, bei diesem Abbruch in letzterem Jahre zur Erinnerung an den dabei gemachten Fund, von den Stiftsherren aufgezeichnete Document. Es heißt da so: „Der Liebe

aller Gläubigen Christi werde es bekannt, daß, da es lange unter der Wolke der Unwissenheit verborgen und sonst Allen unbekannt geblieben war, wo die heiligen Körper der seligen Märtyrer, welche mit dem berühmten Anführer, dem heiligen Victor, unserm Patron, beim fränkischen Troja (Troja Francorum), welches jetzt Xanten heißt, den Triumph des Märtyrerthums empfingen, verborgen und beerdigt seien; besonders da darüber keine Reihe von Schriftstücken mehr übrig ist, welche wohl durch häufigen Brand der Kirche unterbrochen wurde, — daß also jetzt im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1264, als der östliche Theil der genannten Basilika wegen seines hohen Alters, dem Einsturze schon sehr nahe, niedergerissen wurde, um erneuert und von Grund auf neugebaut zu werden, — unter dem festen Grunde seines Fundaments und Fußbodens, wo andere Körper weder begraben zu werden pflegten, noch begraben werden konnten, sich fand jener edle Schatz kostbarer Körper unter dem Beistande der göttlichen Gnade, und zwar so reichlich, daß auf einem ziemlich beschränkten Raume und in kurzer Zeit ungefähr 17 Körper der heiligen Märtyrer mit den sichersten Kennzeichen gefunden, in Kisten fromm und feierlich gelegt worden sind." Es folgt dann im Dokumente die schon auf Seite 296 angeführte Stelle, in welcher gegen Ende die Rede ist von einem „schon früher vor vielen Tagen im westlichen Theile der Kirche errichteten neuen Bau des Chores und der Thürme." Dieser ist wahrscheinlich in das Jahr 1213 zu verlegen, nach Pfarrer Kirspennings Manuscripten. Das alte, anscheinend im Jahre 1140 begonnene, früher schon erwähnte Urkundenbuch: Liber albus (weißes Buch), welches, wie Spenrath bemerkt, unter Aufsicht des Capitels stehend und mit dem bewußten Zweck historischer Bedeutung angelegt, besondern Glauben verdient, sagt auf Folio 3, Pag. 2: „Im Jahre des Herrn 1263, am 11. Sept., am Tage des Timotheus und Simphorianus, ist begonnen ein neuer Bau des Chores des heiligen Viktor." Hiermit ist wahrscheinlich der in obigem Dokument in das Jahr 1264 verlegte Neubau gemeint.

Es kann auffallend erscheinen, daß bei dem in Rede stehenden ersten Neubau im 13. Jahrhundert immer Chor und Thürme zusammen genannt werden, allein das erklärt sich dadurch ganz einfach, daß wirklich damals der Chor unter den Thürmen sich befand, ohne daß dadurch die Existenz eines zweiten hohen Chors an der Ostseite ausgeschlossen wäre. Es heißt nämlich in dem alten Calendarium des Dechanten Duisshuis: Am 16. Februar 1441, „welcher Tag geheiligt war der heiligen Jungfrau Juliana, wurde das Grabmal des heiligen Victor abgebrochen, um besser erneuert zu werden; am vorigen Tage aber wurde die Taufquelle oder das Baptisterium wegverlegt nach dem Heiligthum des heiligen Johannes

des Täufers, welches früher ſtand an dem Kopfende des Grabmals des heiligen Viktor, und höher erhoben und neben das Fußende des Grabmals des heiligen Victor geſtellt werden ſollte." „Und zu denſelben Zeiten", heißt es dann weiter, „wurde das neue Werk oder der neue Chor, welcher unter den Thürmen war, abgebrochen mit ſeinem Altar, welcher doch aber zugleich niedergeſetzt wurde am Kopfende des Grabmals des heiligen Viktor, wo früher die Taufquelle zu ſtehen pflegte; nachher um das Feſt der Palmen wurde er wieder erbaut." Unverkennbar iſt hier das immer ſogenannte „neue Werk" des Chores gemeint, welches mit dem Bau der Thürme zuſammen nach unſerer Anſicht aus dem Jahre 1213 ſtammt und auf den Scholaſter Bertoldus, der dafür in Friesland fleißig collectirte, zurückzuführen iſt. Mit dem Neubau des öſtlichen Theiles der Kirche im Jahre 1264 iſt wohl die gebräuchlichere und angemeſſenere Anlage des Haupt-Chors in dieſem Theile verbunden geweſen, was denn mit dem liber albus ſtimmt, wenn dort von einem 1263 begonnenen Neubau des Chors geredet wird; ihm hat ſich darauf im folgenden Jahre ein völliger Neubau des ganzen öſtlichen Theiles der Kirche angeſchloſſen.

Entweder hat ſich nun dieſer letztere Neubau aus den ſechsziger Jahren des 13. Jahrhunderts lange hingeſchleppt, iſt vielleicht einmal eine Zeit lang liegen geblieben und nachher erſt wieder aufgenommen, oder es iſt im letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts noch einmal ein anderer Neubau, alſo der dritte in dieſem Jahrhundert, unternommen worden, denn in dieſer Zeit iſt von einer Erweiterung der Kirche die Rede, dazu Raum von dem Hofe der Probſtei hergegeben wurde. Der Probſt Heinrich von Klingenberg, Kanzler Kaiſer Rudolph's, apoſtoliſcher Protonotar und ſpäter Biſchof von Conſtanz, 1287 zum Probſt von Xanten ernannt, gewährt das in einer Urkunde vom Jahre 1291, die ſich findet im 2. Buch des Cod. dipl. der Kölner Erzdiöceſe. Dieſer Vergrößerungsbau der Kirche an der Oſtſeite, welcher gegen Ende des 13. Jahrhunderts ſtattfand, und den das Cölner Domblatt für die unmittelbare Fortſetzung des 1263 oder 1264 begonnenen Neubaues hält, ſcheint bis in den Anfang des 14. Jahrhundert hineingedauert zu haben, und im Jahre 1316 mußte dann zum Bau der Sakriſtei von dieſer Seite noch einmal ein Theil des Probſteiplatzes abgetreten werden. Noch bis in's Jahr 1368 finden ſich Notizen über bauliche Arbeiten an und in der neuen Sakriſtei und an der Stelle in der Kirche, wo die alte geſtanden hatte, die in dieſem Jahre abgebrochen wurde.

Zu derſelben Zeit wurde auch das Capitelhaus gebaut, wohl das jetzt noch ſtehende, und an dem Kreuzgange iſt, wie aus den Rechnungen hervorgeht, auch im Jahre 1358 gebaut worden; wahr-

ſcheinlich iſt er da überhaupt erſt begonnen, denn er ſcheint nicht älter zu ſein, als aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Derſelbe enthält als Gedenktafeln für Todte eine ganze Reihe zum Theil ſehr ſchöner kleiner Steinbildchen, aus dem 15. und 16. Jahrhundert, die für die deutſche Kunſtgeſchichte werthvoll ſind. In der Mitte ſteht ein ſchönes 25 Fuß hohes gothiſches Denkmal.

Nicht lange nachher machte ein neues Unglück wieder neue Bauten an der Kirche nöthig. Im Jahre 1372 nämlich, in einer Fehde zwiſchen dem Grafen Adolph von Cleve und den Herren von Moers und von Erkel litt die Stadt Xanten große Noth, wurde von letzteren erſtürmt und zum Theil verbrannt. Es heißt darüber in einem alten Berichte alſo: „1372 am 1. April verbrannten die Herren von Moers und von Erkel, in Feindſchaft wider den Grafen Adolph von Cleve, ſo zu ſagen die ganze Stadt Xanten, und auch der mit Blei gedeckte Thurm wurde verbrannt, und alle Glocken gingen zu Grunde, und ward der Sarg des heiligen Viktor beklagenswerther Weiſe weggebracht an den Altar des heil. Andreas. Im Jahre 1389 ward der Thurm wieder hergeſtellt.“ Welcher der beiden Thürme es geweſen ſei, wird nicht näher gemeldet. Gewiß hat das Feuer nur den obern Theil des Thurmes, wahrſcheinlich eben nur ſo weit Holzwerk darin war, bis unter den Glockenſtuhl, betroffen, nnd da beide Thürme in ihrem obern Theile Spuren des neueren gothiſchen Bauſtyles an ſich tragen, während ſie übrigens im älteren romaniſchen Style erbaut ſind, wie das im Anfang des 13. Jahrhunderts vom Jahre 1213 an auch noch nicht anders möglich war, ſo liegt die Vermuthung nahe, daß der andere Thurm damals, im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts, als der abgebrannte neu gebaut wurde, noch nicht ganz fertig war, und nun beide zuſammen im neuen Style vollendet wurden.

Vom Jahre 1396 bis 1400 wurde jener ſchöne, im reinſten gothiſchen Style gehaltene Zwiſchenbau, der Lettner, auch Interstitium, Cancellum genannt, erbaut, wodurch der Chor von dem nach den Thürmen zu liegenden größern Theile der Kirche getrennt wird, und ſo freilich leider auch die einheitliche Ueberſicht über die ganze Kirche im Innern verloren geht. Dieſer Bau ſchloß ab mit der Errichtung von vier Strebepfeilern, die wohl dazu dienen ſollten, den Chorbau zu ſtützen.

Die jetzige Kirche ſelbſt ſtand nun wohl ſeit der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts in ihren Hauptpartieen fertig da, aber viele Einzelheiten aus früherer Zeit müſſen noch vorhanden geweſen ſein, daher denn allerlei Veränderungen und Ausbeſſerungen noch daran vorgenommen wurden. Noch auf dem Concil zu Baſel wurde am 20. September 1436 dem wunderbaren Kreuz zu Xanten ein Ablaß

verliehen, und in dem Briefe über denſelben wird von der Xantener Kirche geſagt, daß ſie an verſchiedenen Stellen ſchadhaft ſei, weshalb denn zu Beiträgen für den Fortbau derſelben aufgefordert wird.

Im Jahre 1487 iſt ein wichtigerer Neubau in der Kirche begonnen worden: die Werkmeiſter des Cölner Domes (nach Boiſſerée Meiſter Heinrich, der bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts in Xanten blieb) und ein Magiſter Adam Lapicida (Steinmetz) wurden darüber um Rath gefragt. 1488 ward mit einem Magiſter Wilhelmus Archilapicida (Oberſteinmetz) aus Utrecht ein Contract gemacht über den Bau der Kirche. Im Jahre 1488 ward auch die Orgel ausgebeſſert und unter das Gewölbe zwiſchen den Thürmen gebracht. Alle dieſe Reparaturbauten müſſen ziemlich bedeutend geweſen ſein, was man aus einer Bulle des Papſtes Innocens VIII. über den, wegen der St. Viktorstracht im Jahre 1487 ertheilten Ablaß erſieht, in welcher die Rede iſt von koſtſpieligen Neubauten an der Kirche des heiligen Victor. Auch im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts und am Anfang des 16. dauerten die Reparaturbauten noch fort. Die Kirchenrechnung vom Jahre 1497 erwähnt, daß das Xantener Kapitel den Meiſter Johann von Langenberg von Cöln als Architekten habe kommen laſſen, um die Bauten als Dirigent zu leiten. Bis zum Jahre 1522 iſt er in dieſer Eigenſchaft da geblieben. Die Kirchenrechnungen ſprechen von dem bedeutenden Lohne, den er erhielt. Und daß er nicht unnütz dageweſen iſt, ſieht man aus dem vielen Baumaterial, welches er hat verbrauchen laſſen. Faſt in jedem Jahre mußte ein Schiff gekauft werden, um damit Steine zu holen, beſonders vom Drachenfels. Außerdem wurden aber auch Gandelſteine, Münſterſteine, Ortſteine und Seemſteine gebraucht, ſo wie auch ſehr viele Ziegelſteine, Kalk und Schiefer. Erſt mit dem Jahre 1522 nahmen dieſe Bauten ein Ende, und ſeitdem ſcheint ſehr wenig mehr an der Kirche geſchehen zu ſein, während die Bauten aus der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis 1522 von durchgreifender Bedeutung geweſen ſein müſſen. Das ganze Schiff und der Chor der Kirche, ſo wie auch die Façade zwiſchen den Thürmen mit ihrem neugothiſchen Fenſter mögen davon berührt worden ſein. — Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts iſt eine architektoniſch nicht bedeutende Reparatur an der Kirche vorgenommen, die ſich vorzugsweiſe wohl auf äußeren Schmuck bezog. Eine an der Decke des Hauptchors, des ſogenannten St. Viktorschors, befindliche Inſchrift ſagt darüber: „Die kaiſerliche und ſehr alte Baſilika des heiligen Viktor, unſeres Schutzpatrons, zu ihrem frühern Glanze wiederhergeſtellt, möge im chriſtlichen Frieden fortbeſtehen und zunehmen. 1756."

Gerade 100 Jahre nachher, im Jahr 1857, ward an der inzwiſchen arg vom Zahn der Zeit benagten Kirche ein gründlicher

allgemeiner Reparaturbau begonnen, welcher in 12 Jahren mit einem Kostenaufwand von 107,000 Thlr. vollendet, die Kirche wieder in voller Pracht des gothischen Styles darstellt. Von dieser Summe sind 40,000 Thlr. königlicher Munificenz zu verdanken, und das Uebrige ist durch einen Xantener Dombau-Verein und eine Collecte zusammengebracht.

Für die kostspieligen Bauten der Kirche in früherer Zeit gab es andere Mittel. Namentlich erwiesen sich die St. Viktorstrachten als ersprießliche Geldquellen, wie sie denn auch die Bedeutung zeigen, welche die Xantener Heiligen auch noch im späteren Mittelalter hatten. Bei Friedensschlüssen, bei glücklichen Ereignissen, nach Beendigung großer Nothstände verschiedener Art feierte man St. Victorstrachten als Dankfeste. Der Behälter mit den Reliquien des heiligen Viktor, ein werthvolles Kunstwerk aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, kostbar von Silber, vergoldet und mit Edelsteinen besetzt, wurde dann von hohen, oft von fürstlichen Personen aus der Kirche nach dem Fürstenberge und zurück getragen, wobei sie ein glänzender Hofstaat umgab und eine unzählbare Menschenmenge in Prozession mitzog. Einladungen und Aufforderungen zur Theilnahme an solcher Feier wurden durch den Xantener Probst am ganzen Niederrhein gemacht. Zuerst ist 1315 Näheres über eine solche St. Viktorstracht erwähnt. Dann fand 1375 am zweiten Pfingsttage eine statt, und besonders glänzend war die von 1421, wo der Herzog Adolph von Cleve die Reliquien selbst trug, und 360 einzelne kleinere Prozessionen nachfolgten. Nicht minder die vom 20. August 1464, bei der die drei Söhne des Herzogs Johann von Cleve die Reliquien trugen und der Herzog und die Herzogin mitzogen, außerdem 300,000 Andächtige, aus Wesel allein 3000; Herzöge, Bischöfe und Grafen gaben dazu freies Geleit. Auch der Bischof von Münster und der Graf von Moers waren anwesend. Bei solchen Gelegenheiten brachte jeder Theilnehmer dem heiligen Victor ein geziemendes Opfer an Geld; und gab auch der Arme nur wenig, etwa nur einen Denar, so kam doch durch die Menge viel zusammen. — Auch Ablässe wurden ausgeschrieben, um für die Xantener Kirche Geld zu erlangen, so, wie schon erwähnt, 1436 von den Patriarchen von Aquileja und von Antiochia und Andern auf dem Concil zu Basel, und 1487 bei der St. Viktorstracht vom Papst Innocens VIII.

Die Bedeutung und der Ruhm des heiligen Viktor in der ganzen Umgegend war so groß, daß seiner und seiner Kirche auch oft in Testamenten gedacht wurde. Im Jahre 1269 z. B. vermachte ein Pfarrer Heinrich zu Bergen an der Maas, selbst mit Umgehung seiner eigenen Kirche, seine Güter dem heiligen Victor, und 1263 beschlossen Schultheiß, Schöffen und Bürgergemeinde zu

Xanten, daß zu Ehren des heiligen Viktor von jedem Faß Wein, das angestochen wurde, zwei cöln. Denare zur Anschaffung von Wachslichtern gegeben werden sollten. Bei Strafe der Excommunication sogar mußte das gehalten werden. Auch Petitiones, Collecten, wurden für die Kirche und den Kirchbau abgehalten; die Statuten sagen ausdrücklich: „Mit Collecten, die in der Kirche geschehen sollen, wird das Werk vermehrt werden." Das Calendarium Necrologium Xantense zählt außerdem eine ganze Reihe von Wohlthaten und Wohlthätern der Kirche auf. — Von dem nicht geringen Vermögen des Xantener Stiftes, das sich zu Anfang des 14. Jahrhunderts, besonders durch die völlige Trennung der Güter der Probstei von den Gütern der Kellerei noch vermehrt zu haben scheint, ist gewiß in Nothfällen der Kirche und dem Kirchbau auch etwas zugefallen, gemäß dem schon 813 im 42. Canon des Mainzer Conciliums ausgesprochenen Grundsatze, daß „alle, die eine geistliche Pfründe genießen, überhaupt dazu beitragen sollen, die Dächer der Kirchen herzustellen, so wie die Kirchen selbst zu verbessern." So hatten auch die Stiftsherren, unter Zustimmung des Erzherzogs Conrad von Hochsteden, in einer Urkunde von 1270 beschlossen, „die Einkünfte einer erledigten Pfründe je zwei Jahre der Kirche zukommen zu lassen." Auch der Gebrauch der Glocken brachte der Kirche schon damals etwas ein, und es heißt darüber in den Statuten des Xantischen Stiftes ausdrücklich, daß der Baumeister vor der größeren Glocke, wenn sie für einen Todten geläutet wird, 12 Denare empfangen soll zum Gebrauch der Kirchenfabrik."

Eine Hauptquelle der Einnahmen für die Kirche lag auch im Mittelalter in dem Unterthänigkeitsverhältnisse und der Zinspflichtigkeit so mancher Leute der Kirche gegenüber. Man unterschied sie in Hörige, Zinspflichtige und Dienstleute. Die ersteren (serviles) waren nicht Leibeigene, sondern Freie, aber zu allerlei Arbeiten auf den Gütern der Kirche verpflichtet, durften dann aber allerdings den Boden, wo sie diese Verpflichtungen hatten, nicht beliebig verlassen; die Zinspflichtigen (censuales) gaben bestimmte Abgaben in Geld oder Naturalien, entweder alljährlich oder bei gewissen Veranlassungen, Hochzeiten, Erbschaften u. s. w. Solche Verpflichtungen erbten fort und waren für die Empfänger wie ein Recht auf die Personen. Die Dienstleute (ministeriales) hatten allerlei Ehrendienste zu thun bei hohen Festen und bei feierlichen Zügen, bei gerichtlichen Handlungen u. s. w. Derartige Ansprüche an Zins und Aehnliches beruhten, wenn sie von der Kirche gemacht wurden, meist auf freiwilliger Uebernahme der Verpflichtungen von Seiten der Verpflichteten für sich und ihre Nachkommen. Sie hofften auf den besonderen Schutz des betreffenden Heiligen für sich und die Ihrigen, wenn sie sich ihm und seiner Kirche zu irgend

einer solchen Abgabe anheischig machten. Herr Pfarrer Mooren führt mehrere interessante urkundliche Beweise an für die Freiwilligkeit der Uebernahme solcher dauernden Zinspflicht; so eine Stelle aus einer Urkunde von Kaiser Heinrich VI. aus dem Jahre 1087. In einer Urkunde von 1120, in der die jenseits des Rheines wohnenden Zinspflichtigen des Xantener Stiftes gegen Bedrückungen von dem Erzbischof Friedrich in Schutz genommen werden, gibt er als Grund dafür an, „diese Leute seien von freier Herkunft und nicht verpflichtet, Jemandem Recht zu stehen." Ein Streit über die Art der Hebung rückständiger Schulden beim Tode eines zu Rheinberg wohnenden Zinspflichtigen des Xantener Stiftes im Anfang des 11. Jahrhunderts wird von den Schiedsrichtern des Stiftes geschlichtet unter bestimmter Berücksichtigung dessen, „was sie oder ihre Vorfahren gelobt haben, als sie freiwillig die Zinspflichtigkeit übernahmen." Solche Verpflichtungen gingen nun durch ihren persönlichen Charakter, ohne an Grund und Boden zu haften, durch Vererbung und Abzug der Erben, und durch neue Privilegien neu entstehender Städte allmälig dem Bau- und Unterhaltungs-Fonds der Kirche verloren; sie erhielten sich nur, wo sie an Grund und Boden hafteten, und die Freiwilligkeit der Leistungen zeigte sich später nur noch in Brüderschaften und Vereinen, die jährliche Beiträge für Kirchen übernahmen.

---

Auch über die Geschichte des Kirchbaues der kleinen evangelischen Gemeinde zu Xanten wollen wir hier ein paar Worte sagen, indem dieselbe einige für die Charakteristik unserer brandenburgischen Kurfürsten und preußischen Könige merkwürdige Züge darbietet und interessante Blicke in damalige Zeitverhältnisse thun läßt.

Aus den ersten Jahrzehnten der Existenz einer evangelischen Gemeinde in Xanten sind die Nachrichten sehr mangelhaft und über die Entstehung der Reformation daselbst fehlen sie gänzlich. Zu vermuthen aber ist, daß schon sehr frühe, vielleicht im Zusammenhange mit dem schon 1518 der Reformation beitretenden Pastor Clopris in dem zwei Stunden entfernten Büderich, und unter Clarenbach's Einfluß auch in Xanten der Same der evangelischen Wahrheit ausgestreut wurde. Auf der Weseler Classikalsynode erscheint die Gemeinde Xanten im Jahr 1576, aber schon 14 Jahre früher, 1562, ist sichere Nachricht vorhanden, daß, wie auch v. Steinen in seiner Reformationshistorie mittheilt, Herzog Wilhelm v. Cleve den Heinrich Kirspenning zum evangelischen Prediger in Xanten anordnete, ihm auch ein Canonikat schenkte.

Nach den Akten der Weseler reformirten Classe standen in

Xanten von 1578 bis 1586 zwei reformirte Prediger: F. van Randwyk und Hermann Crauenſtein (Gravenſtein). Damals dürfte alſo die Gemeinde wohl größer geweſen ſein, als heutzutage. Von Stiftungen und Schenkungen von Privaten an die Gemeinde finden ſich ſchon ziemlich frühe Spuren. So beſcheinigt Bertram a Laer (ecclesia filii Dei, quae Xanthis colligitur Ecclesiastes) mit den Aelteſten, Diaconi und Vorſteher der reformirten evangeliſchen Gemeinde zu Xanten unter dem 4. Juni 1614, daß weiland der ehrbare Georg Clever unſerer chriſtlichen Gemeine allhier „zur Beförderung der Ehre Gottes und des Laufes ſeines heiligen Evangelii hundert cleviſche Dahler vermacht, welche auch bald nach ſeinem Todt im Jahr 1587 willig von den Seinigen gefolget wurden.“ Und die Wittwe dieſes Georg Clever, Henrica Wildkamps, ſchenkt der Gemeinde ein von ihr der Stadt Weſel geliehenes Kapital von 700 Daler 30 Stüber, „indem ſie ſich zu Gemüthe geführt, daß die chriſtliche, nach Gottes Wort reformirte Gemeine zu Xanten ihre Prediger mit ihrem eigenen Beutel unterhalten müſſe, dadurch diejenigen, ſo des meiſten Vermögens mit ſeien, ſehr beſchwert würden.“ Ferner am 25. Sept. 1622 ſchrieb Lucas Schnuk von Krakau in Polen aus an die Elteſten der evangeliſchen Gemeinde zu Xanten, daß ſein Vater Lucas Schnuk, 77 Jahre alt am Pfingſtfeſte geſtorben, der Gemeinde 200 Thlr. vermacht habe u. dgl. m.

Wichtiger waren die Stiftungen und Schenkungen, deren ſich die Gemeinde von den edeln Churfürſten von Brandenburg, an die 1609 die cleviſchen Lande gekommen waren, erfreute. So ſchenkte Churfürſt Georg Wilhelm von Weſel aus unterm 16. April 1614 zum Ankauf des Bauplatzes und Kirchbau in der Bemmelſtraße 300 Thaler à 30 Sgr., da ihm „die ſämmtlichen Religions-Verwandten unterthänig zu erkennen gegeben, wes Geſtalt die Behauſung, darin ſie bisher ihre Religions-Exercitien gehabt, deſſen dazu förderſt nicht gebrauchen könnten.“ Der Hauptwohlthäter der evangeliſchen Gemeinde Xanten war aber der große Churfürſt Friedrich Wilhelm. Er verlieh zunächſt unterm 7. März 1642 dem 1639 in's Amt gekommenen Prediger Johann Benninghoven zu Xanten die Vikarie S. Sylveſter, die, wie es in der Urkunde heißt, „durch Abſterben Gerhard zum Pütz ſich an uns wieder erledigt hat.“ Dieſes Recht des Landesherrn, abwechſelnd mit dem Capitel geiſtliche Pfründen zu verleihen, iſt oft von den brandenburgiſchen Churfürſten zur Unterſtützung armer evangeliſcher Gemeinden und Pfarrer gebraucht worden. So war dem reformirten Prediger Belio zu Cleve die St. Antonius-Vikarie Winnenthal verliehen worden, welche er durch einen 1647 vom Churfürſten beſtätigten Vergleich der reformirten Gemeinde Xanten übertrug. Und der Prediger Konſchius, der 1652 von Xanten nach Rees kam und

von da als Hofprediger nach Berlin, bekommt 1654 die Vikarie St. Georgii zu Ginderich und überträgt sie 1658 für 375 Rthlr. der reformirten Gemeinde zu Xanten.

Das ältere Kirchengebäude ward nun 1649 der Gemeinde ersetzt durch die neue, schöne, am Markt gelegene jetzige Kirche, die hauptsächlich durch die Munificenz des großen Kurfürsten erbaut wurde, wozu aber auch anderswoher Gelder flossen. Namentlich gaben Stadt und Consistorium zu Dordrecht zum Kirchenbau 180 Gulden, wie aus dem Revers vom 16. April 1649 hervorgeht; die theilnehmende Liebe einer holländischen Nachbar-Gemeinde hat sich also, wie bei so vielen evangelischen Gemeinden im Clevischen, so auch an der Xantener bewährt. Wie sehr aber eigentlich der Kurfürst selbst als Gründer und Erbauer der Kirche gelten muß, folgt aus der an ihn gerichteten Bitte um Theilnahme an ihrer Einweihungsfeier. Sie lautet: „Durchlauchtigster Churfürst, gnädigster Herr! Daß durch Ew. Churfürstl. Dchl. (Durchlaucht) gnädigstes Beneficium uns zu einer neuen Kirchen in Gnaden verholffen worden, dafür thun wir nochmals unterthänigst gehorsamst danksagen. Weilen nun, gnädigster Churfürst und Herr, diese Kirche die erste ist, so von Dero Glaubensgenossen in diesem Lande in Ew. Churf. Dchl. Churprinzens Fürstl. Dchl. Geburtsjahr gebawet worden und deßwegen mit Ew. Churfürstl. Durchl. mit Dero hohen Präsenz Jesum Christum zu ehren bei der ersten Predigt in dieser newen Kirche uns zu begnädigen in Gnaden versprochen, also haben Ew. Churfürstl. Dchl. umb eines sichern Tags Benennungh unterthänigst bitten wollen: Ew. Churfürstl. Dchl. Unterthänigste Prediger und Vorsteher der nach Gottes Wort reformirten Gemeine zu Xanten."

Hierauf erging eine zusagende Antwort, in der der 15. Aug. (1649) als Einweihungstag festgestellt wurde.

Das Gedächtniß dieser in Gegenwart des großen Kurfürsten und seiner Gemahlin geschehenen Einweihung der Kirche zu Xanten wird bis heute durch eine Dankpredigt um diese Zeit gefeiert. Der hohe Herr aber fuhr fort, der Kirche und ihren Beamten seine Gunst zuzuwenden, indem er sie durch ein Privilegium von allen Civil- und Reallasten befreite und unter seinen besondern Schutz nahm.

Von größerer Bedeutung, ja in Bezug auf das Kurfürstliche Haus von historischem Interesse und zugleich durch den einfach frommen Ton seines Inhalts höchst merkwürdig ist das mit angehängtem großen, kurfürstlichen Siegel im Original vorhandene, nachfolgende Aktenstück, welches Kunde gibt von einer Fundation zum Gedächtniß des, wenige Wochen nach der Einweihung der Xantener Kirche zu Wesel gestorbenen Kurprinzen Wilhelm Heinrich, an dessen Sarge die fromme Kurfürstin Louise Henriette ihr berühmtes

Lied „Jesus meine Zuversicht“ gesungen resp. gedichtet haben soll. Die Urkunde vom 3. August 1658 lautet:

„Wir Friedrich Wilhelm u. s. w. (vollständiger Titel) Uhrkund und bekennen hiermit vor uns, unsern Erben und Nachkommen auch sonsten gegen jedermänniglich: Als der allerhöchste Gott unser und unsrer Unterthanen Gebeth gnädiglich erhöret und unser churfürstlich Haus im Jahr 1648 auf unsres Herrn und Erlösers Jesu Christi Himmelfahrtstag mit einem jungen Princen und Chur-Erben gesegnet, und unsere sämptlichen Land und Leute, sondertich des Herzogthumbs Cleve und Grafschaft Mark hoch erfrewet, daß wir demnach wie auch unsere hochgeliebte Gemahlin Liebden dem grundtgütigen Gott in demütigster Erwegung, daß er unser Churfürstlich Haus wieder zu bawen angefangen, hinwiederumb zur schuldigen Dankbarkeit ein Gotteshaus in obgenandtem unserm Herzogthumb Cleve zu fundiren und zu stifften angelobet; Und weilen gleich im selbigen Jahr auspicio et beneficio nostro eine reformirte Kirche zu Xanten erbawet worden, wir auch nebst hochgemelter unsrer Gemahlin Liebden der ersten darin gehaltenen Predigt beigewohnt, so haben wir aus sonderbahrem christlichen Eiffer dahin geschlossen, letzt angeregte Kirche zu solchem Ende zu fundiren und stifften, damit die reine Lehre der wahren in Gottes Wort gegründeten reformirten Religion unter so vielen Pädstischen sich daselbst aufhaltenden Ordenspersohnen*) nicht allein künfftig erhalten, sondern auch auff die Posterität fortgepflanzt werden möge. Und ob zwar der allerhöchste Gott im folgenden 1649sten Jahr nach seinem allerheiligen unwandelbahren Rath und Willen solche unsere damahlst empfangene Frewde durch Absterben unsers lieben Chur-Princes Herr Wilhelm Heinrichs hochseligen Angedenkens in Trawrigkeit versetzet; So haben wir dennoch unsere Schuldigkeit zu sein ermessen, zumahl der grundtgütige Gott solche unsere vor damahls entnohmene erste Frewde nunmehr mit gedoppeltem Segen wieder ersetzet und uns und unser Churfürstlich Haus mit zweien Printzen begnadigt hat, uniere vor diesem gefaßte Resolution fortzusetzen und Memoriam hochgemeltes unseres verstorbenen Chur-Prinzes zu fundiren und zu stiften, thun auch solches hiermit und krafft dieses aus landesfürstlicher Macht und Hohheit für uns und unsre Erben und Nachkommen; Setzen daneben, ordnen und wollen, daß obgedachter newerbauter reformirten Kirche zu Xanten von jedwedem Richteramdte unseres Herzogthums Cleve und Grafschaft Mark jährlich zehn Goldgulden, jeder zu 1 Rdlr. 18 Stüber gerechnet, aus den Brüchtengeldern heben und empfangen, solche Gelder auch nebst denen zuvorhin zugelegten 60 Rdlern. jährlichen Subsidialgeldern ex aerario ecclesiastico (welches vor diesem anbefohlener Massen der cleviſche Waldtschreiber aus den Holtzgeldern zu entrichten hat) und andern conferirten beneficiis zu ehrlicher Unterhaltung eines gelehrten und frommen reformirten Predigers hochdeutscher Sprache, Schulmeisters Predigerwitt-Frawen und Waisen wie auch zu Erhaltung Kirchen und Schulgebäudes jährlich angewendet werden sollen.“ (Folgt die genaue Bestimmung über die Weise der Entrichtung der Beneficien und eine Verwilligung für den Thurmbau an der Kirche, der alsbald ausgeführt wurde.)

Unter dem freundlichen Schutze des großen Kurfürsten blühte die evangelische Gemeide zu Xanten so, daß sie sogar von 1679 bis 1701 zwei Prediger hatte. Inzwischen ging ein Jahrzehnt nach dem andern hin, und als 100 Jahre nach dem großen Kurfürsten der große König auf dem Throne Preußens saß, war das Gebäude, das die ev. Gemeinde Xanten dem ersteren verdankte, so baufällig

*) Vier alte Klostergebäude stehen noch jetzt in Xanten.

geworden, daß es der Reparatur dringend bedurfte. Aber die von dem großen Kurfürsten gemachte Fundation der Brüchtengelder, (Strafgelder für Beleidigungen, kleine Mißhandlungen u. s. w.) war so schlecht eingegangen, daß die Gemeinde einen Rest von 6000 uud nachher 8000 Thlrn. nachwies, in Folge dessen sie, auch sonst verarmt, zum Restaurationsbau kein Geld hatte. Da wandte sie sich um Hülfe an den großen König Friedrich II., und zwar in eigenthümlicher Weise, das königliche Recht, abwechselnd eine Canonikat-Präbende des Xantener Domkapitels zu besetzen, benutzend. Es finden sich seit dem Jahre 1767 verschiedene Schreiben des evangelischen Consistoriums in Xanten vor, worin es, so wie ein Xantener Canonikus gestorben, dessen Pfründe zu vergeben an des Königs Reihe ist, denselben bittet, sie der Gemeinde zu verleihen, die sie dann einem katholischen Bewerber meistbietend übertragen werde.

In einer Bitte vom 14. September 1770 wird der in Roermonde erfolgte Tod des Canonikus Mayer hiesigen Capitels gemeldet und gesagt: „Da nun die kirchlichen Gebäude hiesiger armen Gemeinde wegen Mangels an Mitteln einestheils fast ganz den Einsturz drohen, auch anderntheils uns Ew. Königl. Clevischen Oberbrüchten-Cassa zur Salarirung eines Predigers bei die 6000 Rthlr. restiren, wozu wir leider nicht gelangen können und weshalb die Gemeinde in große Schuld gerathen", so erbittet sie jene Pfründe.

Nachdem verschiedene von Friedrich dem Großen eigenhändig unterzeichnete Antwortschreiben, ein deutsches vom 21. Sept. 1770 und zwei französische vom 11. Oct. 1779 und 6. Januar 1783, die gewünschte Zusage noch nicht enthalten, sondern ausweichend antworten: der König habe noch keine Kunde von der vakant gewordenen Präbende oder dergleichen, wird endlich durch Kabinets-Ordre vom 13. Mai 1785 die Präbende nebst Ferculum des verstorbenen Canonikus Bartels der evangelischen Gemeinde geschenkt, das Collations-Patent in Blanco ausgefertigt und das reformirte Consistorium zu Xanten aufgefordert, einen statutenmäßig qualificirten Abnehmer dem geistlichen Departement zu Berlin anzuzeigen.

Jetzt machen sich denn eine Anzahl qualificirter katholischer Bewerber oder ihre Freunde an den evangelischen Pfarrer F. Triesch mit höflichen Bittschreiben heran und ersuchen ihn um die Uebertragung der Canonikats-Präbende, indem der eine noch mehr dafür bietet als der andere. Ein Priester aus Breyel bleibt endlich mit 2500 Rthlrn. meistbietend, und nachdem das Consistorium sich schon früher in einem französischen Schreiben beim König für die Verleihung der Präbende bedankt, zeigt es jetzt unterm 29. Juni 1785 an, daß es in der Person des Genannten einen „in aller Absicht

statutenmäßig qualificirten Abnehmer gefunden, der sich bereits wegen des Honorarii mit uns abgefunden hat", weshalb gebeten wird, seinen Namen dem in Blanco ausgefertigten Collations-Patent inseriren „und uns besagtes Patent zur ferneren Besorgung an benannten allergnädigst zustellen zu lassen." — So ward denn die Kirche zu Xanten mit diesem Gelde reparirt. Leider war der erste Gottesdienst, der in der durch königliche Huld restaurirten Kirche gehalten wurde, der Trauergottesdienst für den am 17. August 1786 gestorbenen großen König. —

Von Interesse ist noch ein Versuch, der armen Gemeinde zu Glocken zu verhelfen, den im Jahr 1787 der Kirchenvorstand machte. Die alte poetische Weissagung vom Frieden, daß die Schwerter Pflugschaaren und die Spieße Sicheln werden sollen, modern dahin deutend, daß die Kanonen Glocken werden müßten, wendet sich der Kirchenvorstand an den Herzog zu Braunschweig-Lüneburg, den Sieger im damaligen holländischen Krieg, gratulirt ihm, daß er einer beleidigten königl. Prinzessin Genugthuung, einem gekränkten und verfolgten Fürsten Sicherheit und Wiederherstellung seiner Rechte, und einem ganzen unglücklichen Volke Ruhe, Frieden und Wohlfahrt wiedergegeben habe, und bittet um ein paar der eroberten Kanonen zu Glocken. Diese Verwandlung derselben würde sie reinerem Gebrauche widmen und ihr veränderter Ton ein Denkmal des wiederhergestellten Friedens sein. Die Befürchtung eines der Kirchenvorsteher, der darüber witzig schrieb: „wird unser Begehren abgeschlagen, so brauchen wir es per se nicht am Glockenseile zu hängen", trat ein. Der Herzog von Braunschweig wies die Petenten an den König von Preußen, der sie, da über die Kanonen schon anders verfügt sei, auf eine zukünftige Gelegenheit vertröstete. Hieran erinnernd erhielt der Kirchenvorstand nach den Befreiungskriegen ein eisernes Stabgeläute von Berlin zum Geschenk. — Im Jahr 1818 trat die ursprünglich reformirte Gemeinde der Union bei und die wenigen Lutheraner in Xanten schlossen sich ihr vollständig an.

Möge denn die kleine evangelische Gemeinde auch ferner in Einigkeit, Liebe und Glauben sich erbauen und auch mit der viel größeren katholischen Schwestergemeinde in Frieden leben, zur Ehre Gottes und zum Heile der Bürgerschaft, damit Xanten seinem schönen Namen als Stadt der Heiligen durch geheiligten Lebenswandel der Einwohner mehr und mehr Ehre mache!

# X.

## Die Heidenmauer und das christliche Kreuznach.

Es sind hauptsächlich zwei Erscheinungen, welchen wir zumal am Rhein, wie die Cultur überhaupt, so namentlich die Gründung so vieler unserer alten Städte verdanken: das Römerthum und das Christenthum. Eine große Anzahl rheinischer Städte von seiner Quelle bis zu seiner Mündung ist aus römischen Lagern, resp. den bei diesen sich bildenden Ansiedelungen hervorgegangen. Statt vieler nennen wir Nymegen (Noviomagus), Xanten (Castra vetera und Colonia trajana), Neuß (Novesium), Cöln (Colonia agrippina), Bingen (Bingium), Mainz (Moguntiacum) u. A. Andrerseits waren es die frommen, in der fränkischen Zeit großentheils aus dem Westen herübergekommenen Heidenapostel, deren meist einsiedlerische Niederlassung die Leute von Nah und Fern herbeizog, um ihrer Predigt zu lauschen, ihre heilenden Wundergaben in Krankheitsfällen zu genießen und der Sicherheit gegen räuberischen und sonstigen Unfug sich zu erfreuen, die der Ruf der Heiligkeit und das Wort des Friedens um diese kühnen Gottesstreiter in weitem Umkreise verbreitete. Waren es erst nur fromme Pilger, die zu solchen Männern hinzogen, um hernach getröstet und erhoben in ihre Heimath zurückzukehren, so wurde nach und nach aus einem Wallfahrtsorte natürlicher Weise ein Wohnort für Viele, schon indem sich die Nothwendigkeit ergab, für die Lebensbedürfnisse der Wallfahrer zu sorgen. Und wenn der Mund des Glaubenszeugen selbst im Tode sich geschlossen hatte, so wirkte sein Grab, um das alsbald der Schein der Heiligkeit sich wob, und seine Gebeine, denen nun wunderbare heilkräftige Wirkung zugeschrieben wurde, oft noch viel stärker als Magnet um Hunderte und Tausende, sei es zu vorübergehendem Aufenthalt, sei es zu bleibender Ansiedelung anzulocken. Auf diese Entstehung von Ortschaften aus Wohnplätzen von Heidenbekehrern oder auch Marterstätten von Heiligen weisen die Namen einer ganzen Reihe von Städten am Rhein und seinen Nebenflüssen hin. Wir nennen z. B. St. Maurice in der Schweiz,

das alte Agaunum, wohin das Märtyrerthum der thebaischen Legion unter ihrem Anführer Mauritius verlegt wird, St. Gallen, der Ort, wo der heilige Gallus um 600 sich ansiedelte, St. Goar und St. Goarshausen, die Stätte der Wirksamkeit des heiligen Goar um 540, St. Wendel, die Ansiedlung des heiligen Wendelinus um 640, Xanten oder Sancten, die Märtyrerstätte der heiligen Viktorsschaar.

Gewiß gibt es unter den Städten am Rhein viele, zu deren Entstehung die beiden Cultur-Elemente, das vom Römerthum und das vom Christenthum ausgehende, zusammengewirkt haben, aber das tritt wohl nicht bei allen so deutlich hervor, als bei der Stadt Kreuznach, bei der einerseits die Reste des alten Römer-Castells, das den ersten Anstoß zur Begründung einer Stadt an dieser Stelle gegeben hat, noch vor einem ihrer Thore sich zeigen, und die andrerseits durch ihren Namen stets auf die Bedeutung hinweist, die das Centrum des Christenthums, das Kreuz, für ihre Entstehung in der einen oder der andern Weise gehabt haben muß. In beiderlei Beziehung ist aber die Stadt unglücklicher, wie so manche andere, denn ihr Römer-Castell ist nicht, wie die meisten andern am Rhein, bei alten Schriftstellern, namentlich z. B. Tacitus, erwähnt, so daß man selbst seinen Namen nicht weiß und eigentlich nur durch seine noch vorhandenen über- und unterirdischen Baureste auf die Existenz und Beschaffenheit, sowie durch die dort gefundenen Münzen und andern Alterthümer auf die Zeit und Bedeutung desselben ein Schluß gezogen werden kann. Mehr noch ist man, was den jedenfalls mit dem Kreuze in Verbindung stehenden Ursprung des Namens Kreuznach betrifft, rein auf Vermuthung angewiesen, und die Legende hat sich in verschiedener Weise darüber verbreitet, ohne daß irgend eine bestimmte Tradition glaubhaft nachweisbar wäre.

Um nun zuerst von dem römischen Ursprung Kreuznachs zu reden, so werden wir also zumeist darauf angewiesen sein, uns die Reste des Römer-Castells, von dem Volk seit lange die Heidenmauer genannt, genauer anzusehen*). Dieselben liegen 5 Minuten vor dem Mühlenthor, in nordöstlicher Richtung auf Bingen zu, in unmittelbarer Nähe des Naheflusses. Früher glaubte man, das Castell habe auf einer Insel gelegen, insofern man annahm, daß ein Arm der Nahe hinter dem jetzigen Kreuznach her in der Niederung des noch jetzt sehr feuchten Terrains der sogenannten Sinkennoth vor dem Mannheimer Thor geflossen sei. Die neueren Aufgrabungen haben das unwahrscheinlich gemacht. Die Nahe ist bei

*) Wir verweisen dafür auf die Schrift von Heep: Beiträge zur Geschichte der untern Nahegegend, Kreuznach 1856, und auf die Berichte des antiquarisch-historischen Vereins für Nahe und Hunsrücken, namentlich den 5. 6. und 7.

der Heidenmauer durch die neue Eisenbahn-Brücke überbrückt, und der Bahndamm durchschneidet gleich nachher das Terrain des alten Römer-Castells an einer Ecke, ein Umstand, der dazu geführt hat, daß beim Bau der Eisenbahn im Jahr 1858 an dieser Stelle manche Aufgrabungen von römischen Baureſten, Särgen u. s. w. stattgefunden haben. Das Terrain, ein Quadrat, dessen 45 Ruthen, also 540 Fuß lange Seiten eine Fläche von 11 Magdeburger Morgen umschließen, tritt durch eine mäßige Erhöhung des Niveaus und durch die mit Ausnahme der Nordseite fast überall zu Tage liegenden Substruktionen der Umfassungs-Mauern aus den umgebenden Ackerfeldern deutlich hervor, am meisten an der südlichen Ecke. An einer Stelle, und zwar in der östlichen Seite, erhebt sich noch ein gewaltiges, 8 Fuß dickes Mauerstück bis zur Höhe von 8 bis 24 Fuß. Das Mauerwerk ist in der Art des von dem römischen Schriftsteller Vitruv in seiner Schrift über die Architektur (II, 8) beschriebenen Emplecton gehalten: äußerlich sind es glatt behauene, durch starke Mörtelzwischenfügungen verbundene Bruch-Steine; inwendig ist es Gußwerk aus rohen Bruchsteinen mit Ziegelstücken vermischt, regellos zusammengeworfen, nur stellenweise zur größeren Festigkeit durchzogen von Schichten gleichmäßiger Steine, die in Reihen schräg einander gegenüber gestellt, an die Ahrenform erinnern, daher die Römer solches Mauerwerk opus spicatum, Ahrenwerk, nannten. Große Massen von Mörtel halten Alles zusammen und haben solche Festigkeit gegeben, daß dieses Mauerstück jetzt beinahe 1800 Jahre hindurch gestanden hat. Dieser altersgraue Mauerrest ist es, der zunächst den Namen Heede oder Heidenmauer erhalten und ihn auf das ganze Castellterrain übertragen hat. Die neuen Ausgrabungen, namentlich die von 1865 haben ergeben, daß zur besseren Befestigung nicht nur die Ecken, sondern auch die Seitenmauern des Castells mit halbrunden vorspringenden Thürmen versehen waren, die sich auch bei andern römischen Lagern z. B. in Neuwied und Niederbiber zeigten, wie sie denn ausdrücklich von Vegetius, der zu Ende des 3. Jahrhunderts lebte, als bei den Römer-Castellen gebräuchlich erwähnt werden. In der gleichmäßigen Entfernung von 11¼ Ruthen von einander entdeckte man außen an den Umfassungsmauern theils die Fundamente dieser Thürme selbst, theils zeigten ihre Spuren sich noch deutlich in dem geringeren Wuchse der über ihnen sprossenden Saat, woraus eben auf steinigte Unterlage zu schließen war. An jeder Seite haben so zwischen den Eckthürmen in der Entfernung von 60 zu 60 Schritt von einander 3 Thürme gestanden. Sie hatten einen Durchmesser von 20 Fuß und sprangen 13½ Fuß vor der äußeren Mauerfront vor.

An einer, und zwar der südlichen Seite des Castells hat man in den aufgegrabenen Fundamentmauern Spuren eines Thores ent-

deckt. In der Mitte dieser Seitenmauer traf man erst auf schwere Sandsteinplatten und nach deren Beseitigung auf die Sandsteinquader der Thoreinfassung, welche durch eiserne Klammern verbunden waren. Sie ließen einen Zwischenraum von $8^3/_4$ Fuß Breite. Vier Fuß westlich von diesem Hauptdurchgang standen gleiche Quader, welche einen schmalen Durchgang von 2 Fuß, wahrscheinlich für Ronden bestimmt, zwischen sich ließen. In der Nähe davon hat man 1861 auch zwei mächtige Sandsteinquader eines Thorbogens, schön mit Viktorien verziert, gefunden. Das Thor führte wohl durch den hier stehenden halbrunden Thurm, der ihm zugleich als Schutz diente, und es haben sich vor demselben deutliche Spuren gezeigt von einem zweiten Thurm, in welchem sich das von Vegetius (Von der Kriegskunst IV, 4) erwähnte, zur Sicherung des Hauptthors bestimmte zweite Thor mit Fallgatter und vorspringender Gallerie zum Wasser herabgießen, wenn der Feind das Thor angezündet hätte, befunden haben dürfte. Auch fanden sich Spuren von einer zu diesem Thore hinausführenden Straße.

Da auf die gegenüberliegende nördliche Mauerseite zu eine früher schon und auch noch neuerdings durch römische Gräber nachgewiesene Römerstraße vom hungrigen Wolf herabkommend führte, so ist anzunehmen, daß in ihrer Mitte ein Haupteingang gewesen sein muß, man hat aber von ihm nichts entdeckt, da diese nördliche Mauerseite überhaupt fast ganz und namentlich in der Mitte ganz, auch was die Fundamente betrifft, aus der Erde verschwunden ist. Uebrigens hat sich bei den betreffenden Ausgrabungen im Jahr 1863 und 65 ergeben, daß die Nahe, welche nicht weit von dieser Mauerseite mit ihr parallel fließt und hier für die Römerstraße überbrückt gewesen sein muß, wahrscheinlich zur Zeit der Römer einen von dem jetzigen wenig verschiedenen Lauf gehabt haben muß. — Die Aufgrabungen an der westlichen und östlichen Seite haben von Maueröffnungen zu Thoren keine Spuren nachgewiesen.

Da man hier nur sehr wenige Ziegel mit Legions- oder Cohortenstempeln gefunden hat, nur 2 oder 3 mit dem Stempel der in Mainz stehenden 22. Legion, die von hier angesiedelten Veteranen jener Legion herrühren mögen, so ist das Lager wohl nur eine, für einen aus 300 bis 500 Mann bestehenden Reiterflügel (ala) bestimmte Militärstation gewesen, wozu die wasser- und wiesenreiche Ebene sich besonders eignete. Darauf deuten auch die Spuren eines großen Horreums, Getreide- und Fruchtmagazins, welches an der süd-westlichen Ecke des Castells in Resten von verbranntem Weizen, Korn, Erbsen u. dgl. sich kenntlich machte.

Unser Castell hat nun ohne Zweifel zu den kleinern feststehenden Lagern gehört, bestimmt zur Ueberwinterung der römischen

Soldaten, zur Sicherung gegen Ueberfälle der noch nicht ganz bezwungenen Deutschen und vielleicht auch zur Deckung eines etwa nöthig werdenden Rückzuges der römischen Besatzung von Bingium, sowie auch zum Schutze der großen Straße von Bingen nach Trier und andrerseits nach Alzei. Wann dasselbe zuerst entstanden ist, darüber läßt sich nichts Bestimmtes angeben, wie überhaupt, da es sich nirgendwo erwähnt findet, wir über seine Geschichte auf Vermuthungen angewiesen sind. Einerseits hat man angenommen, unser Castell sei eines von den 50 gewesen, die Drusus am Rhein entlang errichtete, es würde dann um das Jahr 12 vor Christi Geburt entstanden sein; andrerseits hat man es erst dem Kaiser Diocletian zugeschrieben, der um das Jahr 286 nach Christi Geburt Castelle errichtete zum Schutz gegen das Andringen der Allemannen.

Aus dem Umstand, daß in dem fast 12 Fuß dicken Fundamente der Umfassungsmauer bis in die untersten Theile, wie Herr P. Engelmann in seiner kürzlich erschienenen Abhandlung bemerkt, Reste von älteren römischen Bauwerken, Säulen und Gesimsstücke, Sandsteinplatten, zu Werkstücken roh zugehauene Altäre und Votivsteine eingemauert gefunden wurden, ist zunächst zweierlei zu schließen, einmal, daß an dieser Stelle früher schon große, zu einer römischen Niederlassung mit Tempeln und Palästen gehörende Gebäude müssen gestanden haben, und dann, daß die Umfassungsmauern, wie sie jetzt in ihren Fundamenten noch aufgegraben worden sind, wohl erst einer Zeit angehören, in der das Christenthum schon in das Römerthum eingedrungen war und man also Altäre zu Werkstücken zu verarbeiten sich nicht scheute. Herr P. Engelmann schließt daraus in seiner schon erwähnten erläuternden Abhandlung zu seinen schönen Zeichnungen unserer römischen Antiquitäten, daß um diese Zeit überhaupt erst hier ein Römer-Castell entstanden sei. Denn hätte früher hier schon ein Castell gestanden, so wäre anzunehmen gewesen, daß man, wenn es nach einer Zerstörung wieder aufgebaut wurde, doch wohl die alten Fundamente wieder benutzt haben würde. Dann könnten aber in denselben nicht diese Baustücke von Tempeln und Altären sich finden. Und wollte man bei dem nach einer Zerstörung stattfindenden Neubau eine Hinausrückung der Mauern des Castells annehmen, so müßten sich doch Spuren der alten Fundamente in dem Boden des Terrains finden. Allein es ist doch leicht möglich, daß man diese, um die Steine beim Neubau zu benutzen, ganz ausgeräumt hätte, und so ist doch durch den Befund der jetzigen Fundamente die Möglichkeit der ersten Entstehung unseres Castells vor Christi Geburt unter Drusus nicht ausgeschlossen.

Auf eine sehr frühe Entstehungszeit einer römischen Niederlassung an diesem Orte meinte man vor einigen Jahren durch einen auf dem Castell gefundenen Inschriftstein hingewiesen zu werden,

dessen Deutung freilich deshalb sehr schwierig und zweifelhaft ist, weil derselbe nur als Bruchstück sich vorfand, aber es scheint doch nicht, daß vor den vorhandenen Buchstaben viele andere gestanden haben. Die vorhandenen bieten aber in der obersten Zeile: IUX ET, in der zweiten ARTIA (das erste A ist jedoch halb abgebrochen), in der dritten TCOVI. Liest man diese Zeile T CO VI, so könnte man auf die Vermuthung kommen, daß sie das Datum zu einem Denkstein sein soll, den ein conjux (Gemahl) und Martia (Tochter) gesetzt habe. Das Datum will man dann deuten auf Tito COnsule sexto, also als Titus zum 6ten Male Consul war. Das würde auf das Jahr 74 nach Christi Geburt führen. Wenn unser Castell eines der 50 von Drusus am Rhein errichteten wäre, so würde es ja zu der Zeit als Titus zum 6ten Male Consul war, allerdings bestanden haben. Ohne jener schwierigen Deutung zu vertreten bemerken wir, daß sich gerade von Titus auch auf dem Terrain des Castells Münzen in ziemlich tiefer Lage gefunden haben (vgl. Bericht 6). Es wird aber neuerdings bezweifelt, ob überhaupt zu der Zeit, als die Römerherrschaft bis an die Ufer des Rheines sich erstreckte und darüber rechts vom Rhein weit in's Land hinein sich ausdehnte, rückwärts dieser Gränze nach Gallien zu, wo die römische Herrschaft ja gesichert war, auch solche Castelle gewesen seien. Sie mochten dort erst später nöthig werden, als feindliche Einfälle der Allemannen die Herrschaft der Römer an beiden Ufern des Rheines unsicher machten. So wäre es immerhin möglich, daß zunächst nur eine römische Ansiedlung hier gewesen wäre, die erst später, zu der Zeit, als schon das Christenthum in das Römerthum eingedrungen war, wäre befestigt worden. Auffallend kann es allerdings erscheinen, daß unser Castell gerade an militärischen Ueberresten sehr arm ist, namentlich im Vergleich mit Bingen, wo viel mehr Denksteine von Soldaten, Waffen, Kriegsgeräthe, Ziegel mit Legionsstempeln 2c. sich fanden. Aber das Wahrscheinlichere und der gewöhnliche Lauf der Dinge ist doch der, daß erst die befestigten Lager am Rhein entstanden und diese dann die Civil-Ansiedelungen um ihre Mauern veranlaßt haben. So redet auch Tacitus (im 4. Buch seiner Historien Cp. 22) von den Werken eines langen Friedens, welche nicht weit von den Lagern nach Art der Municipien (der kleinen Städte) erbaut worden seien. Ferner wird von verschiedenen Schriftstellern, z. B. von Flavius Vopiscus, berichtet, daß die römischen Soldaten selbst, wenn sie befestigte Lager und Castelle angelegt hatten, alsbald auch Hütten oder Häuser und Scheunen errichteten und das Feld bauten, zu welchem Zweck, nach Aelius Lampridius, auch wohl Thiere und Sklaven zum Feldbau unter sie vertheilt wurden. Hernach waren es römische Veteranen, welche in der Nähe der Castelle sich ansiedelten, um die Aecker, welche ihnen dort als Staatsgut in Anerkennung ihrer Verdienste

übertragen wurden, zu bebauen. Es liegt nahe, daß sie für ihre Wohnungen mit Frauen und Kindern einmal den Schutz des Castells und dann auch den Verkehr mit den in demselben liegenden Truppen suchen mochten, und sich also am liebsten nahe bei einem solchen ansiedelten. Dann aber brachten es auch die Bedürfnisse solch einer zusammengehäuften Menge kräftiger, lebensfroher, vielfach unbeschäftigter und genußsüchtiger Männer mit sich, daß sich in der Nähe der Militärstationen Wirthe, Handwerker, Gewerbtreibende, Kaufleute ꝛc. niederlassen mußten, um sie mit dem Nöthigen zu versehen und dadurch zugleich ihren eigenen Lebensunterhalt zu finden. Das waren nun einestheils ebensowohl Römer, die mit den Soldaten des Lagers als Troß mit herübergezogen waren, als anderntheils auch Eingeborne des Landes, die also von ihren Bedrängern, aus der Noth eine Tugend machend, Nutzen zu ziehen suchten, nachdem sie vielleicht durch dieselben vorher Haus und Hof verloren hatten.

So erklärt sich die Entstehung eines Dorfes, einer kleinen und demnächst auch einer großen Stadt bei einem Lager und Castell auf ganz natürliche und einfache Weise, und es ist wohl anzunehmen, daß doch eine solche römische Militärstation aus frühester Zeit, selbst wenn auch die jetzt vorgefundenen Fundament-Reste ihrer Festungsmauern erst dem dritten oder vierten Jahrhundert angehören sollten, schon viel eher die Veranlassung zu einer Ansiedlung, zur Anlage eines vicus hier gewesen sei. Jedenfalls weisen gerade die vielen Altäre, Votivsteine, Säulenstücke, die man in den Grundmauern des Castells entdeckt hat, auf eine hier an Ort und Stelle früher bestandene und zerstörte Colonie hin, denn woher sollten dieselben sonst rühren? Auch die vielen auf und bei dem Castell entdeckten Gräber, auch von Kindern, insofern sie nicht fränkischen Ursprungs sind, sowie die vielen Reste von Gefäßen, Backsteinen, Ziegelstücken, die sich auf den benachbarten Aeckern gefunden haben und noch finden, weisen auf eine bürgerliche Ansiedlung hin. Ihr dürften auch die vielen Münzen von den verschiedenen Kaisern zuzuschreiben sein, deren Zahl zu groß ist, um sie von der dortigen Besatzung herrühren zu lassen. Dieser Vicus hat nun wohl ohne Zweifel westlich vom Castell nach der Gegend des jetzigen Kreuznach zu gelegen, worauf auch ein dem Castell gegenüber an der andern Seite des Eisenbahndammes entdeckter Römerbrunnen, sowie dort gefundene römische Alterthümer und Gräber hinweisen. Auch die Lage der St. Kilianskirche mit ihrem Kirchhof in der westlichen Ecke des Heidenmauer-Terrains weist darauf hin, insofern sie auf dem Grund einer altrömischen Basilika, und das dortige fränkische Dorf aus dem alten römischen Vicus entstanden sein dürfte.

Seltsamer Weise findet sich nun aber nirgendwo eine Spur von

dem Namen, den das Caſtell und die Niederlaſſung geführt haben mögen. Den Mangel einer Erwähnung in römiſchen Schriftſtellern erſetzt bis jetzt kein Inſchriftſtein, der den Namen enthielte, es ſei denn, daß eine Combination des Herrn Baumeiſter Engelmann richtig wäre, welche, intereſſant genug, zwei auf dem Terrain des Caſtells gefundene Inſchriftſteine mit einer Stelle des römiſchen Dichters Auſonius in Verbindung bringt. Auf den beiden noch keineswegs hinreichend enträthſelten Inſchriftſteinen, die in dem 6. Bericht des antiquariſch-hiſtoriſchen Vereins für Nahe und Hunsrücken von Herrn Major Schmidt beſprochen und auf Blatt 1 der Engelmann'ſchen Sammlung von Zeichnungen antiquariſcher Funde auf unſerm Caſtell abgebildet ſind, findet ſich nämlich die Silbe vic, in dem einen ſogar auffallend größer und deutlicher als die anderen Schriftzeichen. Beide Steine ſcheinen die Namen von Völkerſchaften zu enthalten, die alſo wohl zum Bau des betreffenden Ortes mitwirkten. Auf dem einen Stein ſteht Mauri Cattar und dazwiſchen Vic groß, auf dem anderen Acerrani Amantes, und dazwiſchen muro vic, ſo daß alſo, wenn die Deutung richtig iſt, die Acerrani (nach Plinius III, 63) ein Volksſtamm Campaniens*) und die Amantes, (nach Plinius III, 145) ein Volksſtamm in Dalmatien, oder auch (nach Plinius V, 34) ein Volksſtamm in Afrika, für die Mauern von Vic dieſen Stein gehauen hätten. Da liegt es nun nahe, in Vic den Namen unſeres Caſtells zu vermuthen, da in deſſen Mauer die Steine ſich fanden. Aber wie denn nun? Die eine Hypotheſe findet in Vic die Abkürzung des ſpäter bei Eginhard bei der Reiſe Carls des Großen 779 genannten Namens eines Hofgutes Virciniacum, und dieſes ſoll durch Umſtellung für identiſch gelten mit dem 40 Jahr ſpäter, 819, bei Eginhard vorkommenden Namen Cruciniacum, welches eben der lateiniſche Namen für Kreuznach iſt. Dagegen erhebt ſich aber das Bedenken, daß wir in der Inſchrift von iniacum gar nichts haben und auch weder ein cruc auch ein virc, ſondern eben nur vic. Bei dieſem vic, welches alſo vicus heißen würde,**) bleibt die andere Hypotheſe ſtehen, und erinnert nun an die Verſe des römiſchen Dichters Auſonius (309—392), der in ſeiner zehnten Idylle Moſella, von der Moſel handelnd, auch die Nahe berührt und ſagt:

Transieram celerem nebuloso flumine Nauam,
Addita miratus veteri nova moenia Vico,
Aequavit Latias ubi quondam Gallia Cannas.

*) Die 1. Legion, welche unter Druſus Mainz befeſtigte und bis 61 v. Chr. dort ſtand, rekrutirte ſich aus Norditalien, aber auch aus Süditalien.

**) Wir bemerken, daß vic ſonſt auch öfter als Abkürzung für vicani, Dorf-Bewohner, vorkommt, ſo am ſtumpfen Thurm: vicani Belginates.

zu deutſch: Ueberſchreitend die nebligen Fluthen der reißenden Nahe
Staunte ich an des alten Vicus erneuerte Mauern,
Wo einſt Gallien Latiums Cannä ruhmvoll erreichte.

Hiermit muß der Dichter die große Schlacht meinen, die dort die Gallier einſt (70 nach Chriſto), der von Cannä vergleichbar, geliefert hätten. Da nun Tacitus mittheilt, daß dieſelbe bei Bingium ſtattgefunden habe, ſo hat man geglaubt bei Auſonius die Lesart Vinco für die richtige halten zu müſſen, und die öfter vorkommende Vertauſchung von V und B führe darauf, daß der Dichter damit Bingium gemeint haben müſſe. Allein er ſchreibt eben doch nur Vico, und überdies iſt bei Bingen das Terrain zu einer großen Schlacht ſehr ungeeignet, bei unſerm Caſtell aber in der großen Thalausweitung der Nahe ſehr geeignet. So könnte denn mit Vico eben der Name dieſes letzteren bezeichnet ſein, und es ließe ſich dann wohl erklären, daß Tacitus, dem dieſer unbedeutende, ſonſt nicht genannte Ort uebſt Caſtell unbekannt war, aus der Ferne in Rom ſchreibend, die eigentlich hier bei Vicus ſtattgefundene Schlacht nach dem $2^1/_2$ Stunde entfernten wichtigen Hauptort Bingium benannt habe, ähnlich wie wir heute die Schlacht des 3. Juli 1866 nicht nach den Dörfern Sadowa oder Chlum benennen, wo ſie eigentlich Statt fand, ſondern nach dem 2 Stunden entfernten wichtigeren Ort Königgrätz. —

Bis vielleicht weitere glückliche Funde feſtere Anhaltspunkte bieten, müſſen wir es dahin geſtellt ſein laſſen, ob wirklich unſer Lager reſp. die dabei liegende römiſche Anſiedelung den Namen vicus, alſo Dorf ſchlechthin gehabt habe. Iſt die Annahme richtig, daß das Dorf viel früher als das Caſtell hier beſtanden habe, ſo erſcheint es um ſo annehmbarer, daß erſteres letzterem den Namen gegeben hätte.

Was nun die innerhalb der Mauern des Caſtells vorhanden geweſenen Gebäude betrifft, ſo haben die bei Anlage der Luftkanäle und Fundamente für die Glasfabrik ſtattgefundenen Aufgrabungen darüber wenigſtens einiges nähere Licht verbreitet. Im Jahr 1863 fand ſich ganz in der Nähe der ſüdlichen Ecke etwas nach Oſten zu ein römiſcher Brunnen und dann ein nach Oſten und Nord-Weſten weithin ſich ausdehnendes Gemäuer. Nicht weit davon entfernt, etwas in nördlicher Richtung, fand ſich ein Eſtrich mit einer Mauer umzogen und dann weiter in nördlicher Richtung, ungefähr in dem Mittelpunkt des Ganzen, ein ähnlicher Eſtrich mit Mauerwerk. Weit mehr hat ſich aber an der nördlichen Ecke gezeigt, wo ein weit verbreitetes, theilweiſe 8 Fuß hohes und 2 Fuß dickes Mauerwerk aus rothem Sandſtein mit Hypokauſis und zwei eigenthümliche Heizungs-Apparate in der Erde ſich fanden. Dabei war ein Hofraum, Impluvium, und zwei Gemächer nebſt ſieben kleinen Kammern,

denen sich noch Gemächer von verschiedener Größe anschlossen. In der Nähe ein römischer Brunnen. Auch hat sich hier ein Estrich, mit vier ehemaligen Tragsteinen eingefaßt gefunden, wovon drei mit Inschriften versehen waren. Viele einzelne kleine Sachen, namentlich auch eine Viktorie von Bronze, Schmucksachen, Münzen, die hier gefunden wurden, so wie auch bedeutende Brandstellen deuten darauf hin, daß diese Stelle des Castell-Raums, wo jetzt die Hauptgebäude der Glasfabrik stehen, auch damals schon sehr bebaut, aber auch vielfacher Zerstörung ausgesetzt war. In der westlichen Ecke, theilweise unter dem jetzigen Eisenbahndamm, hat man dann die Fundamente der fränkischen Kilianskirche nebst Kirchhof gefunden, wovon wir nachher näher reden. In der Nähe davon, nach Süden und nach Osten zu war allerlei Mauerwerk, sowie auch Heizungsapparate, die sich zum Theil unter den Kilianskirchhof erstreckten. Da vielfach auf römische Fundamente in der fränkischen Zeit weiter gebaut ward, so ist nicht immer genau zu sagen, was römischen und was fränkischen Ursprungs sei, und die Gelehrten sind darüber nicht immer ganz einig.

Bei dem völligen Mangel historischer Nachrichten über die Schicksale unserer römischen Ansiedelung ist es um so interessanter nachzuforschen, welche Andeutungen über dieselben sich aus den auf dem Terrain der Heidenmauer gefundenen Münzen ergeben, deren viele von verschiedenen, auch nur kurz regierenden Kaisern vorhanden sind. Höchst schätzenswerthe Untersuchungen hat hierüber der Pfarrer Heep in seinen Beiträgen zur Geschichte des unteren Nahethales angestellt; seine Resultate sind kurz folgende. Er nimmt an, daß das Castell schon zu den ältesten gehört habe und zum ersten Mal im Jahr 71 nach Christo im batavischen Kriege zerstört worden sei, wo am Rhein, wie Tacitus berichtet, (Hist. IV, 61) alle Winterlager der Cohorten, Reiterflügel und Legionen, mit Ausnahme der zu Mainz und Vindonissa im Canton Aargau, geschleift und verbrannt wurden. Unser Lager scheint dann aber schnell wieder hergestellt worden zu sein, denn zur Zeit des Kaisers Vespasian muß wenigstens die römische Niederlassung hier geblüht haben, da Münzen von diesem Kaiser sehr häufig vorkommen. Und was besonders bemerkenswerth ist, die Münzen von diesem Kaiser, welche man in den Kindergräbern gefunden hat, hatten ein noch sehr scharfes Gepräge und waren nicht abgegriffen, so daß sie noch neu gewesen sein müssen, als sie, wahrscheinlich in der Idee, die todten Kinder mit ihrem frischen Glanze zu erfreuen, hineingelegt wurden. Diese Gräber dürften also eben in die Zeit Vespasians, 69 bis 79 nach Christo, zurück zu versetzen sein. Auch Münzen von Titus und Domitian (81—96) sind auf der Heidenmauer nicht selten. Die Schicksale der Ansiedelung im 2. Jahrhundert und im Anfang des

dritten sind in ein noch größeres Dunkel gehüllt. Die Verwüstungen der Allemanen haben sie ohne Zweifel hart mitgenommen, als diese, da um 234 nur noch 3 Legionen am Rhein standen, in Gallien Lager, Städte und Dörfer verheerten und plünderten, wie wir von Herodian wissen. Und daß in der Zeit der sogenannten 30 Tyrannen 251–70, als ein Gegenkaiser den andern verdrängte, auch hier ein bewegtes Leben geherrscht haben muß, will Herr Heep schließen aus den vielen hier gefundenen Münzen von Herrschern wie Gallienus, Postumus, Viktorin, Tetricus, Claudius II. Aber z. B. auch von Quintillus, dem man nur 17 Tage Regierungszeit zuschreibt, kommen Münzen hier vor. Wenn dann weiter die Münzen von Aurelian (270—75) und Diocletian (284—305) nur selten hier vorkommen, so dürfte das auf arge Verheerungen der Germanen in dieser Zeit hindeuten. Auch der Aufstand der Burgunder scheint unsre Gegend berührt zu haben, und erst der entscheidende Sieg des Constantius Chlorus im Jahr 292 brachte neues Leben und Gedeihen in die Colonie. Das schließt man daraus, daß die Münzen von Constantinus und seinen Söhnen, so wie auch die von Magnentius sich wieder häufiger finden. Namentlich als dann diese Kaiser häufig in Trier residirten, mußte das die Sicherheit und die Blüthe der römischen Niederlassungen am linken Rheinufer sehr fördern. Erst als Kaiser Constans im Jahr 350 ermordet wurde, trat wieder eine traurige Zeit der Verwüstung durch die Germanen ein, so daß Castelle und Städte am Rhein zerstört wurden. Der zur Wiedereroberung des Landes für die Römer im Jahr 356 hingesandte Julian traf, wie Ammianus Marcellinus (XVI, 3) berichtet, von Brocomagus (Brumat) bis Cöln, außer Remagen und einem Thurm bei Cöln, weder Stadt noch Castell, und Julian selbst sagt, daß, die Thürme und kleinen Castelle nicht mitgezählt, die Mauern von 45 Städten zerstört gewesen seien. Diesem Schicksale war gewiß damals auch die römische Colonie an der unteren Nahe nicht entgangen. Ob der siegreiche Julian, der 359 unter anderen Städten auch Bingium wiederherstellte, nun auch unser Castell schon wieder aufbauen ließ, kann deßhalb fraglich erscheinen, weil Münzen von Julian, der 360—63 Kaiser war, und seinem Nachfolger Jovian, der freilich nur 7 Monate regierte, äußerst selten sich hier finden. Der Hauptwiederhersteller der zerstörten Römercastelle war erst Kaiser Valentinian I. (364–375) von dem Ammian Marcellinus berichtet, daß er im Jahre 369 den ganzen Rhein von den rhätischen Alpen bis an den Ocean befestigte, indem er die Castra und Castelle höher aufführte und in fortlaufender Kette Thürme an passenden Orten längs der ganzen gallischen Grenze hin baute, ja selbst jenseits des Flusses Gebäude (aedificia) errichtete (cf. Heep S. 46). Ihm dürfte denn auch wohl die Ausstattung unseres Castells mit seinen 16 Thürmen bei der Wiederherstellung zu verdan-

ken sein, und das um so mehr, als man, wie wir oben sahen, in dessen Mauerresten so viele römische Votivsteine, Altäre u. s. w. entdeckt hat, deren Vorkommen gerade als ein sicheres Merkmal der Valentinian'schen Bau-Restauration zu gelten pflegt.

Es werden nun die obenerwähnten Zerstörungen und Verwüstungen, die unser Castell resp. die Ansiedelung erlitten haben muß, auch durch die Brandschuttlagen, Fundament-Reste und Überbleibsel von Estrichen, die sich auf dem Terrain derselben gefunden haben, bestätigt, wie darüber der 6. Bericht des antiquarisch-historischen Vereins für Nahe und Hunsrücken nähere Nachweisung gibt. Darnach ist nun namentlich auf eine Verwüstung nach der Mitte des 3., und auf eine andere nach der Mitte des 4. Jahrhunderts zu schließen. Erst die Zeit der Ruhe, die vollständig erst seit der Besiegung des Alemannenfürsten Makrian und seit dem von Valentinian I. 374 bei Mainz mit ihm geschlossenen Bündniß eintrat, hat unsere Ansiedelung und Befestigung so recht wieder zur Blüthe bringen können. Darauf weisen deutlich hin die so zahlreich hier gefundenen Münzen von Valentinian I. und seinen Nachfolgern Valens, Gratian, Valentinian II., Theodosius, dem Usurpator Magnentius Maximus, seinem Sohn Florentius Viktor und Anderen. Selbst von dem 392 nach Ermordung Valentinians II. zu Vienna von dem Franken Arbogastes auf den Thron gesetzten Kaiser Eugenius haben sich hier verschiedene Münzen gefunden.

Eine neue traurige Zeit der Verwüstung trat nun für unsere römische Niederlassung ein, als die Wogen der Völkerwanderung bis hierher schlugen und namentlich in dem Jahr 406 und 407 die Alanen, Quaden, Vandalen und Andere Gallien verheerten. Eine gänzliche Zerstörung hat aber damals die Niederlassung wohl nicht betroffen, denn es sind auf ihrem Terrain noch Silbermünzen von dem 413 von den Burgundionen zum Kaiser ernannten Jovinus. Selten haben sich Münzen von Honorius (395—423) gefunden, woraus Heep schließt, daß während dessen Regierung keine römischen Soldaten hier lagen und die Gegend von fremden Völkern besetzt war, wie ja denn auch seit 403 die Rheingränze von römischen Truppen entblößt war. Häufiger kommen die Münzen des älteren Bruders Arcadius vor, welcher viel früher Kaiser wurde. Auch kommen vor Bronzemünzen von Theodosius und Valentinian, welche Theodosius II. (408—450) und Valentinian III. (425—455) zugeschrieben werden, woraus zu schließen wäre, daß nach den Siegen des römischen Feldherrn Aetius, der den Rhein und Gallien seit 435 den Römern wieder unterwarf, unser Castell nebst Dorf auch wieder römische Station geworden sei, was von den benachbarten Orten Speier, Worms, Mainz, Bingen, Boppard, Coblenz und An-

dernach historisch feststeht. Wahrscheinlich haben nun die Hunnen, die seit 451 Gallien verwüsteten, auch bei uns den letzten Rest der römischen Ansiedelung für immer zerstört, denn es finden sich aus späterer Zeit keine römischen Münzen mehr vor, wie ja denn 486 der Sieg des Frankenkönigs Clodwig bei Soissons der Römerherrschaft in Gallien für immer ein Ende machte. Auch von diesen spätern Verwüstungen im 5. Jahrhundert zeigen sich die Spuren deutlich in den Brandschuttlagen, Gefäßresten und sonstigen Trümmern, die man über jenen früheren im Boden des Castells fand.

Unser Castell und seine Niederlassung haben nun natürlich auch ihre guten Verbindungsstraßen gehabt, deren Spuren freilich hier nicht mehr so deutlich zu erkennen sind, als anderswo, deren Richtung aber doch, namentlich aus der Lage der Gräber, die die Römer an den Wegen entlang anzulegen pflegten, zu ersehen ist. Sie stellen sich theilweise als Abzweigungen der großen Heerstraße von Trier über den Hunsrücken nach Bingen und Mainz dar. So ging eine Straße vom Castell aus im Wesentlichen wohl in der Richtung der jetzigen Chaussee über den sogenannten hungrigen Wolf hin, wo viele Römergräber entdeckt worden sind und also wohl altrömische Bauernwohnungen, villae rusticae standen. Von Windesheim, wo auch die Reste eines römischen Gebäudes entdeckt wurden, wandte sich der Weg auf die Höhe nach Dörrebach zu, wo die Straße in diejenige mündete, die von Bingen über Stromberg auf den Hunsrücken führte.*) Nach der andern Seite hin führte eine Straße aus unserem Castell über den Darmstädter Hof, Hackenheim, Volxheim und Wöllstein, wo überall römische Alterthümer gefunden wurden, nach dem römischen Alteium, dem jetzigen Alzei zu. Von dieser hat sich wahrscheinlich nahe am Castell die Straße über Bosenheim und Badenheim, wo 1840 auch merkwürdige Gräber entdeckt worden sind, nach Mainz abgezweigt. Auch führte eine Straße vom Castell über Waldböckelheim und Sobernheim, welche Orte sichere Spuren römischer Ansiedelung zeigen, über Meisenheim durch die Winterhauch nach Trier. Auch nach Bingen führte eine Straße, wahrscheinlich aber, wie Heep meint, zuerst eine Viertelstunde rechts von der Nahe, denn man hat da beim Castell die Nahe entlang eine Reihe von Gräbern entdeckt und findet am Ufer des Flusses noch oft Reste von Ziegelplatten und Thongefäßen. Nachher führte wahrscheinlich die Straße über die Nahe und durch den Langenlonsheimer Wald, wo man Spuren derselben finden will, die vom Volk

*) In der Nähe dieser letzteren, bei dem Dorfe Waldalgesheim, eine gute Stunde von Bingen, entdeckte man im Oktober 1869 ein wohl eher keltisches als römisches Grab, in dem sich zwei goldene Armringe und ein Scepterartiger Stab von Gold, eine schöne Opferkanne und ein Eimerchen von Bronze nebst verschiedenen Bruchstücken fanden.

als die Heerstraße bezeichnet werden; darauf vereinigte sie sich mit der vom Hunsrücken her nach Bingen führenden Straße und kam über die Drususbrücke dorthin. Sie hatte wahrscheinlich nicht fern vom Castell eine Abzweigung zur Rechten nach Planig, wo auch viele römische Alterthümer und Gräber entdeckt worden sind. Auch in der Richtung nach Münster zu, wo Urnen gefunden wurden, über Feil nach Hallgarten, wo auch Römergräber sind, nach dem Glan und in die Gegend von Grumbach hin, ging eine Straße, deren Spuren bei letzterem Orte noch deutlich zu erkennen sind, z. B. im Merzweiler Wald in gepflasterten Strecken.

Wenn nun so jedenfalls in und bei dem Terrain der jetzigen Heidenmauer der Centralpunkt der römischen Niederlassung bei Kreuznach war, so hat sie sich doch darauf nicht beschränkt, vielmehr hat man auch in der Neustadt Spuren römischen Anbaues entdeckt, und zwar vor dem Rüdesheimer Thor. Dort wurden, wie in einer Handschrift eines gewissen Schott mitgetheilt wird, „bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts am Agnesenberge in der Ellerbach zufällig die Ruinen eines Gebäudes entdeckt, in das von dem gegenüberliegenden Schloßberge aus den zwei Bangertsbrunnen das Wasser durch mehrere Röhren geleitet war. Man fand ein großes, mit verschiedenen Farben ausgemaltes Zimmer, in demselben eine silberne Münze von Tiber und an der Wand zierlich aus Gyps geformte Köpfe, Frauen ähnlich. Daneben bemerkte man ein fast Stockwerk tiefes, zur Schonung des Ackers jedoch undurchsuchtes Gerölle, wobei ein schön ausgearbeitetes Säulencapitälchen, Asche, Kohlen, ein verrostetes Beil. Das Gebäude war aus Gußmauern, wahrscheinlich ein Badehaus". —

Dasselbe Manuscript berichtet: „In der Kirche auf dem Martinsberge lag viele Jahre lang ein etwa 2 Fuß hoher Stein, auf dessen vier Seiten heidnische Gottheiten ausgehauen; zwei davon waren verwittert, die anderen Mars und Mercur. (Dieses sagt Pater Conrad, Prior der Carmeliter in Kreuznach in einem Schreiben vom 27. August 1771.)"

Nach Mathias Merian wurden 1617 zu Windesheim an dem Güldenbach auch römische Baureste, wahrscheinlich eines Schweißbades, entdeckt und dabei verschiedene Münzen z. B. von den Kaisern Philippus Arabs, Galienus und Andren. 1/3 Stunde hinter dem Dorfe Winzenheim, 3/4 Stunde von Kreuznach trägt auch noch ein Ackergut den Namen Heidenpark.

---

Die Römerherrschaft in Gallien und am Rhein hat nun in Gottes Hand dazu dienen müssen, unserm deutschen Volke, welches zum Hauptträger des Christenthums und der neuen Cultur be-

stimmt war, frühe schon die gute Botschaft nahe zu bringen. Die römischen Soldaten hatten sehr frühe, namentlich im Orient, in Spanien und Egypten vom Christenthum gehört, und sie trugen den Samen der neuen Lehre in die Welt hinaus. Bekannt ist die, gewiß in ihrem Ursprunge, wenn auch nicht in ihrer weitern Ausbildung auf historischem Grunde ruhende Legende von der thebaischen Legion, die, christlich geworden, nach der Schweiz und an den Rhein kam und unter Diocletian wegen ihres Glaubensbekenntnisses, wenn auch nicht ganz, so doch theilweise den Märtyrertod erduldete. Ihre Mitglieder mögen vielfach für die Verbreitung des Christenthums am Rhein gewirkt haben, wie ihre Verehrung die älteste, privilegirteste und verbreitetste am Rhein war. Wenn es feststeht, daß das Christenthum schon im 2. Jahrhundert im ganzen römischen Reich ausgebreitet war, was Justinus Martyr in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts, Irenäus in der zweiten Hälfte desselben und Tertullian um dieselbe Zeit bezeugen, so ist klar, wie die in ferne Lande ziehenden römischen Soldaten für seine Verbreitung wirken mußten. Irenäus und Tertullian sagen nun gerade auch von den Galliern und Germanen, daß dort zu ihrer Zeit das Christenthum schon eine Stätte gefunden habe, womit denn die kirchliche Sage übereinstimmt, die sogar von Schülern der Apostel Petrus und Paulus das Christenthum nach Deutschland, namentlich an den Rhein gebracht wissen will, was aber nicht zu beweisen ist. Welche Bedeutung die Soldaten, und ganz besonders die in den Lagern, für die frühe Verbreitung des Christenthums gehabt haben, ist zu schließen aus Tertullians Schrift gegen die Heiden, in der er sagt: „Wir (Christen) haben alles das Eure erfüllt: Städte, Inseln, Castelle, Municipien, Versammlungsfäle selbst die Lager.“ Daß dies auch für unser Castell galt, daß es zur Römerzeit von christlichen Einflüssen berührt und Christen wenigstens einzeln darinnen waren, folgt wohl aus den zwei Fingerringen von Bronze mit dem Monogramm Christi, die in Gräbern daselbst unter römischen Alterthümern entdeckt wurden. Die Annahme, daß die 22. Legion, die notorisch 200 Jahre lang ihr Standquartier in der Gegend von Mainz hatte, und deren Stempel sich auf den wenigen Legionsziegeln zeigte, die in unserem Castell aufgefunden wurden, bei der Zerstörung Jerusalems mitwirkend, eine Anzahl Christen in sich aufgenommen und so schon im 1. Jahrhundert das Christenthum von Palästina nach dem Rhein verpflanzt habe, wird nach Rettbergs Untersuchungen in seiner deutschen Kirchengeschichte nun freilich dadurch etwas unsicher, daß es zwei verschiedene Legionen gegeben hat, die als 22ste bezeichnet wurden, und daß die am Rhein liegende eine andere war, als die vor Jerusalem mitkämpfende. Auch sind die bis jetzt gesammelten 65 Inschriften der 22. Legion alle heidnische und nicht christliche.

Wenn denn also der eigentlich erst im 9. Jahrhundert erhobene Anspruch der Stadt Mainz, die erste Predigt des Christenthums schon von dem, nach 2. Timotheum 4,10 von Paulus nach Galatien (nicht, wie manche Kirchenväter wollten, nach Gallien) gesandten Crescens empfangen zu haben, ebenso unbegründet ist, wie der anderer Städte des alten Galliens, namentlich Viennas, so ist doch das Christenthum dort schon frühe gewesen, und es werden auch schon Mainzer Bischöfe aus dem 3. Jahrhundert genannt. Daß in Mainz um die Mitte des 4. Jahrhunderts das Christenthum schon sehr in Blüthe stehen mußte, wissen wir unter Anderm aus dem römischen Schriftsteller Ammianus Marcellinus, der (XXVII, 10) erzählt, daß die Allemannen vor ihrer Besiegung durch Valentinian I. bei Solicinium 368, unter Rando Mainz überfielen und, da dort eben eine christliche Feier begangen wurde, das männliche und weibliche Geschlecht mit nicht geringer Beute ohne Widerstand wegführten. Wahrscheinlich ist das Christenthum von Mainz aus im 3. Jahrhundert auch schon in dessen Umgegend, wohl auch in unsere Nahegegend gekommen. Der Sage nach hätte Kaiser Constantin, der 324 die christliche Religion im römischen Reiche als Staatsreligion anerkannte, im Lande der Sigambrer einen Kreuzaltar oder eine Kreuzkapelle errichtet, und der von seiner Mutter, der Auffinderin des Kreuzes von Jerusalem, gegründeten Episcopatkirche in Speier übergeben lassen.*) Bei diesem Kreuzaltar läßt denn die Sage den Ort entstehen, der dem „Kreuz nahe" oder Kreuznach genannt worden sei. Die Sage über Kreuznachs Entstehung will in einer etwas anderen Fassung dann aber auch von einer Insel in der Nahe wissen, auf der zuerst ein Kreuz aufgepflanzt worden sei mitten unter den Heiden, wie denn Trithemius auch den griechischen Namen Stauronesus, Kreuzinsel, anführt. Mit diesem Kreuz am Wasser, oder, wie die Sage auch wohl lautet, einem Kreuz, das im Wasser der Nahe ein Fährmann gefunden habe, hängt dann die andere Ableitung des Namens unserer Stadt zusammen, welche wohl richtiger die häufig vorkommende Endsilbe „nach" auf das altdeutsche ach, (lateinisch aqua) soviel als Bach, fließendes Wasser, zurückführt. Und gewiß ist es ebenso möglich, daß die altlateinische Endsilbe unseres Ortsnamens acum (Cruciniacum) aus der altdeutschen Endsilbe nach oder ach entstanden, als daß sie später in diese verwandelt worden wäre. Wenn nun, wie die Sage will, das Kreuz auf der Insel inmitten des heidnischen Landes zugleich bald Ziel frommer Wallfahrten geworden wäre, so würde das wieder auf eine andere Ableitung unseres Ortsnamens weisen, indem bei vielen deutschen Orts-

*) Vielleicht ist diese Sage nur als eine Verherrlichung der viel später, laut erhaltener Urkunde vom 30. August 1065, von Kaiser Heinrich IV. geschehenen Schenkung der villa cruciniacum an das Bisthum Speier anzusehen.

namen die Schlußsilbe „nach“ daher rührt, daß der Ort um ein Heiligthum herum sich anbaute, nach welchem hin gewallfahrtet wurde. So kommt Irmenach von der Wallfahrtskirche der heiligen Irminia, und ähnlich sind abgeleitet Quintenach, Hirzenach und A.

Nach allem dem ist also wohl in keiner Weise zu bezweifeln, daß Kreuznach seinen Namen von dem geheiligten Symbol des Christenthums hat, wo aber und wann das Kreuz errichtet wurde, welches ihm den Namen gab, das liegt in einem jetzt wohl nicht mehr aufzuhellenden Dunkel. Daß in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts im Thale der Mosel bei Trier schon christliche Gotteshäuser waren, wissen wir vom Bischof Ambrosius von Mailand, der bei seiner Reise über Mainz nach Trier zur Vermittelung des Friedens zwischen Kaiser Valentinian I. und seinem Gegenkaiser Maximus, solche dort fand. Ob er bei seiner Durchreise auch schon im Nahethal Kirchen fand, sagt er nicht, es ist aber wohl wahrscheinlich, weil in dieser Zeit das Christenthum schon fast überall das Römerthum durchdrungen hatte.

Leider hat aber das Christenthum, insofern es in den vier ersten Jahrhunderten schon in Theilen von Gallien eine Stätte fand, nicht Stand gehalten, sondern ist mit dem Römerthum durch die Völkerwanderung, die die wilden heidnischen Stämme der Burgunder, Alanen, Franken über den Rhein hinüberführte, für eine Zeit lang zum größten Theil wieder zu Grunde gegangen. Daß damals in Trier, wo das Christenthum im 4. Jahrhundert fröhlich blühte, und in Mainz die bischöflichen Metropolen zerstört sind, wissen wir, und dies ist gewiß auch in den dazwischen liegenden Pflanzstätten des Christenthums, so viele ihrer waren, ebenso der Fall gewesen. Von der damals im 5. Jahrhundert stattgefundenen Zerstörung unseres Castells war schon die Rede. Gab es dabei ein christliches Heiligthum, so ist das nicht verschont geblieben. Als aber der Frankenkönig Chlodwig 496 die Allemannen bei Zülpich besiegte und in Folge dieses Sieges, getrieben durch seine fromme Gemahlin, das Christenthum annahm, war auch in dem Lande am Oberrhein der Sieg des Christenthums wieder gesichert.

Wie nun die Franken in jener Zeit vielfach die vorlängst zerstörten römischen Castelle wiederherstellten und in Krondomänen verwandelten, so mögen sie auch viele christliche Heiligthümer aus der römischen Zeit wieder neu aufgerichtet haben. Die Sage schreibt dem alten Frankenkönig Dagobert (628—638) die Wiederherstellung einer verfallenen Kirche zu Kreuznach zu, nach Anderen auch die Gründung eines Klosters zu Ehren der heiligen Jungfrau, woraus später ein Chorstift geworden sei. Früher schon, in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts, werden besonders Bischöfe wie Nicolaus von

Trier und Sidonius von Mainz genannt als Wiederherſteller zerſtörter Kirchen und Gemeinden in ihren Sprengeln. Wie ſehr aber das Heidenthum in dieſer Zeit wieder um ſich gegriffen hatte, auch da, wo ſchon zur Römerzeit chriſtliches Leben herrſchend geweſen, folgt daraus, daß eine ganz neue Pflanzung deſſelben am Rhein durch chriſtliche Sendboten, die namentlich aus England und Irland kamen, Noth that. So wirkte damals Kilian in Franken, Columbon um 600 in Oberbaiern, St. Goar am Oberrhein zwiſchen Bingen und Coblenz, Wendelin um 650 in Trier und an der Blies. Für die Nahe und die Gegend des in die Nahe mündenden Glan iſt beſonders Diſibodus Heidenbekehrer geweſen, deſſen Auftreten in die Zeit zwiſchen 670 und 690 fällt, und an den noch die Ruinen des großen Kloſters auf dem Diſibodenberg bei Staudernheim, 3 Stunden von Kreuznach, erinnern.

Zu dieſer Zeit hatten nun die Franken, wie ſo vielfach auch hier, aus der früheren römiſchen Anſiedelung ein fränkiſches Dorf und aus dem Caſtell einen Königspalaſt gemacht, reſp. auf deſſen Terrain und ſeinen Trümmern einen ſolchen gegründet. Theils Mauerreſte, theils aufgefundene Gräber auf unſerem Caſtellterrain weiſen entſchieden auf fränkiſchen und nicht römiſchen Urſprung hin, ſo namentlich die Aufgrabungen in der Nähe der weſtlichen Ecke, wo jetzt der Eiſenbahndamm die Heidenmauer durchſchneidet. Dieſer fränkiſche Königspallaſt, den die Sage dem König Dagobert zuſchreibt, hat zu ſeiner Zeit fürſtlichen Glanz in ſeinen Mauern geſehen und hiſtoriſch berühmten Herrſchern zum Aufenthalt gedient. Er tritt zuerſt urkundlich auf in Eginhards Annalen, wo berichtet wird, daß im Jahr 819 Ludwig der Fromme auf einer Reiſe von Ingelheim nach den Ardennen hier verweilte. Und nach den Annalen des Prudentius hielt ſich derſelbe Kaiſer hier 839 in cruciniaco castro der Jagd wegen auf. Hier, cruciniaco in palatio regio, alſo zu Kreuznach im Königspalaſt, beſtätigte er 838 einen Gütertauſch zwiſchen dem Abt von Fulda und dem Grafen Boppo, und 839 eine Güterſchenkung an Ritter Gerulf, worüber die Urkunden uns noch erhalten ſind. Dieſer Palaſt der fränkiſchen Könige führt nun auch den Namen Oſterburg. Dieſelben beſaßen da ein königliches Kammergut: villa indominicata crucenaha. Dieſe wird erwähnt in dem Stiftungsbrief der Bartholomäuskirche zu Frankfurt im Jahr 882, indem König Carl der Dicke dieſer den neunten Theil ſeiner Gefälle von jener Domäne ſchenkte, welche Schenkung Kaiſer Otto II. im Jahr 974 beſtätigte. Es kann ſich nun fragen, wo die villa cruciniaca, das Dorf Kreuznach alſo, zu ſuchen ſei, ob auch unmittelbar auf der Heidenmauer ſelbſt, ſo daß ſie alſo eigentlich mit dem palatium cruciniacum oder der Oſterburg identiſch wäre, oder etwas davon entfernt, nach dem

Sponheimer Abt und Geschichtschreiber Trithemius, etwas westlich von der Heidenmauer. Das Dorf Osterburg, welches bei dem Palaste Osterburg gelegen hat, wird von der villa crucenaha unterschieden und kommt noch im 15. Jahrhundert als vor der Stadt Kreuznach gelegen vor. Es ward daselbst nach alter Sitte bei der Kilianskirche unter freiem Himmel Gericht gehalten, und die Osterburger Gerichtsgüter werden in einer Urkunde von 1359 als „umb Osterburg bei saute Kylian ußen der Stadt zu Cruzenache und da umb gelegen" bezeichnet. 1422 ist noch von den zu Osterburg gehörigen Gütern die Rede. Vor 1445 muß aber das Dörfchen Osterburg eingegangen sein, denn in dem Lehnbriefe des Pfalzgrafen Stephan von Veldenz von diesem Jahr wird seiner nicht mehr gedacht. Mit der verschiedenen Ansicht über die Lage der villa crucenaha (cruceniaca, crucenacus) hängt die andere Verschiedenheit der Ansicht zusammen über die Lage der alten Martinskirche.

Der große fränkische Heilige, Bischof Martinus von Tours ist es nämlich, dem die Franken am Rhein vorzugsweise die von ihnen gegründeten Gotteshäuser widmeten. Ihm waren von den 26 Kirchen, deren Gefälle der Domkirche zu Würzburg zugewendet wurden, nicht weniger als 14, also mehr als die Hälfte, geweiht. Auch die Kirche zu Bingen, die zu Norheim bei Kreuznach und die älteste Pfarrkirche zu Kreuznach selbst war dem heil. Martin gewidmet. Sie kommt in Urkunden des 9. Jahrhunderts vor. So bestätigt Ludwig der Fromme unterm 19. Decbr. 822 eine von Carlmann 742 gemachte und schon von Carl dem Großen bestätigte Schenkung der ecclesia in villa Crucenacus, quae est constructa in honore S. Martini an die Würzburger Domkirche. Und diese Schenkung der ecclesia in villa Crucinaha dicata in honore S. Martini wird unterm 21. Novbr. 889 von Kaiser Arnulf wieder bestätigt. Sucht man nun die villa crucenaha oder crucenacus auch auf dem Heidenmauerterrain, so muß auf ihm offenbar auch die Martinskirche gestanden haben, während doch alle alten Nachrichten nur von einer Kilianskirche auf dem Heidenmauerterrain wissen. Dort sah diese der schon genannte Sponheimer Historiker Trithemius liegen, welcher im Jahr 1504 sechs Monate lang mit den Schätzen seiner Kirche auf der Flucht in Kreuznach verweilte. Er schreibt von dem alten Römer-Castell: „Jenes Castrum aber lag in der Ebene auf dem Platze, wo jetzt die Kirche S. Kyliani, die ehemalige Pfarrkirche steht". Sie wird als extra muros liegend bezeichnet z. B. auch 1359 bei Belehnung der Rheingrafen Conrad und Hartrad, wo die Güter genannt sind, die gelegen sind um die Osterburg „ußen an der Stadt zu Creuzenach." Dann in der aktenmäßigen Angabe, daß 1371 eine Kluse und Bedehuß, das vor Zeiten gebaut war bei der Capelle S. Kiliani „uß-

wenig der Stadt Crutznach" wegen Baufälligkeit abgerissen wurde. Für die Lage der Kilianskirche auf dem Heidenmauerterrain zeugt auch der Umstand, daß bei diesem gelegene Grundstücke als bei S. Kiliani gelegen bezeichnet werden. So steht in einer Urkunde von 1622 über die rheingräflichen Osterburger Gerichtsgüter: 1½ Viertel Wingert auf der Heidenmauer an der Kilianskirche, und 1½ Viertel auf der Mauer bei der Kilianskirche. Diese Kilianskirche verlor 1332 ihre Pfarr-Rechte an die neu gegründete Wörthkirche und wurde deren Filialkirche, ward aber in demselben Jahr noch mit einer Frucht- und Wein-Rente fundirt. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts war damit ein Kloster und ein Hospital verbunden, was daraus folgt, daß 1310 die Kapelle eines Hospitals bei S. Kilianskloster vor dem Mühlenthor von einem Kreuznacher Bürger Conrad de Winckeler dotirt wurde.*) Auch der Kirchhof der Kilianskirche ist genannt in einer Urkunde vom 7. April 1327, wo ein altare in cymeterio parochialis ecclesiae beati Kiliani erwähnt wird. 1401 kommt die Kilianskirche zuletzt in Urkunden vor, und zwar in dem Münster-Appeler Altar-Verzeichniß von diesem Jahr, und sie muß laut einem Schreiben der Rheingrafen an den Markgrafen Wilhelm von Baden, „daß die uralte Pfarrkirche vor etlichen und vierzig Jahren von Kurpfalz abgebrochen und plötzlich ruinirt worden sei," um 1590 zu existiren aufgehört haben.

Im Jahr 1863 hat man nun bei den Ausgrabungen auf der Heidenmauer in der westlichen Ecke nahe am Eisenbahndamm, zum Theil durch denselben bedeckt, die Fundamentreste der Kilianskirche aufgefunden. Man fand da einen runden Chorabschluß (Apsis), einen Theil der Langmauern, sowie einige Pfeilerreste. Die Apsismauer war 2 Fuß dick, die Quermauer 1½ Fuß. Der ganze Bau kann nicht groß gewesen sein, obschon die Länge des Langschiffes sich, da es bis unter den Bahndamm ging, nicht genau bestimmen ließ. Die Kleinheit kann aber nicht abhalten, hierin die alte Kreuznacher Pfarrkirche zu erkennen. Dieselbe war eben nicht groß; in der Stiftungs-Urkunde der im 14. Jahrhundert neuerbauten Pfarrkirche auf dem Wörth wird ausdrücklich gesagt, daß die Kilianskirche dem Bedürfniß der damaligen Bevölkerung schon nicht genügte. Dennoch haben Einige aus den geringen Dimensionen der vorgefundenen Fundamente vermuthen wollen, daß diese Fundamentreste nur die einer kleineren Kapelle wären, nicht die der Kilianskirche. Übrigens fand man bei diesen Kirchenfundamenten tiefer stehende Mauerreste, die zu dem ursprünglichen Castell gehört zu haben scheinen, dessen Basilika sie bilden mochten. Auf Fundamentresten dieser

*) Alle diese Aktenstücke finden sich in dem interessanten handschriftlichen Urkundenbuch über Kreuznach von Herrn Regierungsrath Engelmann.

letzteren scheint daher nachher nach demselben Grundriß eine neue Basilika gebaut worden zu sein, die dann, sei es zur Römerzeit oder erst bei den Franken, zu einer christlichen Kirche wurde. Nach der Zerstörung durch die Normannen dürften endlich dieselben Fundamente der Kilianskirche gedient haben.

Es ist nun schon eine alte Vermuthung, die auch in dem Schott'schen Manuscripte geäußert ist, daß auch die alte Martinskirche, von deren Existenz im 8. und 9. Jahrhundert wir vernommen haben, nicht auf dem sogenannten Martinsberge, dem Casino gegenüber, wo notorisch im 14. und 15. Jahrhundert eine Martinskirche stand, gelegen habe, sondern auf dem Terrain des Römer-Castells, so daß dann also die dort gefundenen Fundamentreste die der alten Martinskirche sein könnten, welche, vielleicht schon von Dagobert dort nebst dem fränkischen Königspalast erbaut, mit diesem 883 von den Normannen zerstört, nachher als St. Kilianskirche wieder auferstanden wäre.

Wenn für die Lage der alten Martinskirche auf der Heidenmauer der Umstand sprechen kann, daß die fränkischen Könige bei ihrem Palatium regium oder in nächster Nähe desselben eine Kirche müssen gehabt haben, so bleibt es doch immer fraglich, ob das die Martinskirche gewesen sei, die stets nur als in villa Crucenacus, nicht aber als bei dem Palatium regium, der Osterburg, oder auf dem Castellterrain gelegen bezeichnet wird. Und ob eine solche Schenkung, wie sie mit der Martinskirche Statt gefunden, an ein auswärtiges Domstift gerade bei einer Art Hofkirche anzunehmen ist, kann auch noch fraglich erscheinen. Das Entscheidende bei der Frage wird immer die Lage der villa Crucenacus sein, die wohl auch nach dem jetzigen Brückes zu könnte gelegen haben, während wir das Dorf Osterburg auf oder bei der Heidenmauer nach der jetzigen Altstadt zu suchen. Nimmt man an, die alte Martinskirche sei von der Normannenzerstörung des Palastes Osterburg 883 mit betroffen, so kann es auffallend erscheinen, daß sie 889 wiederholt an Würzburg geschenkt wird; man müßte diese Schenkung dann bloß auf ihre Gefälle, nicht auf die Kirche selbst beziehen. Noch auffallender aber wäre, daß beim nachherigen Wiederaufbau der Kirche auf derselben Stelle der Name des großen fränkischen Heiligen Martinus ganz verschwunden sein und dem Namen des minder wichtigen Heiligen Kilian völlig den Platz geräumt haben sollte. Es steht aber aus den Akten, Altarpfründen-Verzeichnissen u. s. w. fest, daß die auf der Heidenmauer gelegene Kirche eben stets nur als dem Kilian geweiht vorkommt, nirgendwo ist als ihr zweiter Heiliger etwa Martinus noch mitgenannt. Bloß allein in dem Stiftungsbrief der Wörthkirche vom 8. Juli 1332 wird neben Unser Frauen und St. Kilian auch St. Martinus als Patron der Kreuznacher „Par-

ren" genannt, woraus aber noch nicht folgt, daß dem Martinus nun auch die Kilianskirche auf der Heidenmauer mitgeweiht gewesen sein müßte, umsoweniger als der Name dieses Heiligen nachher in derselben Urkunde bei Uebertragung der rheingräflichen Pfarr-Rechte von der Kilians- auf die Wörthkirche wieder völlig verschwindet. Nicht einmal von einem St. Martinsaltar in der Kilianskirche wissen die Akten. Auch in einer anderen Urkunde von demselben 8. Juli 1332, durch die Graf Johann von Sponheim der alten Kilianskirche noch eine Messe stiftet, wird sie blos Kilianskirche genannt. Ebenso in der Urkunde vom 14. Decbr. 1332, in welcher Bischof Balduin von Trier als Provisor des Mainzer Bisthums die Stiftungen des Grafen Johann amtlich bestätigt und die frühere Kilians-Pfarrkirche zur Filialkirche macht. Wäre diese wirklich auch dem Martinus mit geweiht gewesen, so hätte das in diesem offiziellen Akt jedenfalls erwähnt sein müssen. Dagegen kommt denn nun notorisch seit der Mitte des 14 Jahrhunderts öfter eine Martinskirche auf dem Martinsberge vor dem Bingerthor vor. Laut Stiftungsurkunde vom 12. März 1354 widmet Rheingraf Johann „den Pfaffen und Laien von der Priesterbruderschaft zu sant Martin ußwendig Cruzenach einen Altar zu Eren der heiligen Jungfrave Maria." Ihre Lage auf dem Martinsberge, dem jetzigen Casino gegenüber, kommt als eine von der Kilianskirche und der Heidenmauer ganz getrennte Flurbestimmung vor. So steht 1358 in einem Verzeichniß der Fluren bei Kreuznach die Bezeichnung „auf dem Martinsberg;" und 1476 im Lehn-Revers Philipps von der Layen gegen den Pfalzgrafen Friedrich von Sponheim werden Einkünfte und Grundstücke in und bei Kreuznach verliehen, darunter 10 Morgen „bei Sant Martin in dem Felde gesor Karle von Wallertheim." Diese Martinskirche soll nun nach jener Annahme eine bloße Klosterkirche gewesen sein und nichts mit der alten Martinskirche zu schaffen haben. Zuletzt im Jahr 1401 kommen noch Gefälle vom Andreasaltar der Martinskirche vor, von da an verschwindet sie gänzlich, und so würde sie, wenn sie wirklich erst, wie man meint, eine Schöpfung des 14. Jahrhunderts gewesen wäre, ein auffallend kurzes Dasein gehabt haben. Auch muß es dann auffallen, daß in einer so späten Zeit, wo sogar von den meisten Altären die Stiftungsurkunden vorhanden sind, jede aktenmäßige Nachricht über ihre Gründung völlig fehlt. Das läßt doch wohl auf älteren Ursprung schließen. Wir lassen die Sache dahingestellt, bis etwa das Terrain des Martinsberges dem Casino gegenüber, jetzt Weinberg des Hrn. Potthoff, darauf hin näher untersucht sein wird, ob sich nicht dort noch Spuren älterer Kirchenfundamente als aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, und ältere Särge, als der 1858 aufgefundene hölzerne finden.

Genaueres weiß man über die Gründung der noch jetzt beste-

henden Kirchen der Stadt. Kreuznach verdankt in der Beziehung viel dem biedern und frommen Geschlechte der Grafen von Sponheim, welche, nachdem Heinrich IV. laut Urkunde vom 30. August 1065, Kreuznach nebst allem Zubehör dem Bisthum Speier geschenkt hatte und so dessen unmittelbare Beziehung zu den deutschen Kaisern gelöst war, zu ihren links der Nahe gelegenen Besitzungen um 1250 auch den rechts gelegenen Haupttheil von Kreuznach von Speier erwarben und nun sich um dasselbe sehr verdient machten. In einer Urkunde von 1247, durch die Graf Simon von Sponheim dem alten Nonnenkloster St. Petri die Vogtei von einigen Gütern übertrug, wird der Ort zuerst civitas, Stadt, genannt. Die Sponheimer Grafen haben ihre beiden früher nur als Dörfer bezeichneten Theile durch die steinerne Brücke mit einander verbunden, haben Mauern und Thürme um die Stadt gebaut und sie mit Gotteshäusern versehen.

Zuerst erbaute Graf Johann I. (der Zahme) von Sponheim, derselbe, dem der tapfere Kreuznacher Metzger Michel Mort in einer Fehde mit dem Bischof Werner von Mainz mit heldenmüthiger Selbstaufopferung in der Schlacht bei Sprendlingen 1279 das Leben rettete, bei seinem Jagdschloß in den Weiden am Ellerbach im Jahr 1266 zu Ehren des heiligen Nicolaus eine Kapelle, und im Jahr 1281 ward diese „Kapelle oder Basilika" von demselben Grafen Johann I von Sponheim und seiner Gattin Adelheid von Leiningen, um das Heil ihrer Seelen zu sichern, mit allem Zubehör den Carmeliter-Mönchen gegeben. Diese legten daselbst bald ein Kloster an, welches durch viele Begabungen und Schenkungen bald reich und besonders durch seine vier Partikeln des heiligen Kreuzes berühmt wurde. Es hat aber auch tüchtige Männer hervorgebracht, Trithemius zählt in seiner Schrift zum Lobe des Carmeliter-Ordens 15 berühmte Männer desselben auf, davon drei dem Kreuznacher Kloster angehörten. In Folge der Reformation wurden 1564 und 65 die Klöster eingezogen, auch die Carmeliter mußten fliehen. Ihr Haus und ihre Einkünfte wurden zur Stiftung eines reformirten Gymnasiums oder Pädagogiums überwiesen, welches aber fünf Jahre später wirklich erst eröffnet wurde.*) Im dreißigjährigen Kriege 1628 führte der spanische General Verdugo die Carmeliter da wieder ein, 1631 vertrieben die Schweden sie auf's Neue. Unter dem Schutz der Franzosen kehrten die Mönche 1635 zurück und erhielten die Pfarrei. 1652 verjagte sie der Pfalzgraf Ludwig Philipp, aber sein Mitregent Markgraf Wilhelm von Baden schützte sie und ver-

*) Wir folgen in Nachstehendem mehrfach unserer vor 2 Jahren erschienenen Schrift: Kirchengründung, Reformation und Union in Kreuznach und Umgegend. Kreuznach, J. H. Maurer.

anlaßte unter Beihülfe des Erzbischofs von Mainz 1661 einen Vertrag, wonach nur 3 Klosterbrüder da bleiben, der übrige Theil aber dem Gymnasium dienen und die Kirche von Katholiken und Reformirten gemeinschaftlich benutzt werden sollte. 1666 wurde dieser Vertrag dahin abgeändert, daß die Carmeliter das ganze Kloster erhielten, zu einem reformirten Gymnasium aber die Markgrafen von Baden 400 Rchsthlr. geben sollten. Hierzu schenkte ein Langenlonsheimer Bürger Hubert noch 1000 Rth., und damit wurde neben dem Carmeliterkloster ein Gebäude für das reformirte Gymnasium errichtet. 1689 verjagten die Franzosen den Rektor mit seinen Lehrern und Schülern daraus, zerstörten es und übergaben es den Carmelitern, die den Platz zu Gärten ebneten und 1692 auch alle Kloster-Einkünfte erhielten. Das reformirte Gymnasium wurde 1706 in die Klappergasse verlegt. 1708 wurde den Mönchen ihr Besitz vom Kurfürsten Johann Wilhelm bestätigt, der ihnen auch die Pfarrei in der Neustadt übertrug. Sie sorgten aber auch für den Unterricht, indem sie im Kloster eine deutsche und 1717 eine lateinische Schule errichteten. 1802 wurde das Kloster mit allen andern Klöstern von den Franzosen eingezogen. Die alte Kirche dient noch jetzt dem katholischen Gottesdienste neustädtischer Seits.

Einige Jahrzehnte nach Gründung der St. Nicolauskirche entstand die Hauptkirche der Stadt, die Kirche auf dem Wörth. Will die Sage schon dem alten Frankenkönig Dagobert, der eher die alte Martinskirche könnte erbaut haben, dort den Bau einer Kirche zuschreiben, so ist das eben so unbegründet, als die Legende unnachweisbar ist, daß daselbst auf der Naheinsel in uralt-heidnischer Zeit das Kreuz oder der Kreuz-Altar gestanden habe, dem unsere Stadt ihren Namen verdanken soll. Die bei Trithemius und auch früher wohl vorkommende griechische Form des Namens unserer Stadt Stauronesus, Kreuzinsel, deutet allerdings darauf hin, ist aber wohl etwas willkührlich. Wenn in einer Urkunde vom 1. Mai 1312 über die Stiftung eines Altars im St. Petersklosters bei Kreuznach der Rheingraf Siegfried sich fundator ecclesiae crucenacensis nennt, so thut er das wohl nur als Patron und Ausstatter der älteren Pfarrkirche, nicht als Erbauer. Irrig ist auch die Angabe des alten Historikers und Geographen der Pfalz, Widder, daß die Wittwe des Pfalzgrafen Rupert Pipan, geb. Gräfin Elisabeth von Sponheim, im Jahr 1400 die Kirche auf dem Wörth gebaut habe. Dagegen geht aus alten Urkunden hervor, daß dieselbe auf den Grafen Johann II. von Sponheim zurückzuführen ist, welcher zu Anfang des 14. Jahrhunderts am Fuße seiner Burg, zu Ehren der heiligen Maria, St. Martin's und St. Kilian's die Kirche auf dem Wörth errichtet hat. Er hatte schon 1309 in seiner

Burg auf dem Kauzenberg eine Kapelle gegründet und dotirt, welche Dotation er 1311 mit Einwilligung seines Bruders Simon II. vermehrte. Aus dem Schluß dieser Urkunde sieht man, daß Graf Johann damals schon die Absicht hatte, die Wörthkirche zu erbauen, denn es heißt da: „Und wir Simon legiren 20 Mark Colon. für die neue in unserer Stadt, in jenem Feld bei der großen Brücke zu erbauende Kirche." So muß denn diese Kirche auf dem Wörth in dem zweiten und dritten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts, nach 1311 und vor 1330 erbaut sein. Damit stimmt auch der reine gothische Baustyl vollkommen überein, den wir an dem noch erhaltenen schönen Chor der alten Kirche, der jetzt zum englischen Gottesdienst eingerichtet ist, wahrnehmen. Die Pfarr-Rechte und sonstigen Gerechtsame der Kilianskirche wurden auf diese neue Kirche übertragen, und da sie zur Pfarrkirche bestimmt war, so entstand ein Streit über das Patronats-Recht der Kreuznacher Pfarrei, welches die Rheingrafen, die Nachkommen der sechs Emichos, die 961 bis 1140 Grafen des Nahegaues waren, von der Kilians-Kirche auf ihrer Osterburg her in Anspruch nahmen. Und gemäß Urkunde bezeugten am 7. April 1327 vor Schultheis, Schöffen und Magistrat von Kreuznach der Pfarrer Petrus Waldenhusen und der Bürger Burchard in Kreuznach, daß dem Rheingrafen Johann I. nicht nur über den auf dem Kirchhofe der Pfarrkirche St. Kiliani gestifteten Altar S. Michaelis das Patronat-Recht zustehe, sondern über diese Kirche überhaupt. Laut Vorladung vom 23. April 1332 wurde Graf Johann II. von Sponheim und der Rheingraf Johann „zur Beilegung der zwischen ihnen wegen des Dorfes Osterburg u. s. w. bestehenden Entzweiung zu einem rechtlichen Tage gen Bingen auf Montag nach St. Urbanstag beschieden." Der Streit muß da zu Gunsten des Rheingrafen entschieden worden sein, denn unterm 8. Juli 1332 überlieferte Graf Johann II. diesem die von ihm neuerbaute Kirche auf dem Wörth. In der betreffenden, für unsere Kirche und Stadt mehrfach interessanten Urkunde heißt es: „Wir Johann Grave von Sponheim dun kunt allen Lutin, daz wir umb ehhafften Nod und incleginheit und grosin bresten unsir Stad zu Cruzenach jedweder syten alse der Parre wegen alda han gemacht eine nuwe Kirchen und Kirchhof uf unsirn rechtin eigen uf dem Werde, obwendig der steinen Bricken, undin unser Burg Cruzenach." Also wegen der Noth und Bedürfnisse der Einwohner der Stadt Kreuznach auf beiden Seiten des Flusses, die, wie man sich leicht denken kann, zu der auf der rechten Seite draußen, auf dem Terrain der alten Osterburg und Heidenmauer liegenden, kleinen St. Kilianspfarrkirche einen zu weiten, überdies wohl noch oft durch Ueberschwemmung behinderten Kirchweg hatten, und dann auch der Pfarrer wegen, um auch ihnen den weiten Weg zu sparen, hat der edle Graf von Sponheim zwischen den beiden Stadttheilen auf der

Insel, die dort von den beiden Armen der Nahe gebildet wird, oben an der steinernen Brücke, nahe bei seiner Burg die Kirche gegründet. Die Brücke wird hier zuerst erwähnt und war wohl, wie die Kirche, einige Jahrzehnte früher nothwendig geworden durch das rasche Anwachsen der Neustadt seit dem Jahre 1241. In einem Gütertausch von 1271 kommt auch schon eine, ohne Zweifel kurz vorher entstandene Burg an der Stelle des spätern Simmerschen Hofes in der Neustadt vor, deren Errichtung auch gewiß zum Aufblühen dieser letztern beitrug. Dieselbe wird im Jahr 1309 von Johann II. in einem Bestätigungsbriefe der Schenkungen an die Burgkapelle als nova civitas (Neustadt) erwähnt. Dem weiteren Inhalt der Urkunde von 1332 gemäß war nun die Wörthkirche „geweihet in Ere unser Frawen (der Jungfrau Maria), St. Kilians und St. Martins, die da sint Patrone der vorg. Parren." Es heißt dann weiter: „Dieselbe Kirch und Kirchhof geben wir und han gegeben dem Edlen Manne unsirn lieben getruwen Johan dem Ringraven und sinen nakomelingen vor uns und alle unse nakomelinge mit allem dem Rechte, Fryheit und Gewonheit, als sin altfordern auf In bracht haut die Parre St. Kilians zu Cruzenach, und auch er sie hat herbracht uf diesen Tag, umb daß Parre mit allen Irme rechten, Fryheit und Gewonheit vorbas sollen sin uf der vorgenannte Kirchen uf dem Werde." Aus einer andern Urkunde geht hervor, daß Graf Johann II. an demselben Tage auch der bisherigen Pfarrkirche liebend gedachte, indem er eine ewigliche Messe stiftete „zu St. Kylian uzwendig unsir Stadt Cruzenach da die Parre derselbir stadt bither gewesen ist und nun anderswit ist gelaht." Die Messe war verbunden mit einer reichlichen Priester-Pfründe.

Die Rheingrafen, denen das Patronat über die neue Marienkirche auf dem Wörth übertragen war, bemühten sich nun sehr um die erzbischöfliche Bestätigung der ihr gewordenen Privilegien. So geschah es, daß der damalige Verwalter des Erzbisthums Mainz, Balduin von Trier, gleich schon am 14. Decbr. 1332 die Aebte zu Sponheim und Disibodenberg beauftragte, an seiner Statt, wie es in der lateinischen Urkunde heißt, „die demüthigen Bitten des Rheingrafen Johann, Patrons der Pfarrkirche St. Kilians, nach sorgfältiger Prüfung zu erfüllen und die Pfarrkirche mit allen Gerechtsamen auf die neue Marienkirche zu übertragen, in Folge dessen aber jene zur Filialkirche zu erklären." So ward die neue Kirche, für die Graf Johann von Sponheim auch schon 1309 bei Errichtung der Kapelle auf seiner Kauzenburg vorgesorgt hatte durch die Bestimmung, daß diese der Wörthkirche nicht zum Nachtheile gereichen dürfe, nun bald eine eben so angesehene als reiche Kirche, mit deren Patronat zugleich auch die Verleihung der jetzt zur Filiale

gewordenen Pfarrei St. Kilians und mehrerer Altarpfründen in andern Kapellen und Kirchen verbunden war. 1431 entstand unter Anderm auch über das Patronat zu Kreuznach zwischen den Söhnen des Rheingrafen Johann III., Johann IV. und Gerhard, und ihrem Oheim, Rheingraf Friedrich, ein Streit, der dadurch ausgeglichen wurde, daß die Vergebung der Pastorei Kreuznach und der übrigen geistlichen Lehen zwischen beiden streitenden Parteien wechseln sollte. Die Einkünfte der neuen Kirche, die namentlich aus den Altarpfründen der früheren St. Kilians-Pfarrkirche bestanden, und die im Jahre 1450 vom Pabst Nicolaus V. auf 50 Mark Silbers abgeschätzt wurden, lockten bald manche große Herren geistlichen und weltlichen Standes an, sich um die Pfarre zu bewerben. Einem Domherrn von Trier und Pfarrer zu Kreuznach, Jacob von Sirk, der nachher Erzbischof von Trier wurde, gelang es, eine Bulle des Pabstes Nicolaus V. vom 12. Mai 1450 zu erwirken, wodurch ihm in seiner neuen Würde doch die Kreuznacher Pfarrei zur Bezahlung der Schulden seiner Trier'schen Erzkirche verblieb. Die rheingräflichen Patrone nahmen aber auch oft selbst diese Pfarre für sich und ihre Familienglieder in Anspruch. Sie hatten sogar 1431 ein Hausgesetz erlassen, daß, „wenn einer oder der andern Linie Herren vorhanden seien, welche sich zu geistlichen Aemtern schickten, sollten selbigen diese Lehen vorzüglich gegeben werden." Die Berufspflichten des Pfarrers ließen sie dann durch Pfarrvicare versehen, die dazu die Bestätigung vom geistlichen Gericht zu Mainz erhielten. Solche Kreuznacher Pfarrherren aus hohen Häusern waren: 1375 Rheingraf Conrad I., 1408 Rheingraf Conrad II., Domherr und nachher Erzbischof und Kurfürst zu Mainz, 1457 Rheingraf Gerhard, Domherr zu Trier und Köln, 1490 Rheingraf Friedrich, 1492 Arnold Graf zu Salm und Domherr zu Trier, 1549 Rheingraf Jacob. Dieser starb 1557, und in demselben Jahre wurde die Pfarrei, nachdem inzwischen die Reformation eingetreten war, vom Rheingrafen Philipp an den lutherischen Pfarrer Christoph Stollberger verliehen und die Kirche ihrer Altäre und sonstigen Schmuckes beraubt.*) Die Rheingrafen behielten das Patronat bis 1698, wo sie es mit den dazu gehörigen ansehnlichen Zehnten an Kurpfalz verkauften. Die Wörthkirche selbst wechselte mehrfach den Besitzer, je nach der confessionellen Gestaltung. 1577

*) Außer dem Hochaltar waren in der Kirche auf dem Wörth noch sechs Altäre, an denen sechs Altaristen oder Kapelläne den Dienst versahen, welche in den Häusern auf der Brücke wohnten. Dort waren nämlich, wie aus einem Begnadigungsact der Kreuznacher wegen Aufruhrs vom 1. October 1495 hervorgeht, ohne Vorwissen der Herrschaft zwei Häuser gebaut worden, die man aber nun stehen ließ, wie mit Grund angenommen wird, weil sonst kein passender Platz zu Wohnungen für die Kapelläne sich finden mochte. So sind denn nachher noch weitere Häuser auf den Brückenpfeilern entstanden.

gab Kurfürst Ludwig VI. sie den Lutheranern, 1584 Pfalzgraf Johann Casimir den Reformirten, die mit mehrfachen Unterbrechungen im 30jährigen Kriege sie bis 1689 behielten, in welchem Jahre die Franzosen am 18. April das auf der Höhe darüber gelegene Schloß Kauzenberg, den Simmer'schen Palast, und am 18. October mit den andern Kirchen Kreuznachs auch die auf dem Wörth anzündeten. Die Räume wurden später nach der Religionserklärung so getheilt, daß die Reformirten das Schiff, die Katholiken den Chor als Eigenthum erhielten. Jene durften aber laut Vergleich den Chor so lange benutzen, bis sie das Schiff wieder aufbauen konnten. Erst 1768 begannen sie damit, und in einigen Jahren war das Schiff der Kirche, ansehnlich erweitert aber mit Beibehaltung der stehengebliebenen Giebelseite, für 60,000 Gulden wiederhergestellt, aber leider nicht in dem alten schönen Baustyl. Bei der neuen Einweihung am Peter und Paulstage 1777 erhielt die Kirche den Namen Pauluskirche. Eine Zeitlang benutzten die Katholiken den Chorbau selbst als Pfarrkirche; da er aber immer baufälliger und die Unterhaltung kostspielig wurde, verkauften sie denselben einem Privatmanne, der den schönen gothischen Bau als Scheune benutzte. Nachher wurde derselbe von der evangelischen Gemeinde erstanden und im Jahre 1863, nachdem er mit englischem Gelde in alt-gothischem Style schön wiederhergestellt worden, neu eingeweiht und dem englischen Gottesdienst gewidmet.

Was nun die katholische Kirche in der Altstadt betrifft, so ist sie, wie die St. Nicolauskirche der Neustadt, aus einem Kloster entstanden, dessen Bau zwischen 1471 und 1476 vom Kurfürsten Friedrich von der Pfalz und dem Pfalzgrafen Friedrich von Simmern, welche Kreuznach gemeinschaftlich beherrschten, zu Ehren des heiligen Franziskus begonnen wurde. Bei ihrem Tode ward 1484 die Vollendung des Klosters den Mönchen überlassen, und sie förderten den Bau rasch, indem sie ein für wunderthätig geltendes Bild des heiligen Wolfgang in der neuerbauten Kirche aufstellten, welches bald die Gläubigen von nah und fern anzog, so daß es an reichen Spenden nicht fehlte. Auch dies Kloster zeichnete sich zu Ende des 15. Jahrhunderts dnrch Gelehrsamkeit aus, wurde aber auch nach der Reformation 1565 eingezogen. Im 30jährigen Kriege 1620 erhielten es die Franziskaner wieder, mußten 1631 aufs Neue weichen, erhielten jedoch ihr Kloster 1652 durch Concordat zwischen Pfalzgraf Ludwig Philipp, Friedrich von Simmern und Markgraf Wilhelm von Baden zurück, aber mit der Bedingung, daß nur 8 Ordensbrüder darin sein und der katholische Gottesdienst für die Gemeinde in der Klosterkirche gehalten werden sollte. Kurfürst Johann Wilhelm übertrug dann den Franziskanern förmlich die katholische Gemeinde der Altstadt, wie den Carmelitern die der Neu-

ſtadt. 1802 wurde auch dies Kloſter aufgehoben und ſpäter zum jetzigen Gymnaſium eingerichtet, die Anordnung aber in Bezug auf den Gebrauch der Kirchen zum katholiſchen Gottesdienſte der Alt- und Neuſtadt iſt geblieben.

In der Altſtadt am Mühlenthor hat im Mittelalter eine Kapelle geſtanden, die den ſeltſamen Namen Kluſen-Buben-Kapelle führte. In einem Schreiben vom 6. Decbr. 1371 berichtet Graf Walram von Sponheim, daß er „eine Kluſe und Bedehus, die vor Zeiten gebuhet was by der Kapelle ſanti Kilianis ußenwenig myner Stadt Crutzenach" wegen Baufälligkeit bei ausgebrochener Feindſeligkeit um große leibliche Noth zu vermeiden und höchſt verderblichen Schaden von ſeiner Stadt Kreuznach abzuwenden, habe abbrechen laſſen; und da bei dem Wiederaufbau auf derſelben Stelle offenbarer Schaden vorher zu ſehen ſei, indem ſie in Kriegszeiten wieder zerſtört und abgebrochen werden müſſe, ſo habe er für die drei Schweſtern, ſo darin geſetzet waren, eine neue Klauſe innerhalb ſeiner Stadt bei der Kapelle St. Katharinä erbauen laſſen, und „die drei Schweſtern ſo darin geſetzet waren, ſind in der Kluſe bei der Bubenkapelle untergebracht." Die Gründung dieſer Klauſe bei der Bubenkapelle St. Katharinä, um Gottes Dienſt zu mehren erbaut, iſt gemäß Urkunde von 1372 durch die Rheingrafen Johann und Hartrad als Fundatoren und Conrad Rheingraf als Paſtor der Kreuznacher Pfarrkirche genehmigt. Dieſe, wie es ausdrücklich heißt, im Gegenſatz zu der außerhalb gelegenen Kilianskirche, inwendig der Stadt erbaute Kapelle lag, wie der Hiſtoriker und Geograph der Pfalz Widder ſagt, am Eingang der Mühlengaſſe. Sie ward dem Kloſter zu Schwabenheim übergeben und nahm im 15. Jahrhundert unter dem Namen Mutter und Convent zu Kreuznach die Nonnen des Auguſtinerkloſters St. Peter auf, bis dieſelben 1491 in ihr Kloſter zurückkehren konnten. Von dieſer Kluſen-Buben-Kapelle ſind die Umfaſſungsmauern theilweiſe an und in einem Gebäude am Mühlenthor zu Kreuznach noch deutlich erkennbar.

Eine andere Kapelle ſtand noch vor dem Rüdesheimer Thor; ſie war der heiligen Agnes geweiht und hat wohl dem (Ag)Neſenberge in dortiger Gegend den Namen gegeben. Sie war vom Kloſter Diſibodenberg abhängig, welches dort eine Kellerei beſaß, die ohne Zweifel zur Gründung dieſer Kapelle Veranlaſſung gegeben hat. 1570 wurde dieſe Kellerei aufgehoben. Ferner ſtand noch zwiſchen der Stadt und dem altadeligen Frauenkloſter St. Peter, welches auf dem Terrain des jetzigen Oranienhofes zu ſuchen iſt, die St. Lampertskapelle, welche von den Rheingrafen auf ihrem Grund und Boden geſtiftet war. Sie hat zu Anfang des 16. Jahrhunderts noch beſtanden, denn 1512 erſuchte Pfalzgraf Johann von Simmern die Rheingrafen Philipp und Johann ſeinem

Hofkaplan Nicol. Mannernheim die St. Lamperdi-Kapelle zu verleihen.

Unter den Klöstern zu Kreuznach nimmt, außer und wohl vor den schon erwähnten, mit der St. Nicolaus- und der St. Wolfgangskirche verbundenen Carmeliter- und Franziskanerklöstern, das schon mehrfach genannte St. Petersklo ſter, vor der Stadt auf dem Weg nach dem alten Dorf Sulzen, den Salinen zu gelegen, die erste Stelle ein. Es war ein Nonnenkloster des Augustiner-Ordens und ist von den Herren von Stein, den Stammvätern des Rheingräflichen Hauses, zu Anfang des 12. Jahrhunderts gegründet. Friedrich I. bestätigte die Stiftung und stellte das Kloster unter die Aufsicht der Mainzer Erzbischöfe. Erzbischof Conrad I. gab ihm 1196 das Recht, sich selbst einen Probst zu wählen. Im 13. Jahrhundert erhielt es mehrfache Schenkungen an Weinbergen und Aeckern. Von besonderer Wichtigkeit war auch die Altarstiftung von 1312. Im 14. Jahrhundert nahmen es die Grafen von Sponheim als Voigte in besonderen Schutz, im 15. aber war das Kloster durch das unordentliche Leben der Nonnen so in der allgemeinen Achtung gesunken und so ruinirt, daß dieselben zum Theil in andere Klöster gesteckt werden mußten und ihr Kloster von Pabst Eugen IV. dem Schwabenheimer Kloster einverleibt wurde. Sie sammelten sich nach und nach wieder unter dem Namen „Mutter und Convent zu Kreuznach" in der eben erwähnten, am Eingange der Mühlengasse daselbst gelegenen, dem Kloster zu Schwabenheim übergebenen Klause-Buben-Kapelle. Schon im Jahr 1491 kehrten die Nonnen großentheils in ihr Kloster zurück, wo sie 1495 förmlich wieder eingesetzt wurden. Als später im Jahr 1557 die Reformation in den pfälzischen Landen definitiv eingeführt ward, konnte die Aufhebung der Klöster nicht ausbleiben. Nachdem vorher rheingräfliche Beamten im St. Petersklo ster eine Zerstörung der katholischen Cultus-Gegenstände und zwangsweise Bekehrung der Nonnen zum Protestantismus unternommen hatten, ward ihnen das von Pfalz und Baden untersagt, und am 9. Februar 1566 erschienen daselbst die pfälzischen Beamten mit dem Oberamtmann zu Krenznach und eröffneten, wie es in dem betreffenden Bericht des Beamten heißt, „den Jungfrauen zu St. Peter, daß Pfalz und Baden es gern sähen, wenn sie dem Evangelio gemäß lebten, und ernstlich begehrten, daß sie keine Person mehr einnehmen, das Habit ändern und andre ehrliche Kleider tragen nach dieser Landesart und Ehrbarkeit; sodann, daß sie der Messe und allem ihrem Anhang bei Strafe sich müßigen sollten. Wenn sie nun treulich Gottes Wort hören, im Hausregiment mit Rathe eines Schaffners fleißig sein und Jahresrechnung thun wollten, so sollten sie dagegen die gewisse Vertröstung haben, . . . daß Pfalz und Baden sich ihnen gnädig erzeigen wer-

den; im entgegengesetzten Falle würden die Kur- und Fürsten sie zu gedulden nicht wissen, . . . . worauf jede um ihre Meinung besonders befragt worden". Die Antworten fielen befriedigend aus. Die Aebtissin, „Ottilia, die Mutter, sagt, da sie wüßte, daß sie etwas wider Gott thäte, wolle sie es gern abstellen, und den Habitum belangend, wolle sie folgen und beneben den andern zum längsten in 3 Wochen ändern." Auch „Maria von Aich, Untermutter, will sich gehorsamlicher Aenderung der Kleider untergeben." Eine andre Nonne, „Margret von Kreuznach will Habitum mutiren und Gottes Wort hören," ebenso Anna von Oberheimbach. Elisabeth von Sobernheim, Widermeisterin, „will sich allem christlichem Gehorsam und Aenderung des Kleids unterwerfen." Ottilie von Schwabenheim, „will Habitum mutiren und ein fromm Kindlein sein." Margret von Bretzenheim „will Habitum mutiren und sich christlicher Ordnung unterwerfen, hab gleich wohl die Kutt mit Freuden angethan, woll doch Gottes Wort fleißig hören, und sich unterweisen lassen." Von Zweien wird gemeldet, daß es sie „hart angekommen sei, die Kutt auszuthun," doch fügten sie sich; nur 2 sind halsstarrig gewesen, mußten sich aber doch zuletzt fügen. Im Jahre 1567 wurde trotzdem das St. Peterskloster gänzlich aufgehoben und die Aebtissin mußte Kloster und Gefälle an Kurpfalz u. Baden abtreten. Die Nonnen gingen nach Mainz und wurden dort vom Erzbischof Wolfgang an das Agnesenkloster des heiligen Augustin überwiesen. Sie sind also nicht evangelisch geworden, sondern katholische Nonnen geblieben. In das St. Peterskloster wurden im 30jährigen Kriege, als die Spanier in Kreuznach regierten, Augustinermönche aus Schwabenheim gebracht, sie mußten aber nach dem westphälischen Frieden wieder heraus. Die Klostergebäude geriethen nun bald in Verfall, so daß ihre Steine theils zum Bau der lutherischen Kirche in Kreuznach, theils zum Aufbau einer Villa u. Meierei der Prinzessin Maria von Oranien, Gemahlin des Pfalzgrafen Ludwig Heinrich, benutzt wurden. So ward aus dem Kloster mit den dazu gehörigen Gütern und Aeckern der Oranienhof, der 1688 von der Prinzessin ihrem Kammerherrn Kalk von Wartenberg geschenkt wurde, dessen Nachkommen ihn 1789 verkauften.

Die Reformation, von deren unausbleiblichen Wirkungen die Geschichte der Kirchen und Klöster Kreuznachs uns schon Zeugniß ablegte, hat am Oberrhein rascher und eher sich verbreitet, als am Niederrhein. Für die Pfalz ist namentlich die eine Stunde von Kreuznach gelegene Ebernburg ein Hauptheerd derselben gewesen. Dort sammelten sich um Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten verschiedene, von dem Geiste der neuen Zeit entzündete Männer, wie Melanchthon, Aquila, Bucer, Oekolampadius; dort war

das Asyl für die bedrängten Freunde der Reformation, die Herberge der Gerechtigkeit; dort wurden die Waffen des Geistes gegen Rom geschmiedet, großentheils auch die epistolae obscurorum virorum geschrieben; dort soll auch Luther auf der Burg oder im Dorf Ebernburg gepredigt haben, was sich aber nicht wohl mit der Geschichte seiner Reise zur Heidelberger Disputation 1518, oder zum Reichstag nach Worms 1521 reimen will. So viel aber ist sicher, daß Sickingen dem großen Reformator seine Dienste angeboten und ihn zu sich eingeladen hat, sowie auch den gelehrten Johann Reuchlin. Außer Franz von Sickingen und Ulrich von Hutten waren auch andere Mitglieder der fränkischen Ritterschaft Freunde und Schützer der Reformation, so namentlich Sickingens Freund und Nachbar Hartmuth von Kronberg auf der Altenbaumburg, 1½ Stunde von Kreuznach. Leider ward nun nach Franz von Sickingens frühem und raschem Fall im Jahr 1523 von seinen Erben die Stellung als Beschützer der Reformation nicht festgehalten, und bald nachher wurden, namentlich auch durch den Bauernkrieg, die Keime der neuen Lehre in diesen Gegenden großentheils wieder erstickt. Die Pfalz, welche nebst Hessen den Sturz Sickingens herbeigeführt hatte, trat längere Zeit ganz auf die katholische Seite zurück, während der Landgraf Philipp von Hessen seit 1524 in Verbindung mit seinem Nachbar, dem Kurfürsten von Sachsen, die reformatorische Bewegung am Oberrhein leitete und 1526 mit Hülfe des von ihm herbeigerufenen Franz Lambert von Avignon, auch Johannes Serranus genannt, eine gründliche allgemeine Reformation begann. Kreuznach befand sich zur Zeit der Reformation mit der ganzen vorderen Grafschaft Sponheim, deren Hauptstadt es war, unter dreifältiger Herrschaft. In Folge der sponheimischen Erbschaft Johanns V. war seit 1437 Kurpfalz in den Besitz von 2 Fünfteln, Pfalzsimmern von 1½ und Baden von 1½ Fünfteln der vordersponheimischen Grafschaft zu Kreuznach gelangt. Kurfürst Philipp, der 1476 bis 1508 regierte, trat 3½ Fünftel von der Herrschaft Kreuznach an und durch Einlösungen und Verheirathungen ward es wieder so, daß Kurpfalz 1 Fünftel, Pfalzsimmern 2 Fünftel und Baden 2 Fünftel von Kreuznach besaß. Sein Sohn war Kurfürst Ludwig V., der von 1508 bis 1544 regierte. Unter ihm und Friedrich II von der Pfalz, der von 1544 bis 1556 regierte, fanden Anfänge der Reformation bei uns Statt, 1546 ließ Friedrich II. durch Paul Fagius aus Bergzabern die Reformation in der Pfalz nach dem Vorschlag Melanchthons in einer möglichst schonenden und conservativen Weise einführen, wodurch ihr auch in der Grafschaft Sponheim der Weg gebahnt wurde. Strenger verfuhr Kurfürst Otto Heinrich. Er ließ Meßopfer und Heiligendienst abschaffen, die Reformation nach lutherischer Weise einführen und durch seine gründlich verbessernde Neuburger Kirchenordnung von

1543 befestigen. Ueberall zollte ihm das Volk Beifall und so berücksichtigte er den Widerspruch Badens nicht.

Das Jahr 1557 ist als das Jahr der Einführung der Reformation in den pfälzischen Landen zu betrachten. Im Mai schon, und zwar unterm 28. Mai, führte der Pfalzgraf Friedrich II. von Simmern im Fürstenthum Simmern, welches er allein besaß, die Reformation ein und installirte den Superintendenten Nicolaus Leuckius. Die hintere Grafschaft Sponheim beherrschte Friedrich mit dem Markgrafen Philibert von Baden zu gleichen Theilen. In ihr führte er die Reformation ein durch einen Erlaß d. d. Simmern vom 16. Juli 1557 an den Oberamtmann Friedrich von Schöneberg zu Trarbach.

Auf die vordere Grafschaft Sponheim, unsern Kreuznacher Bezirk umfassend, bezog sich dieses Schreiben zunächst noch nicht. Von derselben besaß Friedrich II. als Pfalzgraf nur zwei Fünftel, der Kurfürst Otto Heinrich von der Pfalz ein Fünftel und Markgraf Philibert von Baden zwei Fünftel. Hier wurde die Reformation erst im Herbst des Jahres 1557 von dem Kurfürsten Otto Heinrich und Friedrich II. eingeführt. Sie erließen da nämlich an den Wild- und Rheingrafen Philipp Franz zu Salm (die Rheingrafen waren ja, wie wir früher sahen, Patrone der Kreuznacher Pfarrkirche) eine Aufforderung, „den bisher angestellten Pfarrer zu Kreuznach abzuschaffen, und an seiner Statt den Christoph Stollberger, einen gottesfürchtigen, gelehrten, frommen, ehrbaren, in der heiligen Schrift geübten Mann, zu präsentiren und zu verordnen, ihm auch eine solche Competenz zu schaffen, dabei er sich mit Weib und Kind möchte der Nothdurft nach betragen und seinen Unterhalt haben; daneben auch den andern Pfarrern als Superintendent ernst und fleißig vorstehen." Glücklicher Weise war der Rheingraf selbst schon dem lutherischen Bekenntniß zugethan, und so wurde Christoph Stollberger Pfarrer der lutherisch gewordenen Pfarrgemeinde der Kirche zu unser lieben Frauen in Kreuznach und Superintendent der vorderen Grafschaft Sponheim, Alles ohne daß auf die Einrede des badischen Mitregenten geachtet wurde. Zwei Jahre nachher, 1559, starb der Kurfürst Otto Heinrich von der Pfalz und sein Nachfolger Friedrich III., ein eifriger Freund der reformirten Kirche, dem dieselbe auch den Heidelberger Katechismus verdankt, ließ in der Unterpfalz alle Kirchen und Cultus-Gebräuche streng reformirt einrichten und 1563 eine neue reformirte Kirchenordnung einführen. Er fragte dabei nicht darnach, daß der Adel und der größte Theil des Volks gegen diese durchgreifenden Neuerungen war. Leider ging er den Personen gegenüber ebenso rücksichtslos zu Werke und entsetzte nicht nur alle katholischen, sondern auch alle lutherischen Geistlichen, die sich nicht seinen Anordnungen

fügen wollten. Davon ist denn Kreuznach speciell auch mit betroffen worden, indem ohne Zweifel der 1557 hier eingesetzte lutherische Pfarrer und Superintendent Stollberger jetzt von Friedrich III. seines Amtes entsetzt wurde. Das geht hervor aus einer Beschwerdeschrift, welche die Fürsten und Stände des Reiches im Jahre 1566 beim Reichstage zu Augsburg dem deutschen Kaiser Maximilian II. wegen des vom Kurfürsten Friedrich III. eingeführten Calvinismus überreichten. Es wird da ausdrücklich auch Beschwerde geführt über „Neuerungen hinsichtlich des Prädikanten zu Kreuznach" und hervorgehoben, daß es von dem Pfalzgrafen Kurfürsten „ungestanden sei (nicht zugegeben werde), daß Sr. kurfürstlichen Gnaden angestellte Ordnung oder Kirchendiener nicht der Augsburger Confession sein sollten." Namentlich beschwerte sich auch Friedrich's Mitregent, der Markgraf von Baden, und ersuchte Se. kaiserliche Majestät gehorsamst, „dem Kurfürsten zu bedeuten, daß er die begonnenen Neuerungen wieder abschaffen und die Klagen der gemeinschaftlichen Beamten, 31 an der Zahl, unter andern die Präsentation des Prädikanten zu Kreuznach und die eigenmächtige Entfernung lutherischer Kirchendiener betreffend, erledige."

Mit dem Tode des Kurfürsten Friedrich III. 1576 trat nun in den kirchlichen Verhältnissen von Kreuznach und der Umgegend eine Veränderung ein, insofern sein Sohn Ludwig VI. ein ebenso eifriger Lutheraner war, als der Vater ein Reformirter. Er setzte den reformirten Kirchenrath ab und übertrug 1577 Kirchen und Schulen wieder lutherischen Geistlichen und Lehrern, so auch die Kirche auf dem Wörth in Kreuznach. Für den Cultus brachte er die verbesserte Kirchenordnung Otto Heinrichs wieder zur Geltung, und in Glaubenssachen ward das Concordienbuch maßgebend. Auf dasselbe wurden im Jahre 1580 und 81 der neu eingesetzte Kreuznacher Superintendent Christoph Kolkwitz und 31 Kirchen- und Schuldiener durch Unterschrift verpflichtet. Die reformirten Geistlichen verließen großentheils das Land und nahmen ihre Zuflucht zu Johann Kasimir, dem Bruder des Kurfürsten Ludwig, welcher sie in Neustadt an einer von ihm errichteten Lehr-Anstalt beschäftigte. Aber die Herrschaft des lutherischen Bekenntnisses war nicht von langer Dauer in der Pfalz, indem Kurfürst Ludwig VI. schon 1583 starb und sein ebengenannter Bruder, ein guter Reformirter, als Vormund des Kurprinzen Friedrich im Jahre 1584 und 1585 Alles wieder auf reformirten Fuß einrichtete, wie es unter Friedrich III. gewesen war. Er entfernte die lutherischen Geistlichen wieder und führte dagegen die zu ihm geflohenen reformirten zurück; Kirchen und das Kirchen-Vermögen wurden ihnen wieder überliefert. So ward auch die lutherische Stadtpfarrei in Kreuznach aufgehoben und der Pfarrer Scheuermann weggeführt. Der

junge Kurfürst Friedrich IV. bestätigte, als er die Regierung antrat, als Reformirter diese Maßregeln seines Vormundes und führte 1607 eine erneuerte Kirchenordnung ein, durch welche die kirchlichen Verhältnisse geregelt wurden. Darnach herrschten ein Jahrhundert lang bis zum 30jährigen Kriege die Reformirten in der ganzen Kurpfalz. Während die Lutheraner in den umliegenden ritterschaftlichen Orten: Münster am Stein, Norheim, Hüffelsheim, Mandel, Bretzenheim, Winzenheim, Windesheim vorherrschten, waren in Kreuznach selbst die Reformirten weit überwiegend. Der reformirte kurpfälzische Hof begünstigte fortwährend diese Gemeinde, und sie nahm so zu, daß noch zwei Geistliche angestellt werden mußten, welche der reformirte Kirchenrath ernannte. Während des 30jährigen Krieges erlitten aber auch die Reformirten Mancherlei, da die ehrgeizige Unternehmung Friedrichs V. von der Pfalz auf die böhmische Königskrone auch seinen ihm treu ergebenen Bruder Ludwig Philipp mit in den Krieg verwickelte. So zogen nach dem Sieg bei Prag 1620 die Spanier und Baiern als Bundesgenossen Kaiser Ferdinands II. in die Pfalz ein, Spinola eroberte Kreuznach, und 1623 wurden die reformirten Pfarrer vertrieben, kehrten aber 1625 zurück und erhielten Kirche und Kircheneinkünfte wieder. 1648 stellte der westphälische Friede Alles wieder her, wie es vor Anfang des 30jährigen Krieges gewesen war. Für die Lutheraner brachte der 30jährige Krieg eine Verbesserung ihrer Lage mit sich. Nachdem sie 47 Jahre lang in Kreuznach ohne Pfarrer und ohne Kirche gewesen zu sein scheinen, wurden, als die Schweden im Februar 1632 Kreuznach und seine Kanzenburg erobert hatten, auf Veranlassung Gustav Adolphs durch den Administrator der Pfalz Ludwig Philipp die lutherischen Schulen und Pfarreien wieder eingerichtet. Die lutherische Gemeinde hielt damals ihren Gottesdienst in der schwarzen Kloster- (Carmeliter-) Kirche auf dem Eiermarkt. Indessen das dauerte nicht lange, denn 1635 wurde ihnen, da der schon am 6. November 1632 gefallene König Gustav Adolph sie nicht mehr beschützen konnte, diese Kirche und die Besoldung ihrer Geistlichen und Lehrer wieder genommen und sie angewiesen, sich aus eigenen Mitteln einen Geistlichen zu halten, nicht aber einen Schullehrer, sondern sich mit dem reformirten zu begnügen. Die lutherischen Rheingrafen beschützten aber die Lutheraner, gaben ihnen ansehnliche Beiträge zum Pfarrgehalt und überließen ihnen ihre große, an dem Pfalz-Simmerschen Hof hinter der Hochstraße gelegene Zehntscheune zum Gottesdienst. Leider aber trat ihnen nun die Intoleranz der Reformirten in Kreuznach entgegen. Man wollte sie gar nicht mehr dulden; sie waren mannigfach im Kirchen- und Schuldienst, bei Taufen, Trauungen und Begräbnissen behindert, und der lutherische Pfarrer Dollbier ward durch die allzugroße Strenge des Kurfürsten Ludwig verfolgt und sogar gefangen weggeführt. Da trat aber

Markgraf Wilhelm von Baden als Mitherrscher in der Pfalz dazwischen und erließ einen entschiedenen Befehl zum Schutze der Religionsfreiheit an das Oberamt Kreuznach, veranlaßte auch, nachdem 1636 die Kaiserlichen Kreuznach vergebens belagert hatten, 1637 die Berufung des Justus Nigrinus von Saulheim als lutherischer Pfarrer. Die Quälereien des reformirten Kirchenraths und des großentheils reformirten Stadtraths, der die Lutherischen bei Hofe verhaßt zu machen und ihnen die freie Religionsübung zu entziehen versuchte, ließen aber nicht nach und der arme Mann hatte viel darunter zu leiden. Auch die Katholiken machten ihm das Leben sauer und wollten den Lutheranern die Leichenreden auf dem Kirchhofe verwehren. Nigrinus wurde zwei Mal bei einer solchen von einem Jesuiten mit einem Stecken geschlagen, hat aber tapfer widerstanden und die Leichenpredigt doch gehalten. Erst als die Markgrafen von Baden zur lutherischen Kirche übertraten, fand diese in Kreuznach entschiedenen Schutz.

Ueber die Stadt und die ganze unglückliche Pfalz kamen nun, in Folge der Heirath des Herzogs von Orleans mit der Schwester des Kurfürsten Karl, Elisabeth, die Schrecken und Gräuel des Orleans'schen Erbfolgekriegs, indem Ludwig XIV. von Frankreich, um des Herzogs Erbansprüche geltend zu machen, den Mordbrenner Melac hinschickte, die Pfalz zu verwüsten. Zu Anfang October 1688 zogen die Franzosen in die Stadt Kreuznach ein, eroberten und zerstörten das Schloß Kauzenberg, schleiften 1689 die Thürme und Stadtmauern, zerstörten den Simmer'schen Hof hinter der Hochstraße und verbrannten die Pfarrkirche auf dem Wörth. Erst 1697 zogen sie wieder ab, und es trat in Folge des Ryswicker Friedens der katholische Kurfürst Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg die Regierung an. Er eröffnete dieselbe mit der Erklärung, daß er alle seine Unterthanen in ihren Gerechtsamen und freier Religions-Uebung schützen wolle, gewährte denn auch sofort den Lutheranern 1699 ein eigenes Consistorium, und gestattete ihnen, Kirche und Schule zu errichten. In Kreuznach ward in Folge dessen alsbald von den Lutheranern, die ihren Gottesdienst noch in der rheingräflichen Zehntscheune abhielten, „in der St. Petersgasse neben Layen, später Koppenheimer Hof," ein geräumiger Platz für 650 Gulden angekauft und 1698 der Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt, die nur 3879 Gulden kostete, mit Ausnahme von 3 Fenstern, die zwei Glaser und ein Spitzenhändler schenkten, der Kanzel, die die Gräfin von Ahlefeld widmete, und den Abendmahlsgeräthen u. Glocken, die von Andern geschenkt wurden. Am 5. Oktober 1701 wurde die Kirche eingeweiht und bekam den Namen Wilhelmskirche. Nach dem Brande des Thurms im Jahr 1862 wurde sie gründlich restaurirt.

Mit dem den Lutheranern in der Pfalz zugesprochenen Recht zu eigenem Consistorium, Kirche und Schule war ihnen nun doch noch kein Antheil am Kirchenvermögen zuerkannt, dieses war vielmehr jetzt zwischen Protestanten und Katholiken streitig, obschon die Zahl der letzteren nur sehr gering war. Die Katholiken stützten sich aber auf den vierten Artikel des Ryswicker Friedens, der ihnen alle die Kirchen und Kirchenrevenüen zuschrieb, welche ihnen die Franzosen während des Orleans'schen Krieges zugewendet hatten. Der katholische Kurfürst begünstigte diese Forderung und ein katholischer Convertit, Quad, ein Landschreiber aus Kreuznach, machte sich zum Executor, indem er mit acht pfälzischen Reitern durch die Umgegend von Kreuznach bis nach Freilaubersheim hin zog, um mit Gewalt die Katholiken in den Besitz der Kirchen zu setzen. Die Protestanten beschwerten sich natürlich bitter darüber, und der Kurfürst versuchte im Jahre 1698 das Auskunftsmittel, die Kirchen für Simultankirchen zu erklären, den Katholiken also den Mitgebrauch zuzusprechen. Der Streit war aber dadurch nicht geschlichtet, daher mischte sich König Friedrich I. von Preußen in die Sache, indem er das damals häufig angewandte Mittel der Repressalien versuchte, d. h. er drohte, in seinem Lande in ähnlicher Weise die Rechte der Katholiken zu beeinträchtigen, wie in der Pfalz die der Evangelischen beeinträchtigt wurden. So sah sich der Kurfürst zu der Religions-Erklärung vom 29. Novbr. 1705 veranlaßt, worin den drei Religions-Bekenntnissen, Reformirten, Lutherischen und Katholiken, volle Gewissensfreiheit und freie Religionsübung gewährt, das Simultaneum wieder aufgehoben und den Reformirten fünf Siebentel, den Katholiken zwei Siebentel aller Kirchen, Revenüen und Hospitäler zugesprochen wurden, mit der Maßgabe aber, daß in den Oberamtsstädten, wo mehrere Kirchen waren, die Katholiken eine ausschließlich, und wo nur eine war, ihren Chor-Raum erhalten sollten, die Reformirten das Schiff. Die Lutheraner bekamen nur die Kirchen und Kirchengüter zugesichert, die sie seit 1624 gehabt hatten, erhielten aber einen Sitz im reformirten Ehegericht und das Benutzungsrecht der gemeinschaftlichen Friedhöfe. Damit war aber doch der confessionelle Friede nicht hergestellt, und es hat auch Kreuznach die traurigsten Erscheinungen des confessionellen Haders jener traurigen Zeit erlebt. So ward der lutherische Pastor Keifflin von seinem „fanatischen Schulmeister" verklagt, daß er nicht alles Brod und Wein beim Abendmahl segne, diesen Symbolen den Rücken zukehre u. s. w. Ein ander Mal verweigerte beim Begräbniß eines lutherischen Kindes der reformirte Küster die unentgeltliche Darbietung des Schlüssels zum gemeinsam zu benutzenden Kirchhof, worauf der katholische aushalf. Keifflins Nachfolger hatte Streit mit dem reformirten Pfarrer über ein Kind aus reformirt und lutherisch gemischter Ehe, welches beide zu taufen das Recht in Anspruch nahmen.

Nachdem Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz durch Tauschvertrag mit dem Markgrafen von Baden vom 24. Aug. 1707 und 22. Sept. 1708 wegen Aufhebung der Gemeinschaft der vorderen Grafschaft Sponheim in den alleinigen Besitz von Kreuznach gekommen und 1716 gestorben war, trat mit seinem Nachfolger Karl Philipp (1716 bis 1742) eine schlimme Zeit der Religionsstreitigkeiten zwischen Protestanten und Katholiken ein. Der Kurfürst, der sich ganz von den Jesuiten leiten ließ, übertrug die Staatsämter nur Katholiken, schloß die Protestanten aus allen Landescollegien aus und setzte eine Strafe von 10 Gulden auf jeden im Gebrauche vorgefundenen Heidelberger Katechismus, der die 80. Frage von der Messe enthielt. Auf Verwendung auswärtiger Herren sah sich der Kurfürst genöthigt, seine reformirten Unterthanen bei Allem, was ihnen vermöge des westphälischen Friedens rechtmäßig gebühre, landesfürstlich zu schützen. Allein den Beschwerden wurde doch von den Oberämtern nicht abgeholfen, und die Reformirten zu Kreuznach hatten noch immer zu klagen über die Vorenthaltung des Chors der Pfarrkirche, des Kirchhofes, des Pfarrhauses in der Klappergasse und verschiedener Gefälle, sowie über Beeinträchtigungen bei gemischten Ehen und bei Begräbnissen. Endlich erließ der Kurfürst am 4. und 11. Februar 1723 einen neuen verschärften Befehl, verbunden mit der Drohung der Dienstentlassung, so daß denn schließlich jene Beschwerden beseitigt wurden. Unter der Regierung seines Nachfolgers Karl Theodor, der sie 1742 antrat und 1799 starb, war die Lage der Protestanten im Allgemeinen eine bessere, und es hat unter ihr von 1768 bis 1780 zu Kreuznach der Neubau der reformirten Kirche auf dem Wörth stattgefunden, theils aus Beiträgen der Gemeinde, theils aus Gaben auswärtiger Glaubensgenossen. Leider aber begünstigte Kurfürst Karl Theodor katholische Proselytenmacherei, und es blieben die Protestanten von allen Staatsämtern völlig ausgeschlossen. Auch städtische Aemter waren ihnen nur schwer zugänglich, so daß unter den 27 städtischen Beamten in Kreuznach nur 2 Protestanten waren, während sie doch unter den 3486 Einwohnern 2300, also mehr als zwei Drittel betrugen. Durch solche religiöse Bedrückung sahen sich die Bewohner der Pfalz vielfach zur Auswanderung namentlich nach Amerika genöthigt, und die fröhliche Pfalz hat bei einer fast 300jährigen religiösen Verfolgung, stetigem Zwiste zwischen Lutherischen und Reformirten und unsäglichen politischen Drangsalen viel Schweres durchgemacht.

Namentlich die französischen Revolutionskriege brachten wieder neue Trübsale über die Pfalz und die Stadt Kreuznach. Der im Jahre 1792 beginnende Krieg führte bald die Franzosen in unsere Gegend, und Mainz ging nach zweitägiger Belagerung zu den Republikanern über. 1693 kämpften namentlich in der

Nähe von Kreuznach die Oesterreicher und Preußen glücklich, mußten sich aber später zurückziehen, und zu Anfang 1794 wurde Kreuznach preisgegeben und durch General Moreau gebrandschatzt. Die Pfalz blieb nun Schauplatz vieler blutigen Gefechte, und Kreuznach besonders machte im December 1795 13 Tage des größten Schreckens durch, indem die zügellosen Horden des Generals Jourdan die Stadt furchtbar zurichteten und ihre Straßen mit Leichen bedeckten. Im November 1796 kam die Pfalz durch eine Uebereinkunft zu Frankreich und Kreuznach wurde französische Cantonsstadt. Nun gab es auch hier Freiheitsbäume und die Menge strömte in die Wörthkirche, auf deren Thurm die dreifarbige Fahne aufgezogen wurde, in ihren Hallen aber schwuren am 9. April 1798 die neuen Beamten der Republik die Treue. Statt des Sonntags und der christlichen Feste feierte man Nationalfeste, wie ein Fest der Jugend und der Eheleute, ein Fest des Ackerbaues 2c. Letzteres wurde zuerst im Juni 1798 in Kreuznach begangen und dabei, nachdem die Zunftzeichen, Stadtfahnen und alten Documente auf dem Eiermarkt verbrannt waren, in der Wörthkirche eine Rede über die Vorzüge des Landmannes gehalten. Schon 1799 schaffte man die ärgsten republikanischen Tollheiten wieder ab und führte die Sonntagsfeier wieder ein. Nachdem Napoleon 1802 alleiniger Consul und 1804 Kaiser geworden war, leisteten ihm alle Maires, Adjuncten und Municipalräthe auf dem Stadthause zu Kreuznach am 17. Juni den Eid der Treue. Der republikanische Schwindel war längst bis auf die letzte Spur vernichtet.

Die Kirchen- und Schul-Angelegenheiten hatten die Franzosen Anfangs den Pfarrern und Kirchenvorständen überlassen. Aber im Jahr 1802 erließ der Unterpräfect A. v. Recum für das ihm zugewiesene Arrondissement Simmern, zu dem Kreuznach gehörte, eine evangelische Kirchen- und Schulordnung, die damals, obschon sie von einem Katholiken ausging, überall beifällig aufgenommen wurde, auch wirklich nach Lage der Dinge viel Gutes enthielt, weshalb sie der Regierungscommissar der vier linksrheinischen Departements allen Präfecten zur Anwendung empfahl. Es handelte sich dabei hauptsächlich um die Ordnung der gegenseitigen Verhältnisse der beiden Culten. Die reformirten und lutherischen Inspectoren wurden in ihren Functionen bestätigt, sollten aber zu einem gemeinsamen Consistorium zusammentreten, was 1802 zu Simmern geschah unter dem Namen protestantischer Kirchenrath. Man beschloß da zugleich die Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirchen des Arrondissements Simmern. Nach der später für ganz Frankreich eingeführten neuen Organisation der evangelischen Kirche wurde Kreuznach ein eigner Local-Consistorialbezirk.

Nach fünfzehnjähriger Dauer ging die französische Herrschaft

zu Ende, indem nach den Niederlagen von 1813 die Franzosen in wilder Flucht über den Rhein zurückeilten, überall, und auch in Kreuznach und Umgegend, Leiden und Elend, namentlich das tödtliche Spitalfieber, verbreitend. Dasselbe wüthete in Kreuznach so stark, daß das Franziskanerkloster zum Lazareth eingerichtet werden mußte, und die Kranken von den Aerzten und Geistlichen nicht mehr genügend versehen werden konnten. Am 1. Jan. 1814 gingen die Preußen bei Caub über den Rhein und rückten über den Hunsrücken her zuerst am Abend des 2. in Kreuznach ein, und nachdem vorübergehend ein österreichisch-bairischer Landes-Administrator daselbst eingesetzt war, ward am 1. Juni 1815 König Friedrich Wilhelm III. von Preußen in Kreuznach als Landesherr ausgerufen, ihm die Beamten vereidet und der preußische Adler am Stadthause angeheftet.

Bald nachher nahmen die beiden protestantischen Gemeinden, welche in früherer Zeit die traurigsten Erfahrungen von dem confessionellen Hader hinreichend gemacht hatten, die Union an. Nachdem schon am 23. Octbr. 1817 die Geistlichen beider Consistorialkirchen von Kreuznach zu einer einzigen Synode zusammengetreten waren, die Union unter sich ausgesprochen und dafür auf dem Weg freier Ueberzeugung in ihren Gemeinden zu wirken sich verpflichtet hatten, erklärten sich in Kreuznach auch die beiden Kirchenvorstände für die Vereinigung der beiden Gemeinden zu einer evangelischen. Nun sammelten 2 Männer aus jeder Gemeinde Beitrittserklärungen zur Union in denselben, die überall mit Freudigkeit gegeben wurden; in wenig Tagen erhielten sie 1023 Unterschriften. Am 31. Octbr. 1817 wurde dann mit der Feier des 300jährigen Jubelfestes der Reformation das der Einführung der Union in Kreuznach verbunden, wobei als äußeres Sinnbild die Thürme der beiden einandergegenüberliegenden, nur durch die Nahe getrennten Kirchen durch ein Seil mit einander verbunden wurden, welches in der Mitte durch zwei zusammengeschlungene Hände verknüpft war. Die vereinigte evangelische Gemeinde Kreuznach hat sich seitdem dieses friedlichen Werkes der Union zu aller Zeit sehr gefreut, jedes Jahr das Gedächtniß dieses Tages froh erneuert und am 31. Octbr. 1867 das 50jährige Jubiläum der Union in Frieden und Eintracht begangen. Mögen uns diese köstlichen Segensgüter auch ferner erhalten bleiben zu Gottes Ehre und zum Heil aller Gemeindeglieder! —

Kreuznach, Fr. Wohlleben'sche Buchdruckerei.